Sächsischer Landtag
5. Wahlperiode

DRUCKSACHE 5/14441

Unterrichtung

durch den 1. Untersuchungsausschuss der 5. Wahlperiode

Titel

Bericht des 1. Untersuchungsausschusses der 5. Wahlperiode zum Dringlichen Antrag von 29 Abgeordneten der Fraktion DIE LINKE und 9 Abgeordneten der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN zur Einsetzung eines Untersuchungsausschusses (Drs 5/2155)

„Untersuchung der Versäumnisse und Fehler der Staatsregierung bei Konzipierung, Organisation, Planung und Absicherung einer vorrangig auf Abfallvermeidung, Ressourcenrückgewinnung und Nachhaltigkeit ausgerichteten Abfall-Kreislaufwirtschaft sowie einer funktionierenden Verwaltung und Überwachung der umweltverträglichen Verwertung und Beseitigung von Abfällen in Sachsen (Abfall-Missstands-Enquete)“

sowie abweichende Berichte

Zur Drucksache gehören: Band I - III

Berichterstatter: Geert Mackenroth, CDU

Eingegangen am: 16.05.2014 Ausgegeben am: 19.05.2014



Sächsischer Landtag

5. Legislaturperiode

1. Untersuchungsausschuss

Abschlussbericht

sowie abweichende Berichte

Band I von III

Inhalt
des Berichts des 1. Untersuchungsausschusses der 5. Wahlperiode

Band I

Teil I Einsetzung, Auftrag und Gang der Untersuchung

1 Einsetzung…….. 1
1.1 Einsetzungsbeschluss des Landtags……. 1
1.2 Mitglieder und stellvertretende Mitglieder des Ausschusses……..6
1.3 Bestimmung des Vorsitzenden und seines Stellvertreters……. 8
1.4 Benennung der Obleute……8
2 Personelle Betreuung des Ausschusses……... 9
2.1 Sekretariat des Ausschusses…….. 9
2.2 Parlamentarische Berater der Fraktionen……..9
3 Beauftragte der Staatsregierung……9
4 Ablauf des Untersuchungsverfahrens…… 10
4.1 Sitzungen…… 10
4.2 Verfahrensgrundsätze……...11
4.3 Zeit- und Arbeitsaufwand……..15
4.3.1 Brände in Abfall- und Recyclinglagern……... 15
4.3.2 Deponie Cröbern……16
4.3.3 S.D.R. BIOTEC…….. 17
4.3.4 Import von Abfall aus Italien……18
4.3.5 ETU GmbH Altbernsdorf…….. 18
4.3.6 Alle Komplexe……19
4.4 Protokollierung……19
4.4.1 Brände in Abfall- und Recyclinglagern……... 19
4.4.2 Deponie Cröbern……19
4.4.3 S.D.R. BIOTEC…….. 19
4.4.4 Import von Abfall aus Italien……19

4.4.5 ETU GmbH Altbernsdorf……...19
4.4.6 Alle Komplexe……20
4.5 Juristische Beratung……..20
4.6 Geheimschutzvorkehrungen…… 20
5 Aktenführung und Methoden der Materialsammlung……...22
6 Beweisaufnahme……22
6.1 Beweisanträge auf Vernehmung von Zeugen…….. 22
6.2 Beweisanträge auf Aktenvorlage…… 25
6.3 Beratungsablauf……29
7 Beschlussfassung zum Abschlussbericht……..30

Teil II Bericht über die getroffenen Feststellungen zum Sachverhalt und deren Bewertung

A Sachverhalt……31
I Komplex: Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen…… 32
1 Brandvorkommen, Ursachen und Maßnahmen……32
1.1 Zeuge Dr. Norbert Schieß…… 32
1.2 Zeuge Bernd Merbitz……37
1.3 Zeuge Thomas Redmer……38
1.4 Zeuge Matthias Bessel…… 40
1.5 Zeuge Heinz Böhmer…… 41
1.6 Zeuge Dr. Steffen Sickert……43
2 Versicherungen……..44
2.1 Zeuge Dr. Steffen Sickert……44
2.2 Zeuge Uwe Schuster……44
3 Kreiswerke Delitzsch, Zeuge Heinz Böhmer……47
3.1 Versicherungssituation……..47
3.2 Betriebliche Probleme nach dem Brand vom 07.04.2010…….. 48
3.3 Vorwurf der Überlagerung…… 48
4 Umweltbehörden / Zuständigkeiten…… 50
4.1 Zeuge Christian Lessmann…….. 50
4.2 Zeuge Jochen Rest……51
4.3 Zeuge Frank Drechsel…….. 52

4.3.1	Aufgaben und Strukturen	52
4.3.2	Überwachungen	53
4.4	Zeuge Bernd Merbitz	54
5	Sonderüberwachungen	55
5.1	Zeuge Dr. Norbert Schieß	55
5.2	Zeuge Frank Drechsel	56
5.3	Zeuge Bernd Merbitz	58
II	Komplex: Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern Planung / Dimensionierung / Entwicklung / Strukturen / Betrieb / Sanierung	59
1	Planung / Dimensionierung	59
1.1	Zeuge Professor Dr. Klaus Fricke	59
1.1.1	Planung	59
1.1.2	Überdimensionierung	61
2	Planung / Entwicklung, Zeuge Holger Bauerfeind	62
2.1	Zentraldeponie Cröbern	62
2.2	Mechanisch-Biologische Behandlungsanlage (MBA)	63
2.2.1	Planung	63
2.2.2	MBA Cröbern Strukturen / Entwicklung	63
2.2.3	Betrieb der MBA	64
2.2.4	Sanierungskonzept 2006	65
2.2.5	Umwidmung zur Deponieklasse III	66
3	Planung / Entwicklung / Inbetriebnahme, Zeuge Dr. Ulrich Rößger	67
3.1	MBA Cröbern	67
3.2	Zwischenlager	68
3.3	Expertisen und Berichte	69
3.4	Eingangskontrollen, behördliche Kontrollen	70
4	Öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem ZAW und dem Landkreis Delitzsch	71
4.1	Zeuge Dieter Schaude	71
4.2	Zeuge Ulrich Fiedler	72
4.3	Zeuge Holger Bauerfeind	74
III	Komplex: Westsächische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle	75

1	Allgemeine Ausführungen zum Umgang mit Abfällen	75
1.1	Zeuge Prof. Dr. Wolfgang Spyra	75
1.2	Zeuge Dr. Joachim Wuttke	82
2	Akquise / Anbahnung, Zeuge Holger Bauerfeind	89
3	Lieferungen aus Italien, Zeuge Dr. Ulrich Rößger	90
3.1	Störung der Umsetzung der Planung	90
3.2	Information an die Geschäftsführung der WEV	92
3.3	Vorbehandlung und Behandlung der Abfälle	93
3.4	Vorhalt der Vernehmung des Zeugen Frank Lehmann zu Unregelmäßigkeiten	94
3.5	SVG Naundorf	95
4	Lieferungen aus Italien, Zeuge Holger Bauerfeind	96
4.1	Umfang	96
4.2	Ablauf / Kontrollen	96
4.3	Siedlungsabfall aus Italien	97
4.4	Transport nach Naundorf bei Teuchern / Sachsen-Anhalt	97
5	Notifizierungen	97
5.1	Zeuge Holger Bauerfeind	97
5.2	Zeuge Günter Lohmann	98
5.3	Zeuge Ingo Arlt	99
5.3.1	Notifizierungen IT 00 45 34 und IT 00 45 46	102
5.3.2	Fremdabsteuerung von Abfall zur SVG in Sachsen-Anhalt	103
5.3.3	Überwachungen	104
5.4	Zeuge Jens Vierling	105
5.4.1	Notifizierungen	105
5.4.2	Kontrollen	108
5.5	Notifizierungen, Zeuge Michael Beer	109
6	Durchführung	111
6.1	Mitwirkung am Abfallimport, Zeuge Dr. Kurt Schmitz	111
6.2	TKÜ-Protokolle, Zeuge Dr. Kurt Schmitz	113
6.3	Containertransporte, Zeuge Gerd Sommer	113
6.4	Betriebsabläufe in der MBA Cröbern, Zeuge Frank Lehmann	114
6.4.1	Reparatur der zwei RTO-Öfen	114

6.4.2 Ablagerung unbehandelten Abfalls……114

6.4.3 Umleitung von Italien-Abfall nach Weißenfels…….. 115

7 Erkenntnisse des BKA zu Abfallimporten…….. 115

8 Erkenntnisse italienischer Ermittler……117

8.1 Lieferung von Hausmüll aus Kampanien, Zeuge Dr. Paolo Sirleo…… 117

8.2 Sonderabfälle aus Corridonia…….. 122

8.2.1 Zeuge Dr. Paolo Sirleo……..122

8.2.2 Zeuge Guiseppe Di Venere……..124

IV Komplex S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch; Genehmigungen, Prüfungen, Kontrollen……127

1 Entwicklung / Genehmigungen……127

1.1 Genehmigung 1999, Zeuge Dr. Günter Kiesel…… 127

1.2 Genehmigung 2005, Zeuge Dr. Günter Kiesel…… 128

2 Überwachungen / Kontrollen, Zeuge Dr. Günter Kiesel…….. 128

3 Streit über die Untersuchungsergebnisse der Landesdirektion Leipzig aus der Beprobung vom Dezember 2009, Zeuge Dr. Günther Kiesel……133

4 Immobilisierung, Zeuge Dr. Günter Kiesel……135

5 Behördliche Zuständigkeiten / Übergang…….. 136

5.1 Übergang, Zeuge Ulrich Fiedler…….. 136

5.2 Übergang, Zeuge Bernhard Voll…… 137

5.3 Überwachungen / Kontrollen, Zeuge Bernhard Voll……138

5.4 Untersagungsverfügung vom 20.01.2010, Zeuge Bernhard Voll…….. 140

6 Deponie Spröda, Zeuge Ulrich Fiedler……...142

7 Sanierung Spröda, Zeuge Ulrich Fiedler……144

8 Immobilisierung mit Langzeitstabilität, Zeuge Professor Dr. Herbert Pöllmann……..145

9 SCP-Verfahren der Firma S.D.R. Biotec, Zeuge Professor Dr. Peter Schreiter…….. 150

10 SCP-Verfahren der Firma S.D.R. Biotec, Zeuge Dr. Michael Werner……...155

V Komplex: Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch…… 161

1 Staubmessungen……...161

1.1 Zeuge Dr. Ingo Müller……161

1.2 Zeuge Peter Gamer…….. 167

1.3 Zeuge Dr. Norbert Schieß…… 172

1.3.1 Anwendung der §§ 15/16 Bundesimmissionsschutzgesetz (BImSchG)…….. 175

1.3.2 Störfallverordnung…… 176

1.4 Staubmessungen Zeugin Dr. Andrea Kaltz……...177

2 Überwachungen / Kontrollen……181

2.1 Strukturen, Zeuge Wolfgang Rösner……..181

2.2 Strukturen / Überwachungen / Kontrollen, Zeugin Dr. Eva Palmer…...185

2.2.1 Strukturen……185

2.2.2 Funktional- und Verwaltungsreform im Jahr 2008……187

3 Proben und Analysen der Firma Dr. Wessling GmbH für die S.D.R. Biotec, Zeuge Dr. Michael Winterstein……..190

3.1 Betriebsablauf……190

3.2 Repräsentative Beprobungen……..191

4 S.D.R. Biotec, Umwelteinflüsse durch den Betrieb der Anlage, Zeuge Thomas Fischer…… 193

4.1 Staubemissionen……194

4.2 Immobilisierung……200

VI Komplex: ETU GmbH Altbernsdorf…… 202

1 Entwicklung……202

1.1 Zeuge Gunter Lange……202

1.2 Zeugin Verena Starke……...205

1.3 Zeugin Heike Wieland……...207

1.4 Zeuge Rüdiger Rimpler……210

1.5 Zeuge Thomas Reissner……..214

1.6 Zeuge Dr. Reiner Hänsel……..217

2 „Thüringer Fässer“ aus Sondershausen…… 221

2.1 Zeugin Verena Starke…….. 221

2.2 Zeugin Heike Wieland…….. 229

2.3 Zeuge Rüdiger Rimpler……232

3 Immobilisierung……..234

3.1 Zeuge Rüdiger Rimpler……234

3.2 Zeugin Verena Starke……...235

3.3 Zeuge Dr. Reiner Hänsel…… 235

VII. Alle Komplexe…… 238

Zeuge Frank Kupfer, Staatsminister für Umwelt und Landwirtschaft… 238

1 Allgemeines…… 238

2 Aufsicht und Überwachung in der Abfallwirtschaft……...241

2.1 Fall 1 – Import von Abfällen aus Italien zur Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft WEV……... 243

2.1.1 Allgemein…… 243

2.1.2 Lieferungen aus Kampanien 2008……...246

2.2 Fall 2 – Weiterleitung eines Teils der italienischen Abfälle nach Sachsen-Anhalt……..247

2.3 Fall 3 – Stabilisierung und Immobilisierung von Abfällen in der S.D.R. Biotec……...249

3 Handeln der Behörden……..251

3.1 S.D.R. Biotec aus immissionsschutzrechtlicher Sicht……. 251

3.2 Immissionsschutzrechtliche Nachgenehmigungen…….. 253

3.3 Messungen bei S.D.R. Biotec……..254

4 Entsorgung von Filterstäuben bei der Eigensche Trocken- und Umwelttechnik GmbH – ETU……...256

5 Brände in Abfallanlagen……259

6 Kreislaufwirtschaftsplanung im Freistaat Sachsen…….. 261

6.1 Abfallgebühren……...263

6.2 Verwaltungsreform 2004/2005 und Verwaltungs- und Funktionalreform 2008……..264

B Bewertung

Zusammenfassung der Stellungnahme zum Abschlussbericht für den 1. Untersuchungsausschuss der 5. Wahlperiode…… 268

I. Komplex:
Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen……..270

II. Komplex:
Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern
Planung / Dimensionierung / Entwicklung / Strukturen / Betrieb / Sanierung…….276

III. Komplex
Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle……...279

IV. Komplex:
S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH (Biotec) in Pohritzsch;
Genehmigungen, Prüfungen, Kontrollen…….. 284

V. Komplex:
Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch……287

VI. Komplex
ETU GmbH Altbernsdorf……. 290

Band II

C Abweichende Berichte

Band III

D Nichtöffentlicher Teil

Abkürzungsverzeichnis

ADS	Ausschussdrucksache
AT_4	Untersuchung der Atmungsaktivität bei Abfällen
BFUL	Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft
BImSchG	Bundesimmissionsschutzgesetz
BKA	Bundeskriminalamt
BRKG	Sächsisches Gesetz über den Brandschutz, Rettungsdienst- und Katastrophenschutz
DAkkS	Deutsche Akkreditierungsstelle
DepV	Verordnung über Deponien und Langzeitlager (Deponieverordnung - DepV)
DK	Deponieklasse
DUH	Deutsche Umwelthilfe
ETU	Eigensche Trocken- und Umwelttechnik GmbH
IMPEL-Projekt	Implementation and Enforcement of Enviromental Law (Europäisches Netzwerk für die Anwendung und Durchsetzung des Umweltrechts)
LAGA	Bund-Länder-Arbeitsgemeinschaft Abfall
LfUG	Landesamt für Umwelt und Geologie (bis 31.07.2008)
LfULG	Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie (seit dem 01.08.2008)
MBA	Mechanisch-Biologische Abfallbehandlungsanlage
N.O.E.	Nucleo Operativo Ecologico dei Carabinieri (Polizeieinheit ur Bekämpfung von Umweltkriminalität)
OVG	Oberverwaltungsgericht
RP	Regierungspräsidium
SLT	Sächsischer Landtag
SMI	Sächsisches Staatsministerium des Innern
SMUL	Sächsisches Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft
S.p.A.	società per azioni (dt.: Gesellschaft auf Aktien)
TA	Technische Anleitung (z. B. Luft)
TKÜ (Protokolle)	Telekommunikationsüberwachung
UBG	Staatliche Umweltbetriebsgesellschaft
UIG	Umweltinformationsgesetz

UVP	Umweltverträglichkeitsprüfung
UVU	Umweltverträglichkeitsuntersuchung
WEV	Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH
WRRL	Wasserrahmenrichtlinie

Teil I Einsetzung, Auftrag und Gang der Untersuchung

1 Einsetzung

1.1 Einsetzungsbeschluss des Landtags

Der Sächsische Landtag hat in seiner 14. Sitzung am 29. April 2010 (Plenarprotokoll 5/14, S. 1067 ff.) auf Antrag der Abgeordneten der Fraktion DIE LINKE und der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN vom 26. April 2010 (Drs 5/2155) einen Dringlichen Antrag behandelt.

Gemäß Artikel 54 Abs. 1 der Verfassung des Freistaates Sachsen in Verbindung mit § 2 Abs. 1 des Gesetzes über Einsetzung und Verfahren von Untersuchungsausschüssen des Sächsischen Landtags (Untersuchungsausschussgesetz UAusschG) wurde der Einsetzung eines Untersuchungsausschusses:

„Untersuchung der Versäumnisse und Fehler der Staatsregierung bei Konzipierung, Organisation, Planung und Absicherung einer vorrangig auf Abfallvermeidung, Ressourcenrückgewinnung und Nachhaltigkeit ausgerichteten Abfall-Kreislaufwirtschaft sowie einer funktionierenden Verwaltung und Überwachung der umweltverträglichen Verwertung und Beseitigung von Abfällen in Sachsen (Abfall-Missstands-Enquete)“, im Folgenden 1. Untersuchungsausschuss, zugestimmt.

Dem Beschluss lag die Drs 5/2155 zugrunde. Danach sollte der 1. Untersuchungsausschuss Folgendes untersuchen:

Sächsischer Landtag **DRUCKSACHE 5 / 2155**

5. Wahlperiode

„Dringlicher Antrag

der Abgeordneten der Fraktion DIE LINKE

Klaus Bartl, Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Gerhard Besier, Julia Bonk, Cornelia Falken, Dr. Edith Franke, Rico Gebhardt, Heiderose Gläß, Dr. André Hahn, Marion Junge, Kathrin Kagelmann, Thomas Kind, Annekatrin Klepsch, Freya-Maria Klinger, Kerstin Köditz, Heiko Kosel, Dr. Volker Külow, Kerstin Lauterbach, Uta-Verena Meiwald, Falk Neubert, Dr. Dietmar Pellmann, Dr. Jana Pinka, Andrea Roth, Dr. Monika Runge, Sebastian Scheel, Enrico Stange, Klaus Tischendorf, Horst Wehner, Heike Werner und Karl-Friedrich Zais

der Abgeordneten der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Dr. Karl-Heinz Gerstenberg, Annekathrin Giegengack, Antje Hermenau, Elke Herrmann, Eva Jähnigen, Miro Jennerjahn, Gisela Kallenbach, Johannes Lichdi und Michael Weichert

Thema: *Einsetzung eines Untersuchungsausschusses gemäß Artikel 54 Abs. 1 der Verfassung des Freistaates Sachsen zum Thema:*

"Untersuchung der Versäumnisse und Fehler der Staatsregierung bei Konzipierung, Organisation, Planung und Absicherung einer vorrangig auf Abfallvermeidung, Ressourcenrückgewinnung und Nachhaltigkeit ausgerichteten Abfall-Kreislaufwirtschaft sowie einer funktionierenden Verwaltung und Überwachung der

umweltverträglichen Verwertung und Beseitigung von Abfällen in Sachsen (Abfall-Misstands-Enquete)“

Der Landtag möge beschließen: Es wird ein Untersuchungsausschuss eingesetzt,

der ausgehend von der gesetzlichen Pflichtenlage nach dem europäischen, bundesdeutschen und sächsischen Kreislaufwirtschafts-, Abfall-, Boden- und Immissionsschutzrecht die von der Staatsregierung getroffenen Entscheidungen und veranlassten Maßnahmen zur Schaffung der notwendigen strukturellen Voraussetzungen für eine den gesetzlichen Zielsetzungen entsprechenden Abfallwirtschaft sowie deren Versäumnisse und strukturellen Defizite bei Konzipierung, Aufbau, Organisation, Planung und staatlicher Förderung einer vorrangig auf Nachhaltigkeit und Ressourcenrückgewinnung ausgerichteten Abfall-Kreislaufwirtschaft in Sachsen sowie bei der Sicherstellung einer gemäß den gesetzlichen Regelungen und Zielvorgaben funktionierenden Verwaltung, Steuerungs-, Genehmigungs- und Überwachungspraxis, darüber hinaus die nachteiligen Auswirkungen einer fehlerhaften Umstrukturierung der Berg-, Umwelt- und Abfallbehörden im Zuge der Verwaltungsreform in den Jahren 2004/2005 und der Verwaltungs- und Funktionalreform im Jahre 2008, sowie die Erscheinungen zunehmender Wirtschafts- und Umweltkriminalität im Bereich der Abfallwirtschaft in Sachsen und sonstiger rechtswidriger Zustände, insbesondere auch bei Abfallimporten und Abfallexporten, hinsichtlich struktureller Fehler in der sächsischen Abfallwirtschaft, einschließlich der hieraus resultierenden Belastungen der öffentlichen Haushalte, untersuchen soll.

Dazu sollen, bezogen auf den Zeitraum von der Verabschiedung des Sächsischen Abfallwirtschafts- und Bodenschutzgesetzes (SächsABG) durch den Landtag am 22. April 1999 bis zur Einsetzung dieses Untersuchungsausschusses am 29. April 2010, insbesondere folgende Sachverhalte und Fragestellungen unter Prüfung der jeweils bestehenden Verantwortung der Staatsregierung und ihrer Mitglieder, von ihnen beauftragter Personen, Behörden und Stellen, der zuständigen Staatministerien und nachgeordneten Behörden für die strukturellen Fehlentwicklungen, Defizite und Missstände der Abfallwirtschaft in Sachsen aufgeklärt werden:

1. *die strukturelle, organisatorische und personelle Situation zur Gewährleistung einer funktionierenden Planfeststellung und Plangenehmigung, Planung, Zulassung, Genehmigung und Überwachung im Bereich der Abfallwirtschaft in Sachsen und einer der Abfallhierarchie (Abfallvermeidung-Abfallverwertung-Abfallbeseitigung) gemäßen Förderung der drei Säulen der Abfallwirtschaft sowie die dafür maßgeblichen Anlässe, Gründe und Umstände,*

2. *direktes Tätigwerden und Einflussnahmen der zuständigen Mitglieder der Staatsregierung, der Staatsministerien und der ihnen nachgeordneten Behörden im Rahmen der ihnen nach den maßgeblichen bergrechtlichen, umwelt-, abfall-, boden- und immissionsschutzrechtlichen Bestimmungen obliegenden und zugewiesenen unmittelbaren Aufgabenverantwortung zur Schaffung einer umwelt- und fachgerechten, auf Ressourcenschutz und -rückgewinnung sowie auf Nachhaltigkeit ausgerichteten Abfallwirtschaft in Sachsen,*

3. *Anlass, Gründe und Folgen der Schwerpunktsetzung bei der Konzipierung, Planung und Organisation der Abfallwirtschaft und das einseitige, vorrangige Setzen auf die Abfallentsorgung und die diesbezügliche Genehmigungs-, Zulassungs- und Förderpraxis,*

4. *Organisation der Kontrolle und Überwachung zugelassener Anlagen und Standorte der Abfallverwertung und -beseitigung (Deponien und „Zwischenlager“),*

5. *Fehler und Defizite der Staatsregierung, der zuständigen Staatsministerien und der ihnen nachgeordneten Umwelt-, Abfall- und Bergbehörden bei der Schaffung förderlicher Voraussetzungen, Grundlagen und Anreize für eine funktionierende Abfall-Kreislaufwirtschaft und die folgenschwere Vernachlässigung der Unterstützung der entsprechenden Unternehmen und Betreiber von Recyclinganlagen,*

6. *fehlerhafte Schwerpunktsetzung in der landesweiten Abfallwirtschaftsplanung und bei der Erarbeitung und Aufstellung der entsprechenden Abfallwirtschaftspläne, nicht zuletzt infolge unzureichender Beteiligung und Beteiligungsmöglichkeiten der Recyclingwirtschaft, der Umweltverbände und der Öffentlichkeit sowie fehlender Berücksichtigung von deren Einwendungen und Vorschlägen,*

7. *Missachtung des Kooperationsprinzips zwischen Behörden, Unternehmen der Abfallwirtschaft, Umweltverbänden und betroffenen Bürgerinnen und Bürgern vor und bei der Planung, Zulassung und Genehmigung von Anlagen der Abfallentsorgung,*

8. *die Mängel und Versäumnisse bei der Standortplanung, Zulassung und Genehmigung von Anlagen der Abfallentsorgung, wie Deponien, „Zwischenlager“ und andere Anlagen, sowie bei deren Überwachung, eingeschlossen so genannte Zwischenlager-Flächen für noch weiter verwertbare Abfälle auf Altdeponieflächen und auf sonstigen Flächen, hierbei insbesondere*

   a) *Ausmaß und Folgen der illegalen oder Mensch und Umwelt gefährdenden Ablagerungen von Abfällen auf diesen Flächen/Anlagen,*

   b) *von diesen Anlagen /deren Ablagerungen ausgehende Emissionen und Immissionen,*

   c) *Entwicklung der Anzahl und des Umfangs der von den zuständigen Behörden zugelassenen Deponieflächen und „Zwischenlager“-Flächen für die jeweiligen Abfallarten und in den jeweiligen Abfallklassen,*

   d) *Auswirkungen der von den zuständigen Behörden angewandten Verwaltungs-, Zulassungs- und Genehmigungspraxis, Abfallablagerungen über die bereits zugelassenen Deponieklassen, Deponiemengen, Deponielaufzeiten und anderen Deponiebetriebsbedingungen hinausgehend durch den Abschluss von öffentlich-rechtlichen Verträgen bzw. Plangenehmigungen nachträglich zu verändern bzw. zu erweitern und zu verlängern,*

   e) *rechtliche Zulässigkeit des Gegenstandes, die Art und Weise des Zustandekommens dieser öffentlich-rechtlichen Verträge sowie die Folgewirkungen dieser behördlichen Praxis im Zuge der Schließung von Deponien für die Abfallwirtschaft, insbesondere hinsichtlich der daraus folgenden Erzeugung eines künstlichen „Abfallentsorgungs-Notstandes“,*

9. *Mängel, Versäumnisse und Defizite beim fach- und umweltgerechten Abschluss von Deponien und „Zwischenlagern“, bei der fach- und umweltgerechten Nachsorge, der Sanierung und der Rekultivierung geschlossener Deponien und „Zwischenlager“ und*

deren behördliche Überwachung sowie die dadurch eingetretenen oder drohenden Gefahren für Mensch und Umwelt,

10. *Versäumnisse bei der Umsetzung der ordnungsgemäßen Bildung, Anlage, Verzinsung, haushalterische Ausweisung und Verwendung zweckgebundener Finanzrücklagen für die Nachsorge, Sanierung und Rekultivierung von Deponien und die daraus resultierenden Finanzfolgen für die betroffenen öffentlichen Haushalte sowie Einwohnerinnen und Einwohner (Abfallgebühren),*

11. *Mängel und Versäumnisse beim Schutz von Mensch und Umwelt bei der Zulassung, Genehmigung und Überwachung der stofflichen und thermischen Abfallverwertung (Müllverbrennung, Klärschlammausbringung) insbesondere vor dem Hintergrund*

    a) *der dadurch verursachten Gefahren für Mensch und Umwelt infolge der zur Verbrennung/Mitverbrennung in thermischen (Rest-)Abfallbehandlungsanlagen oder anderen Anlagen von den Behörden zugelassenen Abfallmengen, der Art und der Qualität der in den Anlagen verbrannten oder mitverbrannten Abfälle,*

    b) *der Art und Weise, Ergebnisse und Rechtsfolgen der Überwachung dieser Anlagen durch die zuständigen Behörden,*

    c) *der Zulassung, Praxis und Überwachung der Ausbringung von Klärschlamm auf landwirtschaftliche Flächen und sonstigen Flächen,*

12. *die Antrags-, Genehmigungs- und Überwachungspraxis bei der Zulassung von Anlagen zur Herstellung, „Zwischenlagerung“ oder Verwertung so genannter Ersatzbrennstoffe,*

13. *Anlass, Gründe und Umstände der Umstrukturierung bzw. Auflösung von Behörden der Umwelt-, Berg- und Abfallverwaltung im Zuge der Verwaltungsreform in den Jahren 2004/2005 und der Verwaltungs- und Funktionalreform im Jahre 2008 und deren Folgen für eine funktionierende Überwachung der gesetzesgemäßen Abfallwirtschaft in Sachsen,*

14. *Anlass, Umstände und Gründe für Entscheidungen und Vorgaben der jeweiligen Staatsministerien für die Entwicklung der Abfallwirtschaft in Sachsen nach Maßgabe der Zielstellungen des § 1 Abs. 1 SächsABG sowie unter Wahrung der Abfallhierarchie und des Vorrangs der Abfallvermeidung und Abfallverwertung gegenüber der nachrangigen Abfallbeseitigung,*

15. *Ursächlichkeit der gesetzlichen, rechtlichen, strukturellen und organisatorischen Vorgaben für die Fehlentwicklungen in der Abfallwirtschaft in Sachsen und die mangelhafte Überwachung der Abfallwirtschaft und der zur Abfallverwertung und Abfallbeseitigung errichteten Anlagen,*

16. *Verantwortlichkeit für Mängel, Fehlentscheidungen und Versäumnisse bei der Einrichtung, Organisation und Ausstattung der für die Überwachung der Abfallanlagen sowie Verfolgung von Ordnungswidrigkeiten zuständigen Fachbehörden und der für die Verfolgung von Straftaten im Bereich des Umwelt-, Immissionsschutz-, Gefahrgutverkehrs-, Bodenschutz- und Abfallrechts zuständigen Polizei- und Strafverfolgungsbehörden, und deren Folgen für die Entwicklung von*

Erscheinungen zunehmender Wirtschafts- und Umweltkriminalität im Bereich der Abfallwirtschaft bis hin zu illegalen Abfallimporten und illegalen Abfallverbringungen auf Deponie-, „Zwischenlager"- und andere Flächen in Sachsen, hierbei insbesondere

a) im Hinblick auf die personelle, sächliche und finanzielle Ausstattung der sächsischen Umwelt-, Immissionsschutz-, Berg-, und Abfallbehörden,

b) hinsichtlich der unmittelbaren Folgen für eine wirkungsvolle Überwachung der Abfallwirtschaft infolge der Umstrukturierung der Umwelt-, Berg- und Abfallbehörden im Zuge der Verwaltungsreform in den Jahren 2004/2005 und der Verwaltungs- und Funktionalreform im Jahre 2008 sowie deren Kommunalisierung,

c) im Hinblick auf die personelle, sächliche und finanzielle Ausstattung der Polizeibehörden und Staatsanwaltschaften für die Verfolgung von Ordnungswidrigkeiten und Straftaten im Bereich des Umwelt-, Immissionsschutz-, Gefahrgutverkehrs-, Bodenschutz- und Abfallrechts sowie Umfang, Art und Weise der Kooperation mit Polizei- und Strafverfolgungsbehörden anderer Bundesländer, des Bundes und anderer Mitgliedsstaaten der Europäischen Union,

d) hinsichtlich des Vorhandenseins und der Vermittlung der für eine effektive Strafverfolgung erforderlichen Fachkenntnisse auf dem Gebiet des Umwelt- und Abfallrechts sowie einschlägiger Straftatbestände bei Polizeibediensteten und Staatsanwälten,

e) bezüglich der Bearbeitungsintensität und der Bearbeitungsfristen von Ordnungswidrigkeiten und Straftaten im Bereich des Umwelt-, Immissionsschutz-, Gefahrgutverkehrs-, Bodenschutz- und Abfallrechts durch die sächsischen Polizei- und Strafverfolgungsbehörden,

f) die den sächsischen Polizei- und Strafverfolgungsbehörden vorliegenden eigenen Erkenntnisse, von Polizei- und Strafverfolgungsbehörden anderer Bundesländer, des Bundes und anderer Mitgliedsstaaten der Europäischen Union übermittelten Erkenntnisse und die entsprechenden Lagebilder für den Bereich von Straftaten des Umwelt-, Immissionsschutz-, Gefahrgutverkehrs-, Bodenschutz- und Abfallrechts in Sachsen bzw. zu entsprechenden Wirtschaftsstraftaten in diesen Bereichen,

17. Anlass, Grund und Folgen der Zulassung und Genehmigung von bergrechtlichen Abbaustandorten für die Abfallbeseitigung, insbesondere von Bau- und Abbruchabfällen bzw. deren Einbau zur „Verfüllung" ehemaliger Sand-, Kies- und Tongruben (Scheinverwertung von Abfällen) durch die zuständigen Behörden,

18. Mängel und Versäumnisse bei der Zulassung und Überwachung von Abfallimporten nach und durch Sachsen und die daraus resultierenden Gefahren für Mensch und Umwelt, insbesondere vor dem Hintergrund

a) der Abfallmengen und Abfallqualitäten nach Abfallschlüsselnummern,

b) der Ein- und Ausfuhr von Abfällen zur Verwertung oder Beseitigung in bzw. zum Transport durch Sachsen,

c) der Zusammenarbeit zwischen den sächsischen Notifizierungsbehörden und zuständigen Abfallüberwachungsbehörden,

d) der Notifizierungs-, Begleitschein- und Informationspraxis der zuständigen sächsischen Behörden und der Ausübung der dem SMUL als Aufsichtsbehörde und der Landesdirektion (ehemals Regierungspräsidium) Dresden als Notifizierungsbehörde obliegenden gesetzlichen Pflichten,

e) der Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden anderer Bundesländer, des Bundes oder der Mitgliedsstaaten der Europäischen Union nach europäischem und deutschem Abfallverbringungsrecht,

f) der Praxis der Anmeldungen, Anträge, Verfahren und Entscheidungen zum Import von Abfall aus Italien zur Durchfahrt, Verwertung in Mechanisch-Biologischen-Abfallbehandlungsanlagen (MBAs) oder zur Ablagerung auf sächsischen Deponie-, „Zwischenlager"- oder anderen Standorten,

g) des Imports gefährlicher oder besonders überwachungsbedürftiger Abfälle (Asbest/ asbesthaltige Abfälle u.a.) aus Italien und der Ablagerung auf Deponien in Sachsen,

19. Mängel und Versäumnisse beim Schutz von Mensch und Umwelt bei zahlreichen Bränden in Abfall- und Recyclinglagern, insbesondere im Hinblick auf

a) die die Brandereignisse begünstigenden Mängel und Versäumnisse bei der Zulassung und Genehmigung der betreffenden Abfall- und Recyclinglager,

b) mangelhafte Überwachung der Schadstofffreisetzung (insbesondere PAKs, Furane und Dioxine) und die unterlassene Information der Öffentlichkeit über die konkreten Schadstofffreisetzungen,

c) Umstände der Löschung der Brände sowie die Ermittlung und Aufklärung der Brandursachen durch die Abfall- und Ermittlungsbehörden, insbesondere hinsichtlich der zahlreichen Selbstentzündungen und Brandstiftungen in den Anlagen sowie deren Hintergründe,

d) den konkreten Arbeitsauftrag, die Zusammensetzung, Arbeitsweise und die Ergebnisse der eingesetzten interministeriellen Arbeitsgruppe sowie die diesbezügliche Planung, Durchführung, Wirksamkeit und Ergebnisse der veranlassten Sonderprüfungen."

1.2 Mitglieder und stellvertretende Mitglieder des Ausschusses

In der 15. Sitzung des Sächsischen Landtags am 19. Mai 2010 (Plenarprotokoll 5/15) wählte dieser gemäß § 5 Abs. 3 UAusschG die Mitglieder des Untersuchungsausschusses und deren Stellvertreter (Drs 5/2358).

Es wurden folgende Personen gewählt:

Mitglieder	Stellv. Mitglieder
CDU	
Lothar Bienst	Georg-Ludwig von Breitenbuch
Robert Clemen	Hannelore Dietzschold
Aline Fiedler (ab 12.10.2011)	Andrea Dombois
Sebastian Gemkow	Steffen Flath
Jan Hippold	Prof. Dr. Martin Gillo
Geert Mackenroth	Christian Hartmann (ab 12.10.2011)
Dr. Stephan Meyer	Andreas Heinz
Volker Tiefensee	Frank Hirche
Oliver Wehner	Alexander Krauß
	Heinz Lehmann
	Sven Liebhauser
	Martin Modschiedler
	Christian Piwarz
	Ines Saborowski-Richter
	Thomas Schmidt
	Karin Strempel
	Uta Windisch
	Patricia Wissel
	Christian Hartmann (bis 12.10.2011)
	Aline Fiedler (bis 12.10.2011)
DIE LINKE	
Heiderose Gläß	Klaus Bartl
Heiko Kosel	Marion Junge
Uta-Verena Meiwald	Kathrin Kagelmann
Andrea Roth (bis 31.01.2013)	Thomas Kind
Dr. Jana Pinka (ab 31.01.2013)	Dr. Monika Runge
	Klaus Tischendorf
	Heike Werner
	Karl-Friedrich Zais
SPD	
Marie-Luise Apostel (ab 28.11.2013)	Holger Mann
Dr. Liane Deicke	Petra Köpping
Thomas Jurk (bis 08.10.2013)	
FDP	
Tino Günther (ab 18.12.2013)	Tino Günther (bis 18.12.2013)
Anja Jonas (bis 18.12.2013)	Mike Hauschild
Dr. Hans-Jürgen Schuster	Torsten Herbst
	Anja Jonas (ab 18.12.2013)

Kristin Schütz

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Johannes Lichdi

Gisela Kallenbach
Annekathrin Giegengack

NPD

Andreas Storr (bis 19.01.2012)
Mario Löffler (ab 04.04.2012)

Dr. Johannes Müller (bis 17.01.2012)
Arne Schimmer (bis 08.02.2012)
Jürgen Gansel (ab 25.01.2012)
Mario Löffler(von 07.03.2012 bis 03.04.2012)
Gitta Schüßler (ab 09.05.2012)

1.3 Bestimmung des Vorsitzenden und seines Stellvertreters

In der 16. Sitzung des Sächsischen Landtags am 20. Mai 2010 (Plenarprotokoll 5/16) wählte dieser gemäß § 5 Abs. 3 UAusschG den Vorsitzenden des Ausschusses und dessen Stellvertreterin (Drs 5/2359).

Als Vorsitzender wurde Geert Mackenroth (CDU) und als Stellvertreterin Andrea Roth (DIE LINKE) gewählt.

In der 70. Sitzung des Sächsischen Landtags am 31. Januar 2013 (Plenarprotokoll 5/70 Seite 7207) wurde Frau Dr. Jana Pinka (DIE LINKE) als Mitglied und stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses als Nachfolgerin für Frau Andrea Roth gewählt.

1.4 Benennung der Obleute

Die Fraktionen benannten folgende Obleute:

Jan Hippold	(CDU)
Andrea Roth (bis 31.01.2013)	(DIE LINKE)
Dr. Jana Pinka (ab 31.01.2013)	(DIE LINKE)
Thomas Jurk (bis 08.10.2013)	(SPD)
Dr. Liane Deicke (ab 09.10.2013)	(SPD)
Anja Jonas (bis 18.12.2013)	(FDP)
Tino Günther (ab 18.12.2013)	(FDP)
Johannes Lichdi	(BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
Andreas Storr (bis 22.12.2011)	(NPD)
Mario Löffler (ab 07.05.2012)	(NPD)

Die konstituierende Sitzung des 1. Untersuchungsausschusses fand am 1. Juli 2010 statt.

2 Personelle Betreuung des Ausschusses

2.1 Sekretariat des Ausschusses

Ausschusssekretär:	Axel Helbig (bis 18.03.2011)	(PD 3)
	Ingrid Müller (ab 21.03.2011)	(PD 3)
Sekretärin:	Andrea Kleiner (PD 1)	
Juristische Betreuung:	Bernd Rövekamp	(PD 1)
	Annett Holley (ab 05.03.2012)	(PD 1)
	Manfred Scholz (bis 09.07.2012)	(PD 1)

2.2 Parlamentarische Berater der Fraktionen

Als Berater der Fraktionen wurden folgende Personen benannt:

CDU-Fraktion	Frank Peter Wieth (bis 21.03.2011) Dr. Gerd Linnemann Axel Meyer (vom 22.02.2013 bis 31.01.2014)
Linksfraktion	Dr. Rosemarie Jarosch Torsten Kohl Jens Lehmann (bis 01.11.2010) Thomas Scherzberg (ab 13.12.2010) Dr. Uwe Ewald (ab 17.01.2011) Mathias von der Recke (ab 12.09.2011) Andreas Naumann (ab 12.09.2011) Michael Bagusat-Sehrt (ab 12.09.2011)
SPD-Fraktion	Christian Bösl
FDP-Fraktion	Silke Schlosser (bis 08.12.2011) Peter Talatzko Tina Scheibe (bis 02.11.2010) Katrin Wegener (ab 03.11.2010 bis 28.11.2011) Dr. Falk Illing (ab 19.01.2012)
Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN	Tomas Brückmann (ab 01.11.2010)
NPD-Fraktion	Holger Szymanski (bis 22.01.2014) Stefan Paasche

3 Beauftragte der Staatsregierung

Mit Schreiben des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen vom 1. Juni 2010 wurde Herr Michael Bockting (Sächsisches Staatministerium für Umwelt und Landwirtschaft, SMUL) als Beauftragter der Staatsregierung und Herr Rüdiger Raulfs (Sächsisches Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft, SMUL) als dessen Stellvertreter benannt.

Mit Schreiben des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen vom 29. Januar 2013 wurde Herr Michael Bockting mit Ablauf des 31. Januar 2013 von der Funktion des Beauftragten der Sächsischen Staatsregierung entbunden. Als Nachfolger wurde Herr Jürgen Kirst (Sächsisches Staatministerium für Umwelt und Landwirtschaft, SMUL) benannt.

4 Ablauf des Untersuchungsverfahrens

4.1 Sitzungen

1. Sitzung am 01.07.2010
2. Sitzung am 30.08.2010
3. Sitzung am 27.09.2010
4. Sitzung am 01.11.2010
5. Sitzung am 13.12.2010
6. Sitzung am 17.01.2011
7. Sitzung am 07.02.2011
8. Sitzung am 21.03.2011
9. Sitzung am 18.04.2011
10. Sitzung am 23.05.2011
11. Sitzung am 27.06.2011
12. Sitzung am 12.09.2011
13. Sitzung am 10.10.2011
14. Sitzung am 21.11.2011
15. Sitzung am 12.12.2011
16. Sitzung am 19.01.2012
17. Sitzung am 05.03.2012
18. Sitzung am 30.03.2012
19. Sitzung am 07.05.2012
20. Sitzung am 11.06.2012
21. Sitzung am 09.07.2012
22. Sitzung am 24.09.2012
23. Sitzung am 15.10.2012
24. Sitzung am 10.12.2012
25. Sitzung am 28.01.2013
26. Sitzung am 22.02.2013
27. Sitzung am 11.03.2013
28. Sitzung am 15.04.2013
29. Sitzung am 13.05.2013
30. Sitzung am 17.06.2013
31. Sitzung am 08.07.2013
32. Sitzung am 16.09.2013
33. Sitzung am 14.10.2013
34. Sitzung am 25.11.2013
35. Sitzung am 16.12.2013
36. Sitzung am 27.01.2014
37. Sitzung am 10.03.2014
38. Sitzung am 07.04.2014
39. Sitzung am 12.05.2014

4.2 Verfahrensgrundsätze

Der Untersuchungsausschuss gab sich in seiner 1. Sitzung am 1. Juli 2010 folgende Verfahrensgrundsätze (Ausschussdrucksache [ADS] 9) für die Arbeit und die Beweisaufnahme des 1. Untersuchungsausschusses:

*„1. **Sitzungen***

1.1. Die Sitzungen des Untersuchungsausschusses bestehen aus nicht öffentlichen Beratungen, öffentlichen Beweisaufnahmen und nicht öffentlichen Beweisaufnahmen.

1.2. Die nicht öffentlichen Beratungen dienen der Vorbereitung der Beweisaufnahme sowie der Beweiswürdigung. Den Mitgliedern der Staatsregierung oder ihren Beauftragten ist zu den Ergebnissen der Beweisaufnahme ausreichend Gelegenheit zur Stellungnahme einzuräumen (§ 10 Abs. 2 Satz 3 Untersuchungsausschussgesetz).

Der Ausschuss macht gegenüber der Öffentlichkeit Mitteilungen über die bisherigen Beratungen nur nach einem entsprechenden Beschluss, der in nicht öffentlicher Beratung gefasst wird.

1.3. An der nicht öffentlichen Beweisaufnahme nehmen außer den Ausschussmitgliedern, den Fraktionsberatern oder sonst zu Ausschusssitzungen zugelassenen Personen auch Mitglieder der Staatsregierung oder ihre Beauftragten teil, sofern diese nicht gemäß § 10 Abs. 1 in Verbindung mit Abs. 3 Untersuchungsausschussgesetz mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder ausgeschlossen sind.

2. Beweisanträge

2.1. Beweisanträge werden in einer nicht öffentlichen Beratung schriftlich gestellt und in der Regel in der darauf folgenden nicht öffentlichen Beratung vor der nächsten Beweisaufnahme beschlossen. Beweisanträge, die am dritten Werktag vor einer Sitzung an alle Fraktionen schriftlich verteilt worden sind und deren Zulässigkeit durch den Juristischen Dienst bestätigt wurde, können in derselben Sitzung eingebracht und beschlossen werden, soweit nicht eine Fraktion widerspricht.

Beweisanträge, an deren Zulässigkeit Zweifel bestehen, werden vom Juristischen Dienst auf ihre Zulässigkeit hin überprüft. In diesen Fällen erfolgt die Beschlussfassung erst nach Abschluss der Prüfung durch den Juristischen Dienst; spätestens jedoch in der der Einbringung des Beweisantrages folgenden Sitzung.

2.2. Beweisanträge sollen klar und unmissverständlich formuliert sein. Sie bestehen aus einer bestimmten Beweisbehauptung, dem eng auf den Untersuchungsgegenstand bezogenen Beweisthema und dem oder den hierauf bezogenen bestimmten Beweismitteln. Beweisermittlungs- und Beweisanregungsanträge sind zulässig, soweit sie so klar und scharf umgrenzt sind, dass ihre Bearbeitung für den Ausschuss keine unzumutbare Mehrbelastung darstellt. Sie stellen lediglich Anregungen für die weitere Beweisaufnahme dar und sind für den Ausschuss nicht bindend. Sie dürfen nicht missbräuchlich gestellt werden.

2.3. Beweisanträge können bis zum Zustandekommen des Beweisbeschlusses jederzeit zurückgezogen werden. Nach Zustandekommen des Beweisbeschlusses ist eine Rücknahme nur zulässig, wenn nicht ein Fünftel der Mitglieder des Ausschusses widerspricht; im Falle eines solchen Widerspruches gelten die Widersprechenden als Antragsteller des Beweisbeschlusses.

2.4. Beweisanträge, die sich auf ein Minderheitsrecht nach § 13 Abs. 2 des Untersuchungsausschussgesetzes stützen, müssen bis zur Beschlussfassung mit der erforderlichen Anzahl von Unterschriften versehen sein.

2.5. Der Ausschuss stellt sicher, dass die beschlossenen Beweisanträge in einem geordneten und zweckmäßigen Verfahren abgearbeitet werden. Der Ausschuss beschließt dazu unter Wahrung der Minderheitenrechte in regelmäßigen Abständen, soweit dies zweckdienlich ist.

3. Ladung von Zeugen und Sachverständigen, Schriftverkehr

3.1. Die Ladung von Zeugen und Sachverständigen erfolgt unter Bekanntgabe des konkreten Beweisthemas und des Untersuchungsgegenstands des Ausschusses.

3.2. Die Ladungsfrist ist ausreichend zu bemessen. Sie soll außer in den Fällen des § 6 a Untersuchungsausschussgesetz einen Zeitraum von zwei Wochen nicht unterschreiten.

3.3. Um zu gewährleisten, dass für den Fall der Verhinderung des Ausschussvorsitzenden die Arbeit des Ausschusses gesichert ist, gibt der Vorsitzende sämtlichen Schriftverkehr des Ausschusses seinem Stellvertreter zur Kenntnis.

Der Ausschussvorsitzende teilt seine Verhinderung seinem Stellvertreter rechtzeitig mit. Den Obleuten der Fraktionen wird auf Verlangen Einsicht in den Schriftverkehr gewährt.

4. Sitzordnung

Mitglieder der Staatsregierung oder ihre Beauftragten sitzen gegenüber den Ausschussmitgliedern nachrangig. Sonstige zu Ausschusssitzungen zutrittsberechtigte Personen sitzen von den Fraktionen abgerückt. Für die Fraktionsberater gilt die Anlage zur Geschäftsordnung.

5. Zeugenvernehmung

5.1. Auf der Grundlage der Beweisbeschlüsse erfolgt die Zeugenvernehmung. Die Vernehmung beginnt nach der Belehrung durch den Vorsitzenden mit der Vernehmung zur Person. Hierbei wird der Zeuge über Vorname und Zuname, Alter, Beruf und Wohnort befragt.

5.2. Es folgt die Vernehmung zur Sache in entsprechender Anwendung von § 69 StPO. Dem Zeugen ist Gelegenheit zu geben, das, was ihm von dem Gegenstand seiner Vernehmung bekannt ist, im Zusammenhang anzugeben. Zur Aufklärung und zur Vervollständigung der Aussage sowie zur Erforschung des Grundes, auf dem das Wissen des Zeugen beruht, sind Fragen zulässig.

5.3. Die Vernehmung zur Sache besteht aus einzelnen Befragungsrunden, die jeweils eine Dauer von zwei Stunden nicht überschreiten sollen. In der ersten Befragungsrunde übt zunächst der Vorsitzende, anschließend der stellvertretende Vorsitzende das Fragerecht zu gleichen Teilen auf der Grundlage der Beweisbeschlüsse aus. In den weiteren Befragungsrunden wird die Befragung des Zeugen durch die Obleute und die Mitglieder der Fraktionen durchgeführt. Der Zeitanteil der Fraktionen je Befragungsrunde beträgt 20 Minuten. Die Reihenfolge der Fraktionen innerhalb der Befragungsrunden richtet sich nach der Fraktionsstärke.

5.4. Unzulässige, insbesondere missbräuchliche oder nicht zur Sache gehörende Fragen werden vom Ausschussvorsitzenden unverzüglich zurückgewiesen. Über die Zulässig-

keit von Fragen entscheidet der Untersuchungsausschuss auf Antrag in nicht öffentlicher Beratung.

6. Vereidigung

Die Vereidigung eines Zeugen kann von jedem Ausschussmitglied beantragt werden. Über die Anordnung der Vereidigung entscheidet der Ausschuss in nicht öffentlicher Sitzung.

7. Protokollierung

7.1. Von den Sitzungen des Ausschusses werden gemäß § 12 Untersuchungsausschussgesetz Protokolle gefertigt.

7.2. Die Ausschussprotokolle werden gemäß dem vom Ausschuss zu beschließenden Verteiler ausgehändigt.

Bei der Geheimhaltung unterliegenden Niederschriften bzw. Teile von Niederschriften werden vom Vorsitzenden die Zahl der Niederschriftenexemplare und deren Verteilung festgelegt. Die entsprechenden Niederschriften sind in den Räumen der Landtagsverwaltung aufzubewahren. Es besteht für die Ausschussmitglieder sowie für die vom Ausschuss benannten Fraktionsberater die Möglichkeit, dort Einsicht zu nehmen. Im Übrigen gilt Ziffer 9.4 entsprechend.

7.3. Die Beauftragten der Staatsregierung erhalten je ein Exemplar des Protokolls zur Verfügung gestellt von (öffentlichen und nicht öffentlichen) Beweiserhebungen, soweit sie nicht von der Teilnahme an der Sitzung ausgeschlossen waren, von Beratungssitzungen, wenn sie geladen waren und soweit sie anwesend waren.

7.4. Nach Fertigung eines stenografischen Protokolls erhalten die einvernommenen Zeugen und Sachverständigen unter Beachtung des § 12 Abs. 3 Untersuchungsausschussgesetz eine Ausfertigung ihrer Aussage übersandt und können entsprechend Einwendungen binnen zwei Wochen nach Zugang gegenüber dem Untersuchungsausschuss schriftlich geltend machen.

7.5. Soweit stenografische Protokolle aufgrund einer zulässigen Aufzeichnung erstellt werden, ist die Landtagsverwaltung verpflichtet, um mögliche Unrichtigkeiten des Protokolls feststellen zu können, die Aufzeichnungen aufzubewahren, bis der Untersuchungsausschuss seine Arbeit beendet hat.

Zur Überprüfung möglicher Unrichtigkeiten ist der Ausschussvorsitzende in den Räumen des Landtags im Beisein der Obleute berechtigt.

8. Mitteilung an Dritte

Mitteilungen an Dritte in den Fällen von Ziffer 9 über Vorgänge und Sachverhalte, die im Zusammenhang mit der Tätigkeit des Untersuchungsausschusses bekannt werden, dürfen nur anonymisiert, unter Beachtung sämtlicher Schutzvorschriften, die hierzu bestehen, erfolgen, so dass ein Rückschluss auf die Person oder die Firma oder sonst geschützte Interessen des jeweils Betroffenen nicht möglich ist. § 9 Untersuchungsausschussgesetz ist zu beachten.

9. Umgang mit Akten, Geheimschutz

9.1. Die Mitglieder des Ausschusses verpflichten sich, keine personenbezogenen Daten aus Akten und sonstigen Mitteilungen an Dritte weiterzugeben. Dies gilt auch für alle an-

deren Personen, die zur Teilnahme an nicht öffentlichen Sitzungen des Ausschusses zugelassen sind, insbesondere für die Berater der Fraktionen.

9.2. Beweiserhebungen, die die Verwertung besonders schutzwürdiger personenbezogener Daten, Geschäftsgeheimnisse oder sonstiger vertraulicher bzw. geheimhaltungsbedürftiger Unterlagen betreffen, finden ausschließlich in nicht öffentlicher Sitzung statt. Die datenschutzrechtlichen Bestimmungen, der Schutz der informationellen Selbstbestimmungsfreiheit, die Wahrung von Geschäfts- und Firmengeheimnissen werden, gegebenenfalls durch entsprechende Geheimhaltungsbeschlüsse des Ausschusses, gewährleistet.

9.3. Die dem Untersuchungsausschuss übermittelten Akten, Aktenkopien und sonstigen Beweisunterlagen werden in die Obhut der Landtagsverwaltung gegeben, wo sie von den Ausschussmitgliedern und den von den Fraktionen benannten Mitarbeitern eingesehen werden können. Hierbei ist sicherzustellen, dass alle Originalbeweisunterlagen nur in hierfür geeigneten Räumlichkeiten der Landtagsverwaltung eingesehen werden. Die Räumlichkeiten zur Einsichtnahme sind so zu gestalten, dass den einsichtsberechtigten Personen die Einsichtnahme und Beratung zu den Beweisunterlagen ohne Anwesenheit von Mitarbeitern der Landtagsverwaltung möglich ist.

Auf Wunsch wird jeder Fraktion je eine Arbeitskopie der dem Untersuchungsausschuss übermittelten Beweisunterlagen zur Verfügung gestellt; dies gilt nicht für Akten oder Aktenteile, die geheimhaltungsbedürftigen oder sonst vertraulichen Inhalt enthalten. Wird einer Fraktion eine Arbeitskopie zur Verfügung gestellt, so wird jede Kopie einzeln und unveränderlich schräg über das gesamte Blatt mit der Bezeichnung der Fraktion gekennzeichnet, die die Kopie erhält.

Auf Wunsch wird den Ausschussmitgliedern eine Mehrfertigung der vorgelegten Akten oder Aktenteile ausgehändigt; dies gilt nicht für Akten oder Aktenteile, die geheimhaltungsbedürftigen oder sonst vertraulichen Inhalt enthalten. Wird einem Ausschussmitglied eine Kopie von vorgelegten Akten oder Aktenteilen ausgehändigt, so wird jede Kopie einzeln und unveränderlich schräg über das gesamte Blatt mit dem Namen des Abgeordneten gekennzeichnet, der die Kopie erhält.

9.4. Soweit die ausgehändigten Unterlagen Angaben enthalten, die geheimhaltungsbedürftig sind oder sonstige besondere schutzwürdige Angaben enthalten, haben die Ausschussmitglieder sowie die dem Ausschuss benannten Berater der Fraktionen das Recht, diese in einem von der Landtagsverwaltung zur Verfügung gestellten Arbeitsraum einzusehen. Zusätzliche Kopien dieser Vorgänge dürfen nicht gefertigt werden. Die Landtagsverwaltung stellt sicher, dass die Ausgabe dieser Akten sowie die Rückgabe in einer Liste unter Angaben des Namens des Benutzers verzeichnet werden. Elektronische Geräte mit Eignung zur Übermittlung oder Aufzeichnung von Informationen werden in den Akteneinsichtsraum nicht mitgeführt.

10. Abschlussbericht

Vor Abfassung des Abschlussberichts beschließt der Ausschuss über den Abschluss der Untersuchung. Der Schlussbericht wird dem Ausschuss zur Beschlussfassung vorgelegt. Mit der abschließenden Beratung durch das Plenum des Landtags über den Abschlussbericht ist die Arbeit des Untersuchungsausschusses beendet.

11. Sonstige Vorschriften

Die Geschäftsordnung des 5. Sächsischen Landtags findet Anwendung soweit nicht das Untersuchungsausschussgesetz entgegenstehende Regelungen enthält.“

4.3 Zeit- und Arbeitsaufwand

Die vom Untersuchungsausschuss zu ermittelnden Sachverhalte haben während des gesamten Verlaufs des Untersuchungsverfahrens erhebliche zeitliche Anforderungen an die Mitglieder des Ausschusses, die Berater und die Landtagsverwaltung gestellt, insbesondere wegen der Vielzahl der oftmals parallel zu behandelnden Vorgänge und der großen Anzahl der zu bearbeitenden Unterlagen.

Ein erheblicher Teil der nicht öffentlichen Sitzungen des Ausschusses diente zum einen der Beratung und Beschlussfassung über Beweisanträge, zum anderen der Beratung von Verfahrensfragen. Die Mitglieder des Ausschusses beschlossen und berieten insgesamt 78 Beweisanträge, davon 36 Anträge auf Übergabe von Unterlagen und 41 Anträge mit Zeugenladungen. Es fanden folgende Themenkomplexe Berücksichtigung: Öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zur abfallwirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen dem ZAW und dem Landkreis Delitzsch, Brände in Abfall- und Recyclinglagern, Deponie Cröbern, S.D.R. BIOTEC, Import von Abfall aus Italien, ETU GmbH Altbernsdorf, alle Komplexe.

Die 4. Sitzung am 1. November 2010 fand zur Inaugenscheinnahme der Mechanisch-Biologischen Abfallbehandlungsanlage und der Zentraldeponie Cröbern in Großpösna statt (ADS 11).

Die Sitzungen dauerten insgesamt 143:30 Stunden, davon entfielen 111:24 Stunden auf die Beweiserhebungen. Darüber hinaus fiel in den Fraktionen und in der Landtagsverwaltung erheblicher Zeitaufwand für Zuarbeiten, Beratung und Aufsicht bei der Akteneinsichtnahme an, der nicht im Einzelnen erfasst wurde.

In der Geschäftsstelle des Ausschusses wurden insgesamt 617 Vorgänge als Ausschussdrucksachen (ADS) erfasst.

Es wurden insgesamt 48 Zeugen vernommen. Drei Zeugen sind zweimal und ein Zeuge ist dreimal gehört worden.

Beratungen der Obleute der Fraktionen fanden in der Regel eine halbe Stunde vor den Sitzungen des Ausschusses statt.

4.3.1 Brände in Abfall- und Recyclinglagern

Zum Themenkomplex Brände wurden folgende Vernehmungen von Zeugen durchgeführt. Ein Zeuge wurde zweimal vernommen.

17.01.2011	Zeugenvernehmungen Dr. Norbert Schieß (Antrag der Opposition, ADS 86) Jochen Rest (Antrag der Opposition, ADS 86) Christian Leßmann (Antrag der Opposition, ADS 86)
07.02.2011	Zeugenvernehmungen Bernd Merbitz (Antrag der Opposition, ADS 86) Thomas Redmer (Antrag der Koalition, ADS 85)

21.03.2011	Zeugenvernehmungen Frank Drechsel (Antrag der Opposition, ADS 86) Dr. Steffen Sickert (Antrag der Koalition, ADS 84)
18.04.2011	Zeugenvernehmung Uwe Schuster (Antrag der Koalition, ADS 164)
23.05.2011	Zeugenvernehmung Mathias Bessel (Antrag der Koalition, ADS 165)
27.06.2011	Zeugenvernehmung Holger Bauerfeind (Anträge der Opposition, ADS 83, ADS 198)
12.09.2011	Zeugenvernehmung Holger Bauerfeind (Anträge der Opposition, ADS 83, ADS 198)

4.3.2 Deponie Cröbern

Zum Themenkomplex Deponie Cröbern wurden folgende Vernehmungen von Zeugen durchgeführt. Ein Zeuge wurde dreimal vernommen und ein Zeuge hat sich auf sein Auskunftsverweigerungsrecht berufen und wurde vom Vorsitzenden abgeladen.

23.05.2011	Zeugenvernehmung Heinz Böhmer (Anträge der Koalition und Opposition, ADS 211, ADS 123)
10.10.2011	Zeugenvernehmung Dieter Schaude (Antrag der Koalition, ADS 185)
12.12.2011	Zeugenvernehmung Prof. Dr. Klaus Fricke (Antrag der Koalition, ADS 212)
11.06.2012	Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
10.12.2012	Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
22.02.2013	Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
11.03.2013	Zeugenvernehmungen Konrad Doruch (fand nicht statt) (Antrag der Opposition, ADS 224) Gerd Sommer (Antrag der Opposition, ADS 442)
15.04.2013	Zeugenvernehmungen Frank Lehmann (Antrag der Opposition, ADS 443) Dr. Kurt Schmitz (Antrag der Opposition, ADS 224)

4.3.3 S.D.R. BIOTEC

Zum Themenkomplex BIOTEC wurden die nachfolgend aufgeführten Vernehmungen von Zeugen durchgeführt. Ein Zeuge wurde zweimal vernommen.

21.11.2011	Zeugenvernehmungen Bernhard Voll (Anträge der Koalition, ADS 163 und Opposition, ADS 167) Dr. Andrea Kaltz (Antrag der Opposition, ADS 167)
12.12. 2011	Zeugenvernehmung Bernhard Voll (Anträge der Koalition, ADS 163 und Opposition, ADS 163)
19.01.2012	Zeugenvernehmung Dr. Günter Kiesel (Antrag der Opposition, ADS 167)
05.03.2012	Zeugenvernehmung Dr. Michael Werner (Antrag der Koalition, ADS 250)
30.03.2012	Zeugenvernehmungen Dr. Ingo Müller (Antrag der Koalition, ADS 184) Peter Gamer (Antrag der Koalition, ADS 184)
07.05.2012	Zeugenvernehmung Dr. Jörg Schmidt (Anträge der Koalition und der Opposition, ADS 166, ADS 167)
09.07.2012	Zeugenvernehmungen Wolfgang Rösner (Antrag der Koalition, ADS 355) Dr. Eva Palmer (Antrag der Opposition, ADS 167)
24.09.2012	Zeugenvernehmungen Prof. Dr. Herbert Pöllmann (Antrag der Koalition, ADS 166) Prof. Dr. Peter Schreiter (Antrag der Koalition, ADS 250)
15.10.2012	Zeugenvernehmungen Prof. Dr. Norbert Schieß (Antrag der Opposition, ADS 167) Ullrich Fiedler (Antrag der Opposition, ADS 377)
28.01.2013	Zeugenvernehmungen Prof. Dr. Werner Bidlingmaier (Antrag der Opposition ADS 396) Dr. Michael Winterstein (Antrag der Koalition ADS 282)
16.09.2013	Zeugenvernehmung Thomas Fischer (Antrag der Opposition, ADS 468)

4.3.4 Import von Abfall aus Italien

Zum Themenkomplex Abfall aus Italien wurden folgende Vernehmungen von Zeugen durchgeführt:

13.05.2013	Zeugenvernehmungen Andreas Windolph (Antrag der Opposition, ADS 455) Michael Beer (Antrag der Opposition, ADS 470)
17.06.2013	Zeugenvernehmungen Thomas Ingo Arlt (Antrag der Opposition, ADS 470) Jens Vierling (Antrag der Opposition, ADS 470)
16.09.2013	Zeugenvernehmung Dr. Ulrich Rößger (Antrag der Koalition, ADS 502)
14.10.2013	Zeugenvernehmungen Dr. Joachim Wuttke (Antrag der Opposition, ADS 523) Prof. Dr. Wolfgang Spyra (Antrag der Opposition, ADS 523)
25.11.2013	Zeugenvernehmungen italienischer Ermittlungsbeamten Dr. Paolo Sirleo und Giuseppe Di Venere (Antrag der Opposition, ADS 223 Neufassung)

4.3.5 ETU GmbH Altbernsdorf

Zum Themenkomplex Altbernsdorf wurden folgende Vernehmungen von Zeugen durchgeführt:

11.03.2013	Zeugenvernehmung Heike Wieland (Anträge der Koalition und der Opposition, ADS 376, ADS 417)
08.07.2013	Zeugenvernehmungen Rüdiger Rimpler (Antrag der Opposition, ADS 417) Thomas Reissner (Antrag der Opposition, ADS 417)
16.09.2013	Zeugenvernehmung Dr. Reiner Hänsel (Anträge der Opposition, ADS 301, ADS 417)
27.01.2014	Zeugenvernehmungen Gunter Lange (Anträge der Opposition, ADS 297, ADS 417) Verena Starke (Antrag der Opposition, ADS 301)

4.3.6 Alle Komplexe

Einen umfassenden Überblick über alle Komplexe gab der Staatsminister für Umwelt und Landwirtschaft, Herr Frank Kupfer, in seiner Vernehmung am

10. März 2014	Zeugenvernehmung Frank Kupfer (Antrag der Opposition, ADS 582 Neufassung).

4.4 Protokollierung

Für die insgesamt 39 Sitzungen des Ausschusses wurden jeweils 38 nicht öffentliche Protokolle der Beratungssitzungen des Untersuchungsausschusses (in einer Sitzung wurde nur die öffentliche Zeugenvernehmung durchgeführt), 54 öffentliche stenografische Protokolle der Zeugenvernehmungen mit insgesamt 1901 Seiten sowie sechs nicht öffentliche stenografische Protokolle mit 56 Seiten angefertigt.

Die bestätigten Protokolle der Sitzungen des Ausschusses sowie die öffentlichen stenografischen Protokolle konnten durch die Mitglieder des Ausschusses in einem gesonderten Netzlaufwerk des Landtags, die nicht öffentlichen stenografischen Protokolle in der Geschäftsstelle des Ausschusses eingesehen werden.

4.4.1 Brände in Abfall- und Recyclinglagern

Für diesen Themenkomplex wurden sechs öffentliche stenografische Protokolle mit insgesamt 437 Seiten und 23:34 Stunden Beweiserhebung angefertigt.

4.4.2 Deponie Cröbern

Für diesen Themenkomplex wurden acht öffentliche stenografische Protokolle mit 238 Seiten und 12:10 Stunden und ein nicht öffentliches stenografisches Protokoll mit vier Seiten und sieben Minuten Beweiserhebung angefertigt.

4.4.3 S.D.R. BIOTEC

Für diesen Themenkomplex wurden sechs öffentliche stenografische Protokolle mit 548 Seiten und 30:50 Stunden und drei nicht öffentliche stenografische Protokolle mit 42 Seiten und 2:09 Stunden Beweiserhebung angefertigt.

4.4.4 Import von Abfall aus Italien

Für diesen Themenkomplex wurden acht öffentliche stenografische Protokolle mit 287 Seiten und 19:03 Stunden Beweiserhebung angefertigt.

4.4.5 ETU GmbH Altbernsdorf

Für diesen Themenkomplex wurden sechs öffentliche stenografische Protokolle mit 292 Seiten und 15:25 Stunden und ein nicht öffentliches stenografisches Protokoll mit drei Seiten und fünf Minuten Beweiserhebung angefertigt.

4.4.6 Alle Komplexe

Hierzu wurden ein öffentliches stenografisches Protokoll mit 83 Seiten und 7:44 Stunden und zwei nicht öffentliche stenografische Protokolle mit insgesamt acht Seiten und 17 Minuten Beweiserhebung angefertigt.

4.5 Juristische Beratung

Der Untersuchungsausschuss wurde in rechtlichen Fragen durch den Juristischen Dienst der Landtagsverwaltung betreut. Gemäß Nr. 2.1 der Verfahrensgrundsätze für die Arbeit und die Beweisaufnahme des Untersuchungsausschusses der 5. Legislaturperiode prüfte der Juristische Dienst die eingereichten Beweisanträge vor der Beschlussfassung im Ausschuss auf ihre rechtliche Zulässigkeit. Zahlreiche Rechtsfragen von Ausschussmitgliedern wurden in den Sitzungen mündlich beantwortet. Daneben erstellte der Juristische Dienst eine Vielzahl rechtlicher Stellungnahmen und Schriftsätze.

4.6 Geheimschutzvorkehrungen

In der 1. Sitzung des Untersuchungsausschusses besteht Einigkeit, dass Geheimhaltungsfragen voraussichtlich eine untergeordnete Rolle spielen werden. Geheimhaltungsbedürftige Akten gebe es voraussichtlich kaum. Wenn es Geheimhaltungsfragen geben sollte, werde der Vorsitzende sich mit dem Geheimschutzbeauftragten des Sächsischen Landtags in Verbindung setzen.

In seiner 8. Sitzung beschließt der Untersuchungsausschuss den Geheimhaltungsbeschluss zur Wahrung von Betriebs- und Geschäftsgeheimnissen (ADS 170).

In der 29. Sitzung am 13. Mai 2013 wurde bezüglich der Beiziehung der Akten von der Oberstaatsanwaltschaft Halle der Geheimhaltungsbeschluss zur Wahrung von Betriebs- und Geschäftsgeheimnissen durch das Steuergeheimnis ergänzt und wie folgt beschlossen:

1. Untersuchungsausschuss ***ADS 170***

der 5. Wahlperiode ***Neufassung***

Geheimhaltungsbeschluss zur Wahrung von Steuer-, Betriebs - und

Geschäftsgeheimnissen

vom Ausschuss beschlossen am: 13. Mai 2013

(1) Der Untersuchungsausschuss beschließt, dass diejenigen Akten, Berichte und sonstigen Auskünfte, die nach Mitteilung der vorlegenden Stelle Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse enthalten, geheim gehalten werden.

Der Beschluss verpflichtet neben den Ausschussmitgliedern und deren Stellvertretern auch alle anderen Personen, die zur Teilnahme an den nicht öffentlichen Sitzungen des Ausschusses zugelassen sind, insbesondere die dem Ausschuss benannten ständigen Mitarbeiter der Fraktionen, zur Verschwiegenheit. Wer diese Verschwiegenheitspflicht verletzt, kann sich nach § 353 b Abs. 2 StGB strafbar machen.

Ein Wechsel der Fraktionsmitarbeiter ist dem Ausschuss anzuzeigen.

(2) Die Steuer-, Betriebs - oder Geschäftsgeheimnisse enthaltenden Berichte und sonstigen Auskünfte werden von der vorlegenden Stelle ebenso wie die angeforderten Akten in einfacher Fertigung dem Untersuchungsausschuss zur Verfügung gestellt.

(3) Auf Verlangen eines Ausschussmitgliedes wird der Beauftragte der Staatsregierung unter Berücksichtigung aller rechtlichen und tatsächlichen Gesichtspunkte alsbald prüfen, ob die Bewertung bestimmter Angaben als geheimhaltungsbedürftig für die weitere Behandlung durch den Untersuchungsausschuss aufrechterhalten werden muss. Entsprechendes gilt für die durch nicht öffentliche Stellen vorgelegten Unterlagen (Prüfung durch den Vorlegenden). Falls der Untersuchungsausschuss von der Bewertung der nichtöffentlichen Stelle über die Geheimhaltungsbedürftigkeit bestimmter Angaben bzw. Unterlagen abweichen möchte, gibt er der Stelle vorher Gelegenheit zur Stellungnahme.

(4) Der Untersuchungsausschuss beschließt, bei der Verwertung von Akten, Berichten, Aussagen und sonstigen Unterlagen bzw. Teilen davon, die Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse enthalten, nur in nicht öffentlicher Sitzung Beweis zu erheben und zu würdigen. § 8 Abs. 4 Satz 2 des Untersuchungsausschussgesetzes kommt nicht zur Anwendung.

(5) Der Untersuchungsausschuss beschließt die Geheimhaltung derjenigen Teile von Niederschriften und von sonstigen Beweisunterlagen, die dem Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse unterliegende Angaben betreffen.

(6) Der Untersuchungsausschuss beschließt, auf die Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse enthaltenden Vorgänge (Nr. 1 bis 5) die Bestimmungen der Geheimschutzordnung des Sächsischen Landtages, die die Behandlung von Verschlusssachen VS-NUR FÜR DEN DIENSTGEBRAUCH betreffen, sinngemäß anzuwenden.

(7) Die von der vorlegenden Stelle übermittelten Berichte, Akten und sonstigen Beweisunterlagen werden in die Obhut der Landtagsverwaltung gegeben.

Der Ausschuss beschließt, dass dem Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnis unterliegende Unterlagen nur in Ausschusssitzungen und längstens für deren Dauer ausgegeben werden dürfen.

In der übrigen Zeit sind die Unterlagen in einem oder mehreren Räumen der Landtagsverwaltung in speziellen Schränken unter Verschluss aufzubewahren.

Die Landtagsverwaltung stellt sicher, dass die Ausschussmitglieder, deren Stellvertreter sowie die dem Ausschuss benannten Mitarbeiter der Fraktionen die Einsichtnahme in Unterlagen, die Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse enthalten, in einer Liste bestätigen. In der Liste ist die Einsichtnahme unter genauer Bezeichnung der eingesehenen Unterlagen durch Angabe der ADS-Nummer mit Datum, Uhrzeit des Beginns und Endes der Einsichtnahme sowie Unterschrift der Einsichtnehmenden einzutragen.

(8) Bei den Steuer-, Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisse enthaltenden Niederschriften beziehungsweise Teilen von Niederschriften werden vom Vorsitzenden die Zahl der Niederschriftenexemplare und deren Verteilung festgelegt. Die entsprechenden Niederschriften sind in den Räumen der Landtagsverwaltung mit der Möglichkeit, für die in Nr. 1 Abs. 2 genann-

ten Personen dort Einsicht zu nehmen, aufzubewahren. Im Übrigen gilt Nr. 7 Abs. 3 entsprechend.

(9) Der Untersuchungsausschuss hat bei einer von der zuständigen Regierung abweichenden Beurteilung der Geheimhaltungsbedürftigkeit vor einer Offenbarung das Einvernehmen mit der zuständigen Regierung herzustellen (vgl. BVerfGE 67, 137).

5 Aktenführung und Methoden der Materialsammlung

Die vom Untersuchungsausschuss angeforderten und beim Ausschusssekretariat eingegangenen Unterlagen wurden als Ausschussdrucksache (ADS) deklariert und nummeriert.

Die eingegangenen Unterlagen standen den Ausschussmitgliedern sowie den dem Ausschuss benannten Fraktionsmitarbeitern im Aktenraum des Untersuchungsausschusses zur Einsichtnahme zur Verfügung.

Alle Unterlagen des Ausschusses wurden in einem gesonderten Aktenraum der LTV gelagert und konnten von den Mitgliedern des Ausschusses und den benannten Mitarbeitern der Fraktionen eingesehen werden. Zur Sicherung der Geschäftstätigkeit des Ausschusssekretariats bzw. zur Gewährleistung der Einsichtnahme in die entsprechenden Unterlagen wurden Mitarbeiter der Landtagsverwaltung eingesetzt.

Die in den Ausschusssitzungen beratenen Anträge – Beweis- oder Verfahrensanträge – wurden ebenfalls als Ausschussdrucksache (ADS) gekennzeichnet und dem nicht öffentlichen Protokoll der jeweiligen Ausschusssitzung als Anlage beigefügt.

Über den Eingang der angeforderten Unterlagen informierte der Ausschussvorsitzende in der jeweils dem Eingang der Unterlagen folgenden Sitzung des Ausschusses.

6 Beweisaufnahme

6.1 Beweisanträge auf Vernehmung von Zeugen

Insgesamt wurden durch die Fraktionen 41 Anträge auf Zeugenladungen gestellt, in denen die Einvernahme von 75 Zeugen verlangt wurde. In den 31 Beweiserhebungssitzungen hat der Untersuchungsausschuss insgesamt 48 Zeugen vernommen. Drei Zeugen sind zweimal und ein Zeuge dreimal vernommen worden.

17.01.2011	Zeugenvernehmungen Dr. Norbert Schieß (Antrag der Opposition, ADS 86) Jochen Rest (Antrag der Opposition, ADS 86) Christian Leßmann (Antrag der Opposition, ADS 86)
07.02.2011	Zeugenvernehmungen Thomas Redmer (Antrag der Koalition, ADS 85) Bernd Merbitz (Antrag der Opposition, ADS 86)
21.03.2011	Zeugenvernehmungen Dr. Steffen Sickert

	(Antrag der Opposition, ADS 84) Frank Drechsel (Antrag der Opposition, ADS 86)
18.04.2011	Zeugenvernehmung Uwe Schuster (Antrag der Koalition, ADS 164)
23.05.2011	Zeugenvernehmung Heinz Böhmer (Anträge der Opposition und der Koalition, ADS 123, ADS 211) Zeugenvernehmung Mathias Bessel (Antrag der Koalition, ADS 165)
27.06.2011	Zeugenvernehmung Holger Bauerfeind (Anträge der Opposition, ADS 83, ADS 198)
12.09.2011	Zeugenvernehmung Holger Bauerfeind (Anträge der Opposition, ADS 83, ADS 198)
10.10.2011	Zeugenvernehmung Dieter Schaude (Antrag der Koalition, ADS 185)
21.11.2011	Zeugenvernehmungen Frau Dr. Andrea Kaltz (Antrag der Opposition, ADS 167) Bernhard Voll (Anträge der Opposition und Koalition, ADS 167, ADS 163)
12.12.2011	Zeugenvernehmungen Bernhard Voll (Anträge der Opposition, ADS 167 und Koalition, ADS 163) Prof. Dr. Klaus Fricke (Antrag der Koalition, ADS 212)
19.01.2012	Zeugenvernehmung Dr. Günter Kiesel (Antrag der Opposition, ADS 167)
05.03.2012	Zeugenvernehmung Dr. Michael Werner (Antrag der Koalition, ADS 250)
30.03.2012	Zeugenvernehmungen Dr. Ingo Müller (Antrag der Koalition, ADS 184) Peter Gamer (Antrag der Koalition, ADS 184)
07.05.2012	Zeugenvernehmung Dr. Jörg Schmidt (Anträge der Koalition und der Opposition, ADS 166, ADS 167)
11.06.2012	Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
09.07.2012	Zeugenvernehmungen Wolfgang Rösner (Antrag der Opposition, ADS 355)

	Dr. Eva Palmer (Antrag der Opposition, ADS 167)
24.09.2012	Zeugenvernehmungen Prof. Dr. Herbert Pöllmann (Antrag der Koalition, ADS 166) Prof. Dr. Peter Schreiter (Antrag der Koalition, ADS 250)
15.10.2012	Zeugenvernehmungen Dr. Norbert Schieß (Antrag der Opposition, ADS 167) Ullrich Fiedler (Antrag der Opposition, ADS 377)
10.12.2012	Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
28.01.2013	Zeugenvernehmungen Prof. Dr. Werner Bidlingmaier (Antrag der Opposition, ADS 396) Dr. Michael Winterstein (Antrag der Koalition, ADS 282)
22.02.2013	Fortsetzung Zeugenvernehmung Günter Lohmann (Antrag der Opposition, ADS 225)
11.03.2013	Zeugenvernehmungen Konrad Doruch (Antrag der Opposition, ADS 224) Gerd Sommer (Antrag der Opposition, ADS 442) Heike Wieland (Anträge der Koalition und der Opposition, ADS 376, ADS 417)
15.04.2013	Zeugenvernehmungen Frank Lehmann (Antrag der Opposition, ADS 443) Dr. Kurt Schmitz (Antrag der Opposition, ADS 224)
13.05.2013	Zeugenvernehmungen Andreas Windolph (Antrag der Opposition, ADS 455) Michael Beer (Antrag der Opposition, ADS 470)
17.06.2013	Zeugenvernehmungen Thomas Ingo Arlt (Antrag der Opposition, ADS 470) Jens Vierling (Antrag der Opposition, ADS 470)
08.07.2013	Zeugenvernehmungen Rüdiger Rimpler (Antrag der Opposition, ADS 417) Thomas Reissner (Antrag der Opposition, ADS 417)

16.09.2013	Zeugenvernehmungen Dr. Ulrich Rößger (Antrag der Koalition, ADS 502) Thomas Fischer (Antrag der Opposition, ADS 468) Dr. Reiner Hänsel (Anträge der Opposition, ADS 301, ADS 417)
14.10.2013	Zeugenvernehmungen Dr. Joachim Wuttke (Antrag der Opposition, ADS 523) Prof. Dr. Wolfgang Spyra (Antrag der Opposition, ADS 523)
25.11.2013	Zeugenvernehmungen Dr. Paolo Sirleo (Antrag der Opposition, ADS 223 Neufassung Guiseppe Di Venere (Antrag der Opposition, ADS 223 Neufassung)
27.01.2014	Zeugenvernehmungen Gunter Lange (Antrag der Opposition, ADS 297) Verena Starke (Anträge der Opposition, ADS 301, ADS 417)
10.03.2014	Zeugenvernehmung Staatsminister Frank Kupfer (Antrag der Opposition, ADS 582 Neufassung)

6.2 Beweisanträge auf Aktenvorlage

In den Sitzungen des 1. Untersuchungsausschusses wurden insgesamt 36 Beweisanträge zur Anforderung von Unterlagen beschlossen. Daraus ergab sich ein Aktenbestand von insgesamt 1281 Aktenordnern, 40 Akten auf zwei CDs plus zwei Ordner, die als vertraulich klassifiziert wurden.

Nachfolgende 35 Beweisanträge wurden gestellt und beschlossen:

ADS 2	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen beim Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL)
ADS 3	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen beim SMUL und dem Sächsischen Staatsministerium des Innern (SMI) sowie Auskünfte vom SMUL und SMI
ADS 5	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen bei der Landesdirektion Leipzig
ADS 6	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen beim Sekretariat des Ausschusses für Umwelt und Landwirtschaft des Sächsischen Landtags (SLT)
ADS 7	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen beim Bundeskriminalamt, Landeskriminal-

amt, Umweltbundesamt Dessau-Roßlau, SMUL, SMI

ADS 8 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen bei der Landesdirektion Dresden, Landesdirektion Leipzig, SMUL sowie einen Ausblick auf beabsichtigte Zeugenvernehmungen

ADS 13 Beweisantrag der Koalition
Beiziehung des Protokolls der Anhörung durch den Ausschuss für Umwelt und Landwirtschaft des SLT am 07.05.2010

ADS 14 Beweisantrag der Koalition
Beiziehung von Unterlagen beim SMUL

ADS 15 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen bei der Landesdirektion Dresden, von der Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft (WEV) und von der Landesdirektion Leipzig

ADS 47 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen beim SMUL

ADS 48 Beweisantrag der Opposition
Anforderung von Unterlagen bei der Staatsanwaltschaft Dresden, beim Generalstaatsanwalt des Freistaates Sachsen, dem Staatsministerium für Umwelt- und Landwirtschaft oder dem Sächsischen Staatsministerium der Justiz und für Europa

ADS 49 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen beim Landratsamt Nordsachsen, der Landesdirektion Leipzig, dem Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie sowie dem SMUL

ADS 50 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen bei der Landesdirektion Leipzig, dem Landratsamt Nordsachsen, dem Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie und dem SMUL

ADS 81 Beweisantrag des Ausschusses
Beiziehung der ZDF/Arte Produktion „Das Geheimnis der Macht – Dreckige Geschäfte“ vom 17.08.2010

ADS 82 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen vom SMUL, Landesdirektionen, Zweck verband Abfallwirtschaft Westsachsen (ZAW), WEV, der Stadt Leipzig, dem Landkreis Delitzsch und den Kreiswerken Delitzsch GmbH

ADS 96 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen vom SMUL, SMI, Sächsischer Staatskanzlei (SK), Landesdirektion/Regierungspräsidien

ADS 123 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen bei der Landesdirektion Leipzig, der Unteren Brandschutzbehörde im Landkreis Nordsachsen, der Unteren Abfallbehörde im Landkreis Nordsachsen, der Staatsanwaltschaft, der zuständigen Polizeidienststelle und den Kreiswerken Delitzsch GmbH

ADS 168 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von italienischen Ermittlungsakten

ADS 169 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von italienischen Ermittlungsakten

ADS 199 Beweisantrag der Koalition
Beiziehung von Unterlagen vom SLT, Polizeidirektion Dresden

ADS 217 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen bei der WEV

ADS 242 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen, ZAW, WEV, Stadt Leipzig, Landkreis Leipzig, Landratsamt, Landkreis Nordsachsen

ADS 297 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen der Stadt Bernstadt,

ADS 298 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen SITA Kommunal-Service

ADS 300 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen von den Landesdirektionen Leipzig und Chemnitz, dem SMUL, der S.D.R. Biotec-Pohritzsch, den Kreiswerken Delitzsch und der WEV

ADS 301 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen beim SMUL, bei der Landesdirektion Dresden und dem Landratsamt Görlitz

ADS 417 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen beim SMUL, Landesdirektion Sachsen, Landratsamt Görlitz und Thüringer Verwaltungsamt

ADS 454 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung eines Gutachtens des Herrn Prof. Werner Bidlingmaier bei der Staatsanwaltschaft Leipzig

ADS 471 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung der Strafermittlungs- und Gerichtsakten gegen den Angeklagten Gerd Sommer

ADS 469 Beweisantrag der Opposition
Beiziehung von Unterlagen beim SMUL

ADS 503	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Akten bei der Staatsanwaltschaft Halle
ADS 521	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Akten über das SMUL
ADS 522	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Unterlagen vom Bundes- und Landeskriminalamt, SMUL, SMI
ADS 536	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Akten über die Landesdirektion Dresden
ADS 581	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von Ermittlungsakten bei der Staatsanwaltschaft Leipzig
ADS 603	Beweisantrag der Opposition Beiziehung eines Gutachtens bei der WEV Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH
ADS 609	Beweisantrag der Opposition Beiziehung von zwei Protokollen der Sitzung des Ausschusses für Umwelt und Landwirtschaft vom 9. Dezember 2008 und 5. Januar 2009

Danach liegen keine Beweisanträge auf Beiziehung von Akten mehr vor.

In Bezug auf den Beweisantrag ADS 168 – Beiziehung von italienischen Ermittlungsakten – wurde in der Sitzung am 11. März 2013 folgender Beschluss gefasst (ADS 467):

1. Untersuchungsausschuss ***ADS 467***

der 5. Wahlperiode

Beschluss zur Beauftragung von

Übersetzungsleistungen

vom Ausschuss beschlossen am: *11.* ***März 2013***

Der Untersuchungsausschuss beschließt:

1.

Frau Barbara Gerstenberg, staatlich geprüfte und am OLG Dresden zugelassene Übersetzerin, zu beauftragen, die dem Untersuchungsausschuss durch italienische Behörden zur Verfü-

gung gestellten Beweisunterlagen anhand bestimmter Kriterien, die aus der diesem Beschluss beigefügten Anlage ersichtlich sind, mit einer kurzen deutschen Inhaltsangabe zu versehen und dem Untersuchungsausschuss vorzulegen. Der Untersuchungsausschuss entscheidet sodann, welche Dokumente vollumfänglich zu übersetzen sind, weil sie dem Beweisbeschluss und dem Untersuchungsauftrag unterliegen und für die Arbeit des Ausschusses sachdienlich sind.

2.

Frau Barbara Gerstenberg wird aufgrund des Zugangs zu den Unterlagen des Untersuchungsausschusses auf das Datengeheimnis verpflichtet und den Bestimmungen des Verpflichtungsgesetzes unterworfen.

3.

Frau Barbara Gerstenberg wird zur Erfüllung ihrer Aufgaben ein Büro im Gebäude des Sächsischen Landtags unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

4.

Frau Barbara Gerstenberg erhält für ihre Tätigkeit ein vom Umfang der Übersetzungsleistungen abhängiges Honorar in Anlehnung an das JVEG, dessen genaue Ausgestaltung noch vertraglich fixiert wird.

5.

Die Landtagsverwaltung wird beauftragt, alle erforderlichen organisatorischen Maßnahmen zu treffen und die vertraglichen Bedingungen auszugestalten.

In der Sitzung am 8. Juli 2013 wurde der Beschluss gefasst, eine weitere Übersetzerin zu beauftragen (ADS 535). Frau Silke Herrmann, ebenfalls staatlich geprüfte und am OLG Dresden zugelassene Übersetzerin, stand somit neben Frau Gerstenberg dem Ausschuss zur Verfügung.

In der Sitzung am 16. September 2013 wurden zur Weiterbeschäftigung von Frau Gerstenberg und Frau Herrmann weitere inhaltsgleiche Beschlüsse gefasst (ADS 561, ADS 562). Die Inanspruchnahme beider Übersetzerinnen endete am 26. November 2013. Die Übersetzungen der Unterlagen erhielten die ADS 584. Es konnten aufgrund der Fülle der Unterlagen (mehrere tausend Seiten) nicht alle Dokumente gesichtet werden. Frau Gerstenberg und Frau Herrmann standen am 25. November 2013 auch als Dolmetscherinnen für die beiden italienischen Zeugen zur Verfügung.

6.3 Beratungsablauf

Bereits in den ersten Ausschusssitzungen wurden Beweisanträge auf Vernehmung von Zeugen und Beiziehung von Unterlagen von diversen Behörden eingebracht und beschlossen, sodass der Ausschussvorsitzende die Aktenanforderung veranlassen oder die Zeugen laden konnte.

Behörden des Freistaates Sachsen und anderer Bundesländer aber auch Bundes- und Kommunalbehörden sowie italienische Behörden übersandten dem 1. Untersuchungsausschuss die per Beweisbeschluss angeforderten Akten.

Mit den Zeugenvernehmungen untersuchte der 1. Untersuchungsausschuss die im Einsetzungsbeschluss genannten Sachverhalte.

Die Zeugen bedienten sich in verschiedenen Fällen eines Zeugenbeistandes. Gemäß § 13 Abs. 6 UAusschG i. V. m. § 68b StPO haben die Zeugen das Recht, sich bei ihrer Aussage vor dem Untersuchungsausschuss von einem anwaltlichen Beistand begleiten zu lassen.

Aufgrund parallel laufender Ermittlungs- und Gerichtsverfahren beriefen sich einige Zeugen auf ihr Auskunftsverweigerungsrecht. Da dieses nur bei einem Zeugen umfassend war, standen die anderen Zeugen im rechtlichen Rahmen dem Ausschuss Rede und Antwort.

7 Beschlussfassung zum Abschlussbericht

Das Untersuchungsausschussgesetz weist einem Untersuchungsausschuss die Aufgabe zu, dem Landtag einen Bericht über die Untersuchung der im Einsetzungsauftrag genannten Sachverhalte zu erstatten. Dies hat nach Abschluss der Untersuchungen zu erfolgen. Ein Zwischenbericht während der Untersuchungen ist nur auf Verlangen des Landtags möglich – ein solches Verlangen wurde vom Landtag nicht geäußert.

Der 1. Untersuchungsausschuss beschloss somit in seiner 29. Sitzung am 13. Mai 2013, Herrn Jürgen Albrecht mit der Erstellung des Sachverhaltsteils des Abschlussberichtes zu beauftragen (ADS 510). Der Präsident des Sächsischen Landtags stimmte gemäß Schreiben vom 30. Mai 2013 (ADS 516) zu, Herrn Jürgen Albrecht zur Erstellung des Sachverhaltsteils des Abschlussberichtes zu beauftragen. Der Sachbericht wurde vertragsgemäß übermittelt und fortlaufend aktualisiert und dem Ausschuss elektronisch zur Verfügung gestellt. Entsprechend wurde mit den anderen Berichten verfahren.

In seiner 38. Sitzung am 7. April 2014 beschloss der Ausschuss das Ende der Beweisaufnahme und die Entlassung noch nicht förmlich entlassener Zeugen. Diese wurden entsprechend informiert.

In der 39. Sitzung am 12. Mai 2014 wurden noch ausstehende Protokolle gebilligt, über den Abschlussbericht und das Ende der Untersuchungen ein Beschluss gefasst. Gemäß § 23 Abs. 1 UAusschG wurde auch die Vorlage des Berichts an den Sächsischen Landtag beschlossen.

Der gemeinsame abweichende Bericht der Fraktionen DIE LINKE und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, die Einzelberichte der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN sowie der SPD-Fraktion wurden zur Kenntnis genommen.

Als Berichterstatter wurde der Vorsitzende Geert Mackenroth bestimmt.

Zugleich wurde eine Frist für die Billigung des letzten Protokolls im Umlaufverfahren gemäß § 41 Abs. 4 i.V.m. § 40 Abs. 2 GO festgelegt.

Zusätzlich erfolgten Hinweise in Bezug auf die Akten des Untersuchungsausschusses: Die übersandten Akten werden nach der Behandlung des Berichtes im Plenum durch die Landtagsverwaltung an die herausgebenden Stellen zurückgesandt. Die in elektronischer Form vorliegenden Daten werden zum oben genannten Zeitpunkt durch die Landtagsverwaltung gelöscht.

Teil II Bericht über die getroffenen Feststellungen zum Sachverhalt und deren Bewertung

A Sachverhalt

Der Einsetzungsbeschluss für den Untersuchungsausschuss beinhaltete eine Vielzahl unterschiedlicher Aspekte der Abfallwirtschaft im Freistaat Sachsen. Um den parlamentarischen Prüfauftrag sinnvoll zu erfüllen, bot es sich an, die im Einsetzungsbeschluss angesprochenen unterschiedlichen Themengebiete in verschiedenen Sachverhaltskomplexen zu untersuchen. Insgesamt wurden sechs Komplexe herausgebildet.

Der Komplex I befasste sich mit Bränden in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen. In der Vergangenheit war diese Problematik in den Blickpunkt öffentlichen Interesses gelangt, da es innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums immer wieder zu Bränden in den entsprechenden Anlagen kam. Insoweit sollte gezielt nach Ursachen der Brände und nach Möglichkeiten zu deren Vermeidung gesucht werden.

Im Komplex II wurde die Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern näher betrachtet. Insbesondere war deren Planung, Dimensionierung und Entwicklung, aber auch die Struktur, der Betrieb und die Sanierung Gegenstand der Untersuchung. Als die größte Anlage ihrer Art in Europa sollte untersucht werden, inwieweit die Dimensionierung der Anlage dem Abfallaufkommen entsprach und ob der Betrieb der Anlage mit den gesetzlichen Vorgaben vereinbar war.

Einen Sonderfall des Betriebs der Mechanisch-Biologischen Abfallanlage (MBA) Cröbern bildete der Import italienischer Abfälle als Komplex III, der die Bezeichnung Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle trägt. Hier sollte untersucht werden, ob der Import italienischen Hausmülls in den Jahren 2007 bis 2008 den gesetzlichen Vorgaben entsprach. Besonderes Augenmerk erfuhr dabei das Notifizierungsverfahren. Mit der Notifizierung werden die Inhaltsstoffe des angelieferten Mülls deklariert. Fraglich war insoweit, ob eine andere Art Müll deklariert wurde, als dann tatsächlich angeliefert wurde und inwieweit dies im Zuge des Imports durch beteiligte Behörden und Firmen hätte erkannt werden können.

Innerhalb des Komplexes IV sollte untersucht werden, ob die Firma S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch aufgrund eines besonderen Behandlungsverfahrens zur Langzeitimmobilisierung der angelieferten Abfälle tatsächlich in der Lage war und ob die Firma das Verfahren im Rahmen der ihr erteilten immissionsschutzrechtlichen Genehmigung durchführte.

Einen Sonderfall der Tätigkeit der Firma S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch betraf der Komplex V. Gegenstand war eine Sonderprüfung des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) bezüglich des Verdachts der umfänglichen Freisetzung von Schwermetallen durch die betroffene Firma. Der Untersuchungsausschuss befasste sich mit den zeitlichen Abläufen der Beprobungen durch die zuständigen staatlichen Behörden und die sich anschließenden weiteren Verfahrensschritte.

Der letzte Komplex VI betraf die Firma ETU GmbH Altbernsdorf. Inhaltich wurden das Genehmigungsverfahren und der Betrieb der Anlage näher untersucht. Insbesondere sollte der Betrieb der Anlage in Bezug auf die Wirksamkeit des Verfahrens zur Bodensanierung und Immobilisierung geprüft werden. Gegenstand war auch die Zulässigkeit des Handelns bei der Abfallannahme und Abfallentsorgung unter Berücksichtigung vorhandener Genehmigungsbescheide und gesetzlicher Vorgaben.

I Komplex: Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen

Ein Großbrand in einer Recyclinganlage in Leipzig im Jahre 2007 rückte diese Problematik in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses. Er löste unter anderem eine Sonderüberwachung aus, von der innerhalb von sechs Wochen 200 Anlagen in Sachsen betroffen waren. Der Ausschuss hat das zum Anlass genommen, die Brandvorkommen in Sachsen – Ursachen und Maßnahmen – zu untersuchen und hat dazu sechs Zeugen vernommen. Weitere zwei Zeugen haben sich speziell zu Versicherungsfragen geäußert, ein Zeuge zu den Vorgängen um die Kreiswerke Delitzsch. Zu den Aufgaben der Umweltbehörden und deren Erledigung – Zuständigkeiten und Strukturen – sind weitere vier Zeugen gehört worden, zu den Sonderüberwachungen drei Zeugen.

1 Brandvorkommen, Ursachen und Maßnahmen

1.1 Zeuge Dr. Norbert Schieß

Der Zeuge ist nach seinen Angaben seit April 2007 Referatsleiter für den Bereich Anlagenbezogener Immissionsschutz und Störfallvorsorge im Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL). Er hat in seiner Vernehmung ausgeführt:

Es handele sich bei seinem Bereich im Wesentlichen um die Umsetzung von Bundesrecht, es gehe um das Bundesimmissionsschutzgesetz und die dazu erlassenen Rechtsverordnungen. Alle Fragen der Luftreinhaltung im Zusammenhang mit Anlagen seien bei ihm im Referat angesiedelt. Es beginne bei den ganz großen Anlagen, wie etwa bei Kraftwerken und bei Chemieanlagen und gehe bis zum Kaminofen, den man vielleicht auch zu Hause habe. Einige Anlagen seien besonders gefährdend, deswegen würden sie der Störfallverordnung unterliegen. Auch dieser Bereich liege in seinem Referat. Sie seien die Schnittstelle zum Bund. Wenn Rechtsänderungen im Bundesimmissionsschutzgesetz anstünden, würden sie beteiligt werden. Sie würden die Belange des Freistaates Sachsen vertreten und seien im Innenverhältnis dafür verantwortlich, dass die Gesetze und Rechtsverordnungen im Land auch umgesetzt würden. Er habe sieben Mitarbeiter in seinem Referat.

Um die Steuerungsfunktion wahrzunehmen, würden sie zweimal im Jahr große Dienstbesprechungen mit dem nachgeordneten Bereich durchführen. Dort würden Punkte, die von allgemeiner Bedeutung seien, behandelt. Dann gäbe es ein entsprechendes Protokoll mit Festlegungen, so dass die Behörden vor Ort wissen würden, wie sie bei diesen Fällen vorgehen müssten, um die Einheitlichkeit im Freistaat Sachsen zu wahren. Das Protokoll habe Erlasscharakter.

Eine solche Besprechung habe im Dezember 2007 stattgefunden. Natürlich sei die Sache mit den Bränden im Freistaat Kernthema dieser Besprechung gewesen. Sie

hätten die Behörden aufgefordert, hierauf noch einmal besonderes Augenmerk zu legen, vor allem sämtliche Auflagen, die veranlasst worden seien, peinlichst genau zu überwachen und, wenn sie nicht eingehalten würden, konsequent umzusetzen. Die festgestellten Mängel seien aufgezeigt und Stück für Stück beseitigt worden. Die Brandereignisse seien 2008 zurückgegangen.

Bereits im Jahre 1994 – er sei schon einmal von 1994 bis zum Jahr 2004 in diesem Referat in der Verantwortung gewesen – hätten sie eingeführt, dass die Behörden die Anlagen vor Ort überwachen müssten. Das sei ihm ein ganz großes Anliegen. Er habe nicht gewollt, dass sie nur „Schreibtischtäter“ hätten. Er habe den Bereich ja von der Pike auf gelernt. Man könne eine Sache nur dann verantwortlich umsetzen, wenn man die Anlagen vor Ort kenne und auch die Probleme. Daher hätten sie schon damals eingeführt, dass die Bundesimmissionsschutzanlagen mindestens alle zwei Jahre zu überwachen seien.

Sie hätten sich auch regelmäßig berichten lassen, ob die Quote erfüllt werde. Zunächst seien die Staatlichen Umweltfachämter zuständig gewesen, aus denen dann später die Umweltfachbereiche in den Regierungspräsidien geworden seien. Im Jahr 2008 sei die Überwachungstätigkeit im Rahmen der Verwaltungsreform auf die Kommunen übergegangen.

2007 seien von den Abfallentsorgungsanlagen 64 % überwacht worden. Im Jahr 2008 hätten sie nur 29 % Überwachungen gehabt, 2009 schon wieder 64 % und 2010 55 %. Man könne also sagen, dass die Quote vor Ort, die 50 % betrage bei einer Überwachung alle zwei Jahre, übererfüllt worden sei. Eine Ausnahme bilde das Jahr 2008. Da habe die große Verwaltungsreform stattgefunden. Die Aufgaben der Überwachung seien auf die Kommunen und Landkreise übergegangen. In Sachsen gäbe es 5500 genehmigungsbedürftige Anlagen. Von diesen seien 5000 auf die Landkreise und kreisfreien Städte übergegangen. So etwas würde man nicht mit links machen. Das sei einfach ein Riesenaufwand. Sie hätten aber darauf geachtet, dass unter keinen Umständen die Genehmigungsverfahren darunter leiden würden, denn diese seien eine entscheidende Größe für die wirtschaftliche Entwicklung im Freistaat.

Ein Beispiel aus dieser Zeit betreffe die Wacker Chemie in Nünchritz. Diese habe ihre Anlage erweitern wollen. Ein wesentlicher, ausschlaggebender Punkt in dem konzernweiten Wettbewerb sei gewesen, dass sie in Sachsen die Genehmigungsverfahren im Immissionsschutz zügig und auch fachgerecht durchführen könnten. Genau in dieser Zeit, im Jahr 2008, habe der Konzern entschieden, dass die Polysilizium-Anlage nach Sachsen komme mit einer Investitionssumme von 760 Millionen € und über 500 Arbeitsplätzen. Er glaube, dass man da auch einmal in der Überwachung eine kleine Delle akzeptieren könne. Man müsse schauen, wo man die Schwerpunkte setze.

Wichtig sei ihm gewesen, dass schon ein halbes Jahr später die Delle wieder verschwunden gewesen sei. Das heiße, die neuen Strukturen hätten nach kurzer Zeit ordentlich funktioniert. Etwas überraschend sei, dass es im Jahr 2008, in dem sie die geringste Überwachungsquote gehabt hätten, die wenigsten Brände gegeben habe, nämlich nur sieben. Natürlich seien sie durch den ganzen Themenbereich alle sensibilisiert worden. Sie hätten dafür gesorgt, dass die Landkreise – ab 2008 in der Verantwortung – jedes auch noch so kleine Ereignis an das Ministerium melden würden, was eigentlich untypisch sei. Sie hätten aber sichergehen wollen, dass sie wirklich alles mitbekämen.

Man habe ihnen dann Fälle gemeldet, die der Betreiber schon bei der Entstehung des Brandes durch Vorort-Feuerlöscher in den Griff bekommen habe. Sie hätten auch Sachen gemeldet bekommen, die nicht einmal die Feuerwehr erfahren habe. Im Jahr 2009 hätten sie 21 Fälle gemeldet bekommen, im Jahr 2010 seien es nur elf gewesen und im Jahr 2009 wieder 21.

Es hätte sie natürlich interessiert, wie es in anderen Bundesländern ausgesehen habe. Sie hätten das Thema in Bund-Länder-Arbeitskreisen mehrfach angesprochen, die Länderkollegen hätten sich immer ungemein schwergetan, konkrete Zahlen zu nennen. Zumindest der Presse hätten sie entnehmen können, dass es auch in anderen Ländern in den Abfallbehandlungsanlagen – teilweise spektakuläre – Brände gegeben habe und die Brandursachen in Sachsen nicht atypisch gewesen seien. Es habe auch immer wieder Selbstentzündungen gegeben. Konkrete Vergleichszahlen seien jedoch nicht recherchiert gewesen.

Immer wieder gelte: Wie sind bei diesen Bränden die Auswirkungen auf die Nachbarschaft und die Umwelt? In der Regel sei die Feuerwehr vor Ort. Sie ermittle und habe auch die entsprechenden Messmöglichkeiten. In keinem Fall seien Gefahren für Bevölkerung und Umwelt konstatiert worden.

Nach seiner Auffassung hätten die sächsischen Umweltbehörden die Maßnahmen ergriffen, die aufgrund der Brandereignisse geboten gewesen seien. Anfang 2010 habe das Umweltministerium erneut bei dem nachgeordneten Bereich nachgefragt, was aus der Überwachung geworden sei, vor allem aus der Sonderüberwachung inklusive der Folgeüberwachungen in den Jahren 2008, 2009 und 2010. Es sei Ihnen umfassend berichtet worden, dass die vor Ort festgestellten Mängel behoben seien. Wenn man eine Maßnahme anordnen müsse, beispielsweise eine Brandschutzmauer zu errichten, dauere das ja mehr als einen Tag, deswegen müssten sie den Behörden eine gewisse Zeit einräumen, damit man den Überblick bekomme, wie das gelaufen sei. Man könne also mit Fug und Recht behaupten, dass die zumutbaren Maßnahmen von den Immissionsschutzbehörden ergriffen worden seien, um bei Abfallrecyclinganlagen die Brände so weit wie möglich zu verhindern.

Sie wussten auch, dass viele Brände auf Brandstiftung beruhen würden, nämlich allein 30 %. Da kämen die Behörden natürlich an Grenzen, ebenso, wenn der Betreiber sich nicht an seine Auflagen halte. Im Jahr 2010 habe es einen großen Brand in Dresden gegeben. Hinterher habe man festgestellt, dass der Betreiber die Brandmeldeanlage nicht aufgeschaltet hätte und der Wachdienst die ganze Nacht kein einziges Mal durchgegangen sei, obwohl die Anweisung bestanden hätte, das siebenmal zu tun.

Solche Sachen seien für sie als Behörde unheimlich schwierig in den Griff zu bekommen. Dort, wo Menschen arbeiten und Maschinen eingesetzt würden, werde es eine absolute Sicherheit nicht geben. Ihre Aufgabe sei es, die Restwahrscheinlichkeit, dass etwas passiere, so gering wie möglich zu halten.

Darüber hinaus hat der Zeuge Dr. Schieß weitere Erläuterungen gegeben:

Die festgestellten Mängel seien oft ganz profan gewesen. Das heiße, es seien zum Beispiel keine Brandgassen vorhanden gewesen, die Abstände zwischen den gelagerten Abfällen seien nicht ausreichend, Brandschutzmauern teilweise mit Durchlässen versehen, Löscheinrichtungen gar nicht vorhanden gewesen. Diese Beanstandungen seien natürlich bei der Überwachung aufgezeigt und abgestellt worden.

Zu einem Fall der Brandstiftung habe er eine Mutmaßung, eine rein persönliche Schlussfolgerung. In Chemnitz sei es bei einer Anlage dreimal hintereinander in kurzen Abständen zu einem Brandereignis gekommen. Diese Anlage sei in der Nachbarschaft schon während der Genehmigung sehr stark umstritten gewesen. Insofern könnte man den Rückschluss ziehen, die unzufriedene Nachbarschaft habe hier etwas gemacht. Es sei aber eine reine Vermutung („Nicht, dass man es auf die Goldwaage legt“).

Einen Schluss zwischen dem Inkrafttreten der TA Siedlungsabfall (TASi) im Jahre 2005 und der Häufigkeit von Brandereignissen könne er nicht ziehen: im Jahre 2003 seien es zehn Fälle gewesen, im Jahr 2004 acht, 2005 fünfzehn, 2006 dreizehn, 2007 siebzehn, 2008 sieben, 2009 einundzwanzig und 2010 elf.

Dass Genehmigungsverfahren über Gebühr lange gedauert hätten, sei ihm nicht bekannt. Sie hätten ein System eingeführt, dass eher atypisch sei. Normalerweise seien der staatliche Bereich und der kommunale Bereich in der Verwaltung getrennt. Weil er gewusst habe, dass es in der Übergangszeit natürlich viele Fragen gäbe, habe er eingeführt, dass ab sofort die Dienstberatungen, die bis dahin immer nur mit den staatlichen Behörden gemacht worden seien, auch mit den kommunalen Behörden stattfinden würden. Das heiße, seit der Verwaltungsreform, beginnend im Jahr 2008, hätten sie die Dienstbesprechungen Immissionsschutz immer mit den Kommunen zusammen geführt, um genau die Probleme früh aufzugreifen und ihnen auch Handreichungen zu geben, wenn sie Fragen zum Verfahren hätten.

Dann hätten sie ergänzend in ihrer Fortbildungsstätte in Reinhardtsgrimma sehr viele Fortbildungsveranstaltungen aufgelegt – speziell für die Kommunen. Dafür hätten die Kommunen auch nichts bezahlen müssen. Sie hätten sich im Immissionsschutz das Handwerkszeug schnell aneignen können, ohne dass die Kosten für sie eine Rolle gespielt hätten. Das hätten die Kommunen ganz aktiv wahrgenommen. Insofern seien sie sehr schnell auf einem zufriedenstellenden Stand gewesen. Wenn es Probleme gegeben habe, seien die Kommunen auch teilweise direkt zu ihm gekommen. Die Überwachungsquote hätten die unteren Behörden mit 55 % im Jahre 2010 problemlos erfüllt.

Auf die Anzahl der erteilten Genehmigungen könnten die Behörden in Sachsen keinen Einfluss nehmen. Im Immissionsschutzrecht habe man eine so genannte gebundene Entscheidung. Das heiße, wenn der Anlagenbetreiber einen genehmigungsfähigen Antrag vorlege, müssten sie ihn genehmigen. Darauf bestehe ein Rechtsanspruch. Sonderstandards in Sachsen gäbe es nicht. Sie würden sich an den VDI- und DIN-Vorschriften und auch der Kunststofflagerrichtlinie ausrichten.

Dabei müsse jede Anlage individuell geprüft werden. Einen „Küchenzettel“ gäbe es dafür nicht. Das sei auch die Erkenntnis der Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung (BAM) in Berlin, die sich dieses Themas angenommen habe.

Ein zentraler Erlass des Ministeriums aus dem Jahr 1994 von der Abteilung eins gehe generell von nicht angekündigten Überwachungen aus. Das sei die Regel. Sie hätten aber Fälle, wo sie vor Ort einen Ansprechpartner benötigen würden. Der Immissionsschutzbeauftragte zum Beispiel sollte da sein. Um das sicherzustellen, teile man bereits wenige Tage vor der Überwachung mit, dass man vorbeikomme und dass der Immissionsschutzbeauftragte bitte vor Ort sein möge. Wenn man große Mängel im Brandschutz habe, zum Beispiel die Brandwand nicht da sei, könne man das an einem Tag auch nicht korrigieren. Es sei also schon festgelegt, dass sie

Überwachungen vor Ort in der Regel unangekündigt machen würden, um genau das zu verhindern.

Sie würden auch regelmäßig schauen, wie sie über die Presse neue Informationen bekommen könnten. Eine Information über einen Brand hätten sie aus dem Internet herausgezogen und dann recherchiert, warum sie nicht vorher direkt zu ihnen gelangt sei. Das habe daran gelegen, dass Polizei und Feuerwehr vor Ort die Immissionsschutzbehörde nicht informiert habe. Dann könne natürlich die Meldekette, auch wenn sie noch so gut organisiert sei, von den Immissionsschutzbehörden in das Ministerium nicht funktionieren.

Sie hätten dann aber nicht die Hände in den Schoß gelegt, sondern sich gesagt, sie könnten nur immer noch besser werden. Sie hätten dann mit dem Lagezentrum des Sächsischen Staatsministeriums des Innern (SMI) vereinbart, dass das Umweltministerium auf beiden Schienen informiert werde, wenn sich ein Brand ereignet habe. Das Lagezentrum des SMI melde seitdem – allerdings nur auf normales E-Mail Postfach – alle Brände, auch jeden Garagenbrand. Das sei zwar müßig, aber zumindest gehe ihnen jetzt nichts mehr „durch die Lappen“. Eine Meldepflicht von der Feuerwehr zur Immissionsschutzbehörde gäbe es nicht.

Unstreitig sei, dass bei Genehmigungen auch Brandschutzauflagen aufgenommen würden. Das sei selbstverständlich. In Bezug auf nachträgliche Anordnungen gemäß § 17 BImSchG habe es lange Zeit unterschiedliche Auffassungen gegeben. Im Umweltministerium sei bis 2008 vertreten worden, dass sie keine Möglichkeit hätten, nachträgliche Anordnungen nach § 17 BImSchG zu treffen. Das wäre Sache der Brandschutzbehörden gewesen, angesiedelt beim Innenressort.

Diese Rechtsauffassung sei dann geändert worden, wieso, weshalb und warum, könne er nicht sagen. Er selbst sei kein Jurist. Da müsse man den dafür zuständigen Juristen in seinem Hause fragen. Das sei Herr Ruppert. Anfang 2009 hätten sie eine Interpretation gefunden, dass sowohl im Immissionsschutz als auch im Brandschutz nachträgliche Anordnungen gemäß § 17 BImSchG getroffen werden könnten, wenn man eine Einstufung als immissionsschutzrechtlich sonstige Gefahr vornehme. Damit hätten sie den Behörden praktisch ein weiteres Instrument an die Hand gegeben, wie man im Immissionsschutz parallel zum Brandschutz Dingen nachgehen könne. Seitdem würde man also zweigleisig fahren. Bei zwei Gesprächen zwischen SMI und seinem Referat sei das so vereinbart worden. Er selbst sei bei beiden Gesprächen leider nicht dabei gewesen. Sein Referat sei von Frau Laschinsky vertreten worden. Die erste Überlegung sei gewesen, einen gemeinsamen Erlass SMUL/SMI zu machen, indem dann hätte enthalten sein sollen, was der Immissionsschutz und was die Brandschutzbehörde machen könne. Seine Vermutung sei, dass es deshalb keinen gemeinsamen Erlass gegeben habe, weil sich die Juristen nicht einig gewesen seien. In der zweiten Besprechung sei festgelegt worden, dass das SMI den Erlass mache. Er habe einen Abdruck eines solchen Erlasses nicht erhalten. Wenn es einen solchen Erlass gäbe, wäre das eher untypisch, dass er ihm nicht zugegangen wäre.

Im Nachgang gesehen sei er aber nicht unglücklich, dass sie die zweite Schiene jetzt auch hätten. Er wäre auch nicht unglücklich gewesen, wenn das schon ein Jahr vorher der Fall gewesen wäre. Es sei einfach so, dass die Chance, gegen einen Mangel vorzugehen und diesen auch definitiv abzustellen, einfach eine bessere sei, wenn man zwei Möglichkeiten des Vorgehens habe. Man habe eigentlich eine „doppelte Sicherheit“.

Es gäbe keine Anhaltspunkte dafür, dass die dem Untersuchungsausschuss übergebenen Aktenstücke nicht vollständig wären. Geheimakten oder Handakten, die er, der Zeuge Dr. Schieß, nebenher führe, gäbe es nicht. Er würde ja verrückt werden. Sie hätten ja nicht nur Brände auf dem Tisch, sondern etliche andere Sachen. Wenn er da überall Handakten führen würde, wäre sein Zimmer randvoll. Eine Dienstordnung im Freistaat Sachsen besage, dass alle relevanten Schriftstücke in die Registratur zu geben seien, und zwar, wenn der Fall aus Sicht des Bearbeiters zu einem gewissen Abschluss gekommen sei. Seines Wissens würden die Akten wie Daten mit einem Stichwort erfasst und dann in der Registratur abgelegt. Paginiert würden sie im Ministerium nicht.

Das Ministerium habe keine Möglichkeit, ein Verfahren an sich zu reißen. Es gäbe kein Selbsteintrittsrecht. Nach der Verwaltungsreform würden die Verfahren bei den Kommunen laufen, die würden das eigenverantwortlich machen. Das Ministerium habe nur die Fachaufsicht über die Landesdirektionen, die wiederum über die Kommunen.

Von einem „Unwesen Lager und Zwischenlager in Sachsen“ könne er nicht sprechen. Wenn eine Anlage eine Genehmigung habe, dann sei auch geprüft, was den Brandschutz betreffe. Im Delitzscher Bereich habe es einen Fall gegeben, da sei ein Zwischenlager länger betrieben worden als erlaubt. Dort sei er persönlich hinausgegangen und habe es mit der Landesdirektion durchgesprochen. Sie hätten dann in kürzester Zeit aufgegeben, wie das abzubauen sei und hätten gleichzeitig die Staatsanwaltschaft informiert. Das sei das normale Herangehen. Wenn ein Betreiber etwas Neues machen wolle und eine Änderungsgenehmigung beantrage, werde der Brandschutz eingeschaltet, gerade wenn sich dadurch die Brandlast erhöhe. Dann mache der Brandschutz Vorschläge für Auflagen. Die würden dann in die Genehmigung aufgenommen. Auch werde die Sicherheitsleistung erhöht. Sie würden also Maßnahmen ergreifen, die einen sicheren Anlagenbetrieb weiterhin möglich machen würden.

Die Frage der Zuverlässigkeit von Betreibern von immissionsschutzrechtlichen Anlagen oder Abfallbehandlungsanlagen sei in seinem Referat bisher kein Thema gewesen. Die Anlagengenehmigung sei ja keine personengebundene Entscheidung. Es werde die Anlage genehmigt und nicht der Betreiber.

1.2 Zeuge Bernd Merbitz

Der Zeuge ist nach seinen Angaben seit dem 01.10.2007 als Landespolizeipräsident und Abteilungsleiter im Sächsischen Staatsministerium des Inneren tätig. Er hat ausgesagt:

Lediglich in zwei Fällen sei es bei Bränden in Recyclinganlagen zu Schäden im sechs- oder siebenstelligen Bereich gekommen. Ein Fall habe die Firma Baufeld-Mineralölraffinerie GmbH betroffen. Er habe sich am 26.09.2009 ereignet, der Sachschaden habe 1 Million € betragen. Er habe auf Brandstiftung beruht. Der andere Vorfall habe sich am 13.10.2007 in Leipzig bei der Firma ALBA Leipzig GmbH ereignet. Der Sachschaden habe sich auf 750.000 € belaufen. Ursache sei Selbstentzündung gewesen.

Auf Deponien habe es während seiner Amtszeit zweimal gebrannt, einmal auf der Zentraldeponie Cröbern am 06.04.2009. Technisches Versagen in einem Blockheizwerk sei die Ursache gewesen. Bei dem zweiten Brand sei die Deponie Kunnersdorf

(RAVON) am 10.04.2009 betroffen gewesen. Dieser Brand sei durch nicht abgelöschte Holzaschen mit noch vorhandenen Glutnestern ausgelöst worden, die angeliefert worden seien. Ansonsten habe der Sachschaden in der Regel eher im unteren Bereich gelegen. Menschen seien nicht zu Schaden gekommen. Recyclinganlagen seien seit 2003 etwa 90 Mal von Brandereignissen betroffen gewesen.

Die Ursachen der Brände auf Abfallanlagen seien vielfältig. Hierzu gehörten neben technischen Defekten insbesondere die Selbstentzündung, aber auch Fälle der Brandstiftung. Selbstverständlich werde in Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft alles versucht, um diese Taten aufzuklären.

1.3 Zeuge Thomas Redmer

Über mögliche Ursachen bei Brandereignissen auf Deponien und Recyclinganlagen ist der Zeuge vom Kriminaltechnischen Institut im Landeskriminalamt Sachsen als sachverständiger Zeuge vernommen worden:

Brandstiftung und Selbstentzündung hielten sich dabei eigentlich fast die Waage. Die Problematik der Selbstentzündung sei eigentlich erst mit den Recyclinganlagen im Zeitraum 2000/2002 so aufgetreten. Folgende Faktoren spielten dabei eine Rolle: Zusammensetzung der Stoffe, Wassergehalt, Korngröße, Verformbarkeit und Wärmeleitfähigkeit.

Die Brandursachenermittlung funktioniere im Prinzip eigentlich immer gleich: Zunächst versuche man anhand der Abbrandspuren und anhand des Zerstörungsgrades festzustellen, in welchem Bereich der Brand ausgebrochen ist. Im Ausschlussverfahren würden dann die vorhandenen objektiven Zündquellen betrachtet. Das könne eine Steckdose, ein Fernseher, ein Kühlschrank oder bei einer Industrieanlage auch eine Maschine sein. Wenn sich diese möglichen objektiven Zündquellen ausschließen ließen, bliebe in der Regel nur noch eine Brandstiftung oder aber eine Selbstentzündung übrig.

Seit dem Zeitraum 2006/2007 werde die Problematik der Selbstentzündung auch in den eigenen Dienststellen publiziert. Es gäbe auch eine Reihe von Bränden, beispielsweise einen konkreten in Leipzig, bei denen anschließend Untersuchungen gemacht worden seien, wie die Temperaturverhältnisse in dem zu sortierenden Abfall seien. Da seien durch Gärprozesse entstandene Temperaturen im vorsortierten Abfall des Dualen Systems festgestellt worden, die im Bereich von 60° gelegen hätten. Das bilde eine Starttemperatur für mögliche chemische und biologische Prozesse.

Im Bereich der Selbstentzündung habe seit 2006 eine Sensibilisierung stattgefunden. Brände in Recyclinganlagen seien kein sächsisches Problem, sondern ein gesamtdeutsches, wenn nicht internationales.

Die Silolagerung in Folie in runden Ballen sei 2006 von den Österreichern untersucht worden. Das Ergebnis, dass die Selbsterwärmungsvorgänge bei einer Selbstentzündung dadurch erheblich verringert würden, sei durch die BAM in Berlin 2010 eigentlich auch bestätigt worden.

Zur Problematik der Brandstiftungen hat der Zeuge Thomas Redmer ausgeführt, diese seien ganz einfach mit einer offenen Flamme durchzuführen („also Streichholz, Feuerzeug reicht zu“), die wenigsten Täter würden mit einem Kanister Sprit losziehen. Es reiche heutzutage ein Stück Kohle- oder Grillanzünder. Anhaltspunkte dafür,

dass es in Sachsen auf Deponien und Recyclinganlagen im Bundesvergleich überdurchschnittlich oft brenne, habe er nicht.

Man sei in den ersten Jahren in vielen Fällen von Brandstiftung ausgegangen, weil das Problem der Selbsterwärmung noch nicht so bekannt gewesen sei. Es habe sich dann eine Änderung dahingehend ergeben, dass man die Lagermaterialien auch entsprechend auf die Möglichkeit von Selbsterwärmungsvorgängen untersucht habe. Man könne Selbsterwärmungsvorgänge nicht ausschließen. Allein schon der Gärprozess, der bei der Lagerung des Mülls entstehe, bringe eine entsprechende Starttemperatur. Man könne allerdings ausschließen, dass dieser Selbsterwärmungsvorgang eine kritische Temperatur erreiche. Das sollte man tun. Es gäbe ein paar Länder, die eigene Richtlinien erlassen hätten, wie beispielsweise Brandenburg, die speziell auf die Thematik der Selbstentzündung abzielen würden. Möglichkeiten, eine Selbstentzündung zu verhindern, seien gegeben. So habe man beispielsweise nach dem Brand in Ottendorf-Okrilla mit immensem Aufwand Abschottungssysteme geschaffen, durch die man den gesamten Lagerbereich fluten könne mit einem nicht brennbaren Gas, um die Sauerstoffproblematik aus dem Spiel zu nehmen. Der Aufwand sei immens groß, aber die Möglichkeiten seien eindeutig vorhanden. Möglichkeiten, das Problem der Brandstiftung zu minimieren, würden in der Richtlinie VdS 2513 aufgezeigt, beispielsweise eine Umfriedung des Geländes, ferner eine Überwachung durch eine Videoanlage oder eine Einbruchsmeldeanlage. So könne eine Recyclinganlage oder Deponie auch am Wochenende einer Kontrolle unterzogen werden. “Aus meiner Kenntnis sind vielfach Brandstiftung in dem Bereich, dass einfach aus Vandalismus, dass da beispielsweise wie in der letzten Zeit in Coswig Personen - ich sage mal – bewusst in der Gegend rumziehen und brennbares Material eben anstecken“. Auch gäbe es das Gerücht, dass es das Beste sei, wenn man den Müll anstecke, um ihn loszuwerden, wenn zu viel am Lager sei und man den Müll nicht losbekomme. Das könne er, so der Zeuge, nicht unterstützen. Davon habe er in seiner Praxis auch keine Kenntnis.

Bei Bränden könne die Feuerwehr logischerweise nur das messen, wozu sie auch die Gerätetechnik habe. Um wirklich Schadstoffe in dem Bereich messen zu können, sei seines Erachtens doch eine intensivere, kostenintensivere Messtechnik notwendig als die, welche die Feuerwehr habe. In Sachsen kenne er eine mobile Messtechnik auf Seiten der Feuerwehr gar nicht. Es gebe ein Institut der Feuerwehr, das ein „Mobilab“ habe, das sei in Sachsen-Anhalt. In Berlin gebe es eine “Task Force“, die Umweltmessungen machen könne. Es existiere Messtechnik, die vom Militär in den Zivileinsatz überführt worden sei, mit der man so etwas machen könne. Die Firma Booker vertreibe so etwas. Das seien alles sehr kostenintensive Dinge. Welche Stadt leiste sich denn so etwas, eine Million für diese Messtechnik zu investieren? Seines Erachtens müsste das dann in irgendeinem zentralen Bereich für den ganzen Freistaat nutzbar sein.

Man habe bei jedem Brand eine entsprechende Gesundheitsgefährdung. Das sei ein ganzer Cocktail, der letztendlich bei einem Brand entstehe und, je nachdem, wie groß die Brandfläche und das Ausmaß des Brandes sei, habe man natürlich auch eine entsprechende Schadstoffbelastung. Dioxine, Furane und Schwermetalle seien natürlich in der Regel an den Ruß gebunden, würden durch den Ruß mit transportiert und würden sich dann irgendwo niederschlagen. Die Ausrüstung der Feuerwehr sei halt für solche Sachen nicht unbedingt geeignet, würde er, so der Zeuge Thomas Redmer, mal vorsichtig formulieren.

1.4 Zeuge Matthias Bessel

Der Zeuge ist nach seinen Angaben Sachgebietsleiter Einsatzplanung, Mess-und Gefahrgutdienst der Leipziger Berufsfeuerwehr, tätig in der Branddirektion Leipzig. Er hat demgegenüber bekundet:

Der Freistaat Sachsen verfüge über so genannte ABC-Erkundungskraftwagen, die flächendeckend aufgestellt seien. Diese seien mit umfangreicher Messtechnik ausgerüstet, mit denen spezielle Gefahrstoffe entsprechend aufgespürt werden und zugeordnet werden könnten. Diese Fahrzeuge seien in der Lage, chemische und radiologische Kontaminationen zu detektieren und einzelne chemische Stoffe, insbesondere auch Kampfstoffe, zu identifizieren. Im Augenblick sei vor dem Hintergrund der Gefährdungsanalyse die Zahl von ursprünglich 52 auf 30 reduziert worden.

Bei der Suche nach freigesetzten Schadstoffen im Brandfalle gehe es für die Feuerwehr um eine Ja-Nein-Aussage („also ist es gefährlich oder ist es nicht gefährlich“). Am weitesten verbreitet sei ein Prüfröhrchensystem mit einer Gasspürpumpe, das sei eine relativ simple Lösung. Fotoionisationsdetektoren würden allerdings immer mehr Verbreitung finden und seien zwischenzeitlich auch Bestandteil der Ausrüstung der Feuerwehr. Welche Messgeräte verwendet würden, sei regional sehr unterschiedlich, weil der Unterhalt der Feuerwehr Sache der jeweiligen Gemeinde sei. Die Sicherstellung von gasförmigen, flüssigen und festen Stoffen sei jedoch nicht Aufgabenbereich der sächsischen Feuerwehren.

Die VFDB-Richtlinie 10/05 würde auflisten, welche Schadstoffe mit welchen Messgeräten der Feuerwehr unter welchen Bedingungen nachweisbar seien. Benzol sei unter diesen Stoffen. Bei entsprechenden weiteren Stoffen würde er, der Zeuge Bessel, dann einen ABC-Fachberater hinzuziehen. Eine so genannte ATF (Analytische Task Force) befinde sich in Heyrothsberge in der Nähe von Magdeburg und sei für die Region Sachsen zuständig. Aber auch in München würden Einheiten des Bundes über eine sehr umfangreiche Messtechnik verfügen und seien auf Anforderung im Wege der Amtshilfe mit entsprechendem zeitlichem Verzug von etwa zwei bis drei Stunden einsetzbar.

Eine Messung in eine Rauchwolke hinein sei für die Feuerwehr quasi nicht möglich. Die Feuerwehr werde in der Regel die Rauchgrenze als Standard für den Sperrbereich (Gefahrenbereich) definieren. Feuerwehrkräfte seien nicht ausgebildet, um eine qualifizierte, mit juristischem Bestand nachweisbare Probe zu ziehen. Deshalb werde im Allgemeinen eine sogenannte Notfallprobe genommen und den weiteren Fachbehörden zur Verfügung gestellt.

Alle Rauchgase seien gefährlich. Deswegen werde grundsätzlich darauf hingewiesen, im Brandfalle Fenster und Türen geschlossen zu halten. Das sei oft eine rein prophylaktische Maßnahme. Wichtig sei die Grenze des Gefahrenbereiches, diese werde relativ eindeutig durch die Grenze der Rauchgaswolke beschrieben.

Fazit: „Brände in Recyclinganlagen stellen einen Schwerpunkt im abwehrenden Brandschutz dar. Die Grundsätze und Regeln zur Einsatzvorbereitung und der Brandbekämpfung sind vollumfänglich anwendbar. Es kann also eingeschätzt werden, dass die Feuerwehren des Freistaates Sachsen hinreichend gerüstet sind, also auch über die notwendige Technik verfügen, um Brandereignisse in Recyclinganlagen wirkungsvoll bekämpfen zu können.“

Nach seinem Kenntnisstand würde es einen Unterschied in der Ausbildung zwischen Berufs-und Freiwilligenfeuerwehren nicht geben, was die Durchführung der Brandbe-

kämpfung betreffe. Das heiße, alle Feuerwehrleute würden zentral an der Landesfeuerwehrschule nach einem einheitlichen Musterausbildungsplan für die Durchführung der Brandbekämpfung ausgebildet.

1.5 Zeuge Heinz Böhmer

Der Zeuge hat zu den Bränden auf der Zentraldeponie und Mechanisch-Biologischen Abfallbehandlungsanlage (MBA) Cröbern nähere Ausführungen gemacht.

Er sei Geschäftsführer der ENEBA und der Kreiswerke Delitzsch sowie mehrerer Tochterunternehmen. Er hat von drei Brandereignissen berichtet, die sich seit der Inbetriebnahme der Aufbereitungsanlage für Ersatzbrennstoffe in Delitzsch-Südwest ereignet hätten.

Der erste Brand habe sich am 26.08.2002 in der Maschinenhalle im Bereich der Granulatoren zugetragen. Es sei ein Gesamtschaden von 1.167.000 € entstanden. Danach sei die Beschickung der Granulatoren durch Nachrüstung eines Magnetabscheiders in der Grobfraktion – das sei eine Größe von 200 mm – unmittelbar nach der Rotorschere geändert worden, um den Metalleintrag in der nachfolgenden Zerkleinerungstechnik zu reduzieren. Die Investition habe 71.000 € betragen. Ferner sei ein Zyklon mit Stützventilator als Vorabscheider zur Entlastung der Entstaubungsanlage installiert worden – Kosten 46.000 €.

Als weitere Änderungspunkte hat der Zeuge Heinz Böhmer genannt: Verringerung des Abstandes der Überbandmagneten beim Feinaustrag, dadurch Erhöhung der Effektivität des Metallaustrags, Einbau einer Belüftungsanlage zur Kühlung der Förderantriebe im Lagerbereich, separate Luftzufuhr für Klimageräte, um Erwärmung besser zu kontrollieren und zu verhindern, ferner die Installation einer Wärmebildkamera zur Erkennung von Hitzentwicklung an technischen Anlagen.

Der zweite Brand habe sich am 05.12.2004 in der Maschinenhalle im Bereich des Silos mit einem relativ geringen Sachschaden in Höhe von 60.000 € ereignet. Die Betriebsunterbrechungsversicherung habe in diesem Fall 124.000 € ausgezahlt.

Nach einer Risikobeurteilung von Risk Consulting Engineering mit Datum 21.12.2005 seien verschiedene Maßnahmen zur Risikoverbesserung mit einem Gesamtaufwand von 185.000 € durchgeführt worden. Im Einzelnen:

- Installation einer Sprühflutanlage mit automatischer Branderkennung (Rauchabsaugsystemmelder der Firma Stratos und Temperaturmelder im Silo), unterteilt in fünf voneinander unabhängige Sprühwasserlöschgruppen auf Austragsbändern unmittelbar nach den Zerkleinerungsmaschinen,

- zusätzliche Installation von neuen Wandhydranten (vier in der Annahmehalle, drei in der Maschinenhalle, einer im Lager 1, einer im Lager 2),

- Erhöhung des Löschwasservorrates vor Ort für die Wandhydranten durch Installation eines 63-m³-Tanks,

- Herstellung einer Ringleitung mit Druckerhöhungspumpe zur Versorgung dieser Wandhydranten,

- Umbau des Silofensters mit einer Feuerschutzverglasung, um Sauerstoffeintrag in den Silo beim Öffnen zu verhindern,

- Abdecken verschiedener Kabeltrassen, um die Staubablagerung darauf zu vermindern,

- Durchführung regelmäßiger Reinigung, um Staubablagerungen zu reduzieren,

- Einbau von Leuchten mit elektronischen Vorschaltregelgeräten,

- Installation von Rauchgasansaugsystemmeldern im Niederspannungsschaltraum,

- Installation von Rauchmeldern im Leitstand und im Proberaum,

- Vorhaltung zusätzlicher Handlöscher im Außenlagerbereich,

- Installation von vier Kameras in der Maschinenhalle zur Überwachung,

- Installation von NIR-Abscheidern,

- Luftzufuhr und Abluft für den Kompressor, damit von außen Luft angesagt werden kann,

- Zuluft in Klimaanlage für die NIR von außen zur Vermeidung von Verschmutzungen und Wärmestau,

- Installation eines Kühlers an allen Hydraulikaggregaten zur Vermeidung von Überhitzung,

- Untersagung privater elektrischer Geräte im Betrieb,

- Installation von Brandmeldetechnik (wie in der Maschinenhalle) auch an den Dächern der Annahmehalle und der Halle 3 (Gesamtinvestition hier: 43.000 €).

Der dritte Brand habe sich am 07.04.2010 in den Lagerhallen 1 und 2 und im Außenlager an der nordwestlichen Seite des Geländes abgespielt. Es sei ein Schaden in Höhe von 1,2 Millionen € an Gebäuden, 470.000 € an Technik und 1,2 Million € wegen Betriebsunterbrechung entstanden.

Im Anschluss daran seien folgende Verbesserungen eingeführt worden:

- die Brandabschnitte in den Lagerhallen (Halle 3 und Annahmehalle) seien grundsätzlich durch Mauern getrennt worden (Kosten: 47.000 €),

- es sei eine automatische Rückblaseinrichtung zum Freiblasen der RAS –Melder eingebaut worden,

- am EBS-Transportband von der Maschinenhalle zum Lager seien RAS-Melder eingebaut worden.

Gegenwärtig werde der Einbau umfangreicher zusätzlicher Löscheinrichtungen in einer Lagerhalle vorbereitet. Der Gesamtbedarf hier werde ungefähr 500.000 € ausmachen. Beim Wiederaufbau der Hallen 1 und 2 sei eine Brandschutzwand zwischen den Hallen geplant, die über das Dach hinausgehe, so dass ein Übergreifen von Bränden von einer Halle auf die andere verhindert werde. In der Ersatzbrennstoffaufbereitungsanlage in Bernburg, die seit Juli 2008 in Betrieb sei, habe es bislang noch kein Brandvorkommnis gegeben.

1.6 Zeuge Dr. Steffen Sickert

Der Zeuge hat sich auch zur Problematik von Brandereignissen auf Recyclinganlagen geäußert: Er sei gelernter Diplom-Ingenieur im Bereich Maschinenbau mit Ausrichtung Werkstoffwissenschaften und seit 1990 im Bereich der Abfallwirtschaft selbständig tätig. Er habe eine Abfallanlage betrieben und nach einem Brandereignis wieder aufgebaut.

Bei den Ursachen von Bränden im Abfallwirtschaftsbereich gäbe es immer einen Mix von Möglichkeiten. Es sei für die Ermittlungsorgane schwer zu ermitteln, welche Ursache vorliege. Von Brandstiftung würden die Ermittlungsbehörden nur sprechen, wenn sie diese nachweisen könnten. Wenn das nicht möglich sei, werde automatisch von einer Selbstentzündung ausgegangen. Eine Brandstiftung sei außerordentlich schwierig nachzuweisen.

In seinem Selbstverständnis könne er sich eine Brandstiftung aus Wettbewerbsgründen, also zur Erlangung eines persönlichen finanziellen Vorteils, nicht vorstellen. Er habe davon auch nicht gehört. Jeder Recyclingbetrieb sei verpflichtet, eine entsprechende Feuerversicherung vorzuhalten. Diese sei notwendig, um als Recyclingbetrieb überhaupt zertifiziert zu werden. Jeder Teilnehmer am Markt der Abfallwirtschaft müsse als niedrigste Qualifizierung eine Einstufung als Entsorgungsfachbetrieb aufweisen. Nach der Entsorgungsfachbetriebsverordnung müsse man dann in einem jährlichen Audit nachweisen, dass eine entsprechende Feuerversicherung vorliege. Man müsse das nicht nur nachweisen, sondern auch auf Heller und Pfennig belegen, dass die Prämie bezahlt sei. Man müsse insoweit auch Kontoauszüge beifügen. Jeder, der in irgendeiner Form etwas mit einer Versicherung zu tun habe, wisse, dass mit jedem Schadensereignis die Prämie nach oben gehe. Noch schlimmer sei es, wenn nach einem Schadensfall ein Versicherungsunternehmen nicht mehr bereit sei, den Betrieb weiter zu versichern. Es gäbe in Deutschland nur noch etwa acht bis zehn große Versicherungsunternehmen, die überhaupt in der Abfallwirtschaft tätig seien. Er könne sich also auf keinen Fall ein Unternehmen in der Branche vorstellen, das in irgendeiner Weise einen Vorteil aus einem Brandereignis ziehen würde.

Es könne nicht ausgeschlossen werden, dass bei den unter Selbstentzündung eingestuften Bränden durchaus solche seien, bei denen als Ursache Brandstiftung zugrunde liege. Deswegen würden immer mehr Sortieranlagen nach der Kunststoffrichtlinie genehmigt werden. Er habe es sich bei der Wiedererrichtung seines Betriebes aussuchen können, ob er die Kunststoffrichtlinie einhalten wolle. Er habe sich dafür entschieden, indem er abgeschottete Einheiten in der entsprechenden Größe geschaffen habe. Es handele sich um die E-90-Einheiten – das seien bei ihm vier Boxen, die mit einer Gaslöschanlage versehen seien. Das sei eine Brandschutzmaßnahme, die nach Verordnung oder Gesetz nicht notwendig gewesen wäre. Die Behörden hätten das natürlich begrüßt und es in das Brandschutzkonzept aufgenommen, obwohl es in dieser Größenordnung nicht erforderlich gewesen wäre. Er habe damit aber auf eine Sprinkleranlage und auf eine Löschwasservorhaltung verzichten können.

Es gäbe keinen Abfall, dessen Eigenschaften man zu seinem wirtschaftlichen Vorteil durch Feuer verändern könne. Auch Baumischabfälle oder Holz würden dazu nicht taugen. Betriebswirtschaftlich entstehe einem immer ein Schaden.

2 Versicherungen

2.1 Zeuge Dr. Steffen Sickert

Zur Frage de**r** Versicherung in der Abfallwirtschaft hat der Zeuge erklärt, es gäbe wohl kaum eine Versicherung, die ohne eigenen Anteil, also zu 100 %, versichere. Jede Versicherung fordere vom Versicherungsnehmer einen Eigenanteil in Höhe von 10 bis 15 %. Es sei auch heutzutage nicht mehr so, dass eine Versicherung das ganze Risiko übernähme. Die Versicherungen würden das Risiko unter sich teilen. Sie hätten meist ein Konsortium**,** das aus zwei, drei oder auch vier Versicherungsgesellschaften bestehe, aber trotzdem nicht 100 % abdecke.

Er selbst habe denselben Versicherer wie vor dem Brand, allerdings mit einer höheren Prämie und einem höheren Eigenanteil und der Gewissheit, dass er keine Feuerversicherung mehr habe, wenn so etwas noch einmal passieren würde.

Die Zertifizierung zum Entsorgungsfachbetrieb sei zwar freiwillig. Bei der Teilnahme an einer qualifizierten Ausschreibung sei das allerdings Grundvoraussetzung. Er kenne heutzutage keine Ausschreibung mehr, in der das nicht verlangt werde. Eine Zertifizierung könne nicht erfolgen, ohne dass eine Feuerversicherung vorliege und nachgewiesen werde. Im Brandfalle sei auch die Versicherung vor Ort und prüfe die Brandursache. Sie sei im Wettlauf mit den Ermittlungsbehörden und sei mitunter sogar schneller. Als erstes würde sie prüfen, wozu der Betreiber gemäß der Police verpflichtet sei. Der Versicherungsmitarbeiter würde sich sofort die Brandmeldeanlage anschauen, um festzustellen, ob diese aktiv gewesen sei. Ferner würde er, falls vorhanden, die Einbruchsicherungsanlage überprüfen, um festzustellen, ob diese einen Alarm ausgelöst habe.

Der von der Versicherung zu ersetzende Schaden bestehe einmal aus dem Gebäudeschaden, dann aus dem Schaden an den technischen Ausrüstungen und ferner aus dem Schaden, der sich aus der Vernichtung des Materials ergebe, mit dem gehandelt werde. Außerdem zähle der Schaden dazu, der durch den Betriebsausfall entstehe.

Als erstes werde der Versicherer die Versicherungssumme überprüfen. Wenn diese zu gering sei oder in der Police die Dynamik vergessen worden sei, würde man den Schaden nur prozentual erstattet erhalten. Es könne also sein, dass man zwar eine Million € Ausrüstungsschaden habe, die Versicherung aber entgegne, man sei unterversichert, und dann lediglich 70 % des Schadens ersetze.

Eine entscheidende Konsequenz, die betriebswirtschaftlich große Probleme bereite, sei der Umstand, dass man sich in dem Zeitraum des Wiederaufbaus – das sei bei ihm fast ein ganzes Jahr gewesen – nicht an Ausschreibungen beteiligen könne, die eine bestimmte Ausrüstung erfordern. Man könne sich nicht mit einer technischen Ausrüstung beteiligen, die dann vielleicht zum Zeitraum der Abarbeitung da sei, aber zum Zeitpunkt der Vergabe nicht. Wenn man dann wisse, dass solche Vergaben alle drei Jahre stattfinden, könne man sich die Konsequenz vorstellen.

2.2 Zeuge Uwe Schuster

Der Zeuge hat sich zu Fragen geäußert, die sich für die Versicherungswirtschaft im Bereich des Betriebes von Recyclinganlagen ergeben.

Der Zeuge ist als Brandschutzingenieur für ein Versicherungsunternehmen tätig und arbeitet dann mit dem (kaufmännischen) Schadensregulierer zusammen, wenn es um bestimmte Höhen der Versicherungssumme gehe oder um exponierte Risiken, zu denen auch Recyclinganlagen gehörten. Diese seien ja schon eher schadensbelastet und doch eher schwieriger zu handhaben, was den Brandschutz angehe. Er glaube eher weniger, dass die Versicherer Anreize geben würden für versicherte Betriebe, ihre Betriebsstätte „warm“ zu sanieren. Die Branche habe in den letzten Jahren doch einige Schäden gehabt. Die Versicherer seien da schon sehr vorsichtig. Es würde nur noch sehr restriktiv gezeichnet, dabei würden relativ hohe Selbstbehalte vereinbart. Die Prämien seien auch für Recycler nicht wirklich günstig, wenn man sich die Prämienentwicklung bei anderen Betriebsarten ansähe. Einige Versicherungsgesellschaften hätten sich aus dem Recycling Segment vollständig zurückgezogen. Das gelte zum Beispiel für die Allianz ebenso wie für die R + V, die Versicherung der Raiffeisen-und Volksbanken. Die Gothaer Versicherung, für die er, der Zeuge, tätig sei, habe 2009 noch ca. 500 Recyclingbetriebe gehabt, jetzt seien es noch 350. Das werde eher noch abnehmen.

Wenn man Hallen habe, in denen Kunststoffe oder Ersatzbrennstoffe gelagert seien, habe man doch einen sehr hohen Heizwert. Man komme da nicht relativ schnell, innerhalb von zehn Minuten, an Wasser ran. Wenn es einmal brenne, dann brenne so eine Halle ab. Vor diesem Hintergrund müssten die Anforderungen an den Brandschutz dann doch schon höher sein, um so ein Risiko überhaupt versichern zu können. Sie würden sich die Firmen regelmäßig anschauen, spätestens alle zwei Jahre, eher gerne sogar jedes Jahr, obwohl das nicht immer personell darstellbar sei. Verträge für Recycling-Betriebe würden in der Regel ein Jahr laufen. Im Oktober sei die Prolongationsphase, in der sie wieder schauen müssten, ob der Betrieb ein weiteres Jahr versichert werden könne.

Recyclingbetriebe seien keine Betriebe, die gerne versichert würden. In diesem Segment hätten sie es auch sehr oft mit Industriemaklern zu tun. Es gelte dann der Gesichtspunkt des sogenannten „Cross-Selling“. Da müsse man letzten Endes auch mal eine „Kröte“ schlucken und einen Recycler versichern, wenn man dafür ein anderes angenehmeres Folgegeschäft bekomme.

Versicherer würden in der Regel mit einer Quote von ca. 50 % zeichnen, quasi parallel gäbe es dann noch weitere Versicherer, die sich an diesem Risiko beteiligen würden. Außerdem existiere eine Ventillösung. Das sei eine ganz spezielle Sache. Das Unternehmen Karl Rieck in Hamburg habe sich darauf spezialisiert, insbesondere auch Recycler, die schlecht Versicherungsschutz finden würden, zu betreuen. Die Quoten würden sehr klein gemacht, etwa 5 % bis 10 % von beispielsweise 5 Millionen Versicherungssumme. Das sei dann für die einzelnen Gesellschaften nicht unbedingt so interessant in Bezug auf die Prämie, dadurch würden aber auch Betriebe versicherbar gemacht, die sonst keinen Versicherungsschutz erhalten würden. Die Quotierung sei natürlich mit sehr viel Verwaltungsaufwand verbunden.

Es komme auch vor, dass nur ein Versicherungsschutz von 70 % erreicht werde, wenn ein Versicherungsmakler selbst ein Konsortium zusammenstelle. Es läge dann eine Unterversicherung vor. Rohstoffe seien in der Regel (zu 95 %) nicht mitversichert. Auch Betriebsunterbrechungsversicherungen würden mit angeboten werden. Diese könnten allerdings nicht ohne Sachversicherung abgeschlossen werden. Die Entsorgung des Löschwassers und der Abfälle sei meistens versichert über sogenannte Erstrisikopositionen. In der Regel seien 5 bis 10 % der Versicherungssumme in einer so genannten Pauschaldeklaration als Aufräumkosten enthalten. Das gelte

nur bis zu einer bestimmten Summe, darüber hinaus werde diese Position nicht ersetzt. Es komme insoweit auf das Vertragswerk an.

Fremdbrandstiftung sei mit versichert, letzten Endes könne der Unternehmer ja nichts dafür. Allerdings könne das auch vertraglich ausgeschlossen sein, nachdem seit 1994 die Vertragsbedingungen nicht mehr reglementiert seien.

Die behördlichen Auflagen würden in der Regel nur den Personenschutz betreffen. Sie seien mehr oder weniger erfüllt, wenn die dort arbeitenden Personen im Brandfall relativ schnell das Gebäude verlassen könnten. Die Versicherung und auch der Versicherungsnehmer möchten darüber hinaus, dass bei einem Brand möglichst viel von der Sachsubstanz erhalten bleibe. Das beginne bei einfachen Dingen, dass also keine Außenwandlagerung vorgenommen und mindestens zehn Meter Abstand zwischen brennbaren Materialien zu den Außenwänden eingehalten werde.

Bei dem anlagetechnischen Brandschutz fange es bei einer Brandmeldeanlage an, gehe weiter über Löscheinrichtungen, zum Beispiel Hydranten und Feuerlöscher und ende bei der Löschanlage, die dann auch selbsttätig in Aktion trete. Das sei der Trend. Gerade im Anlieferbereich sei es wichtig, einen Schutz durch eine automatische Löschanlage zu haben, wobei das durch einen mittelständischen Betrieb bei einer Versicherungssumme von drei bis vier Millionen € schwer zu stemmen sei, weil so eine Anlage schnell mal 500.000 € kosten würde. Die Recyclingbranche tue sich da nicht leicht. Die Versicherer würden von den Betrieben, nicht nur von Recyclingunternehmen, eine regelmäßige Überprüfung der elektrischen Licht- und Kraftanlagen fordern, weil durch Strom relativ viele Brandschäden ausgelöst würden. Die Revision werde durch TÜV und Dekra, aber auch durch die Errichterfirma und den Verband der Schadensversicherungen (VDS) durchgeführt. Eine entsprechende Reduzierung der Prämien könne die Folge sein.

2009/2010 habe sein Unternehmen Schadensquoten von 400 bis 500 % gehabt. Man brauche kein Mathematiker zu sein, um zu wissen, dass sich das nicht rechne. Auf der anderen Seite gäbe es eine Gemengelage von Interessenverbindungen zu großen Industriemaklern, die solche Risiken halt auch im Portfolio hätten. Man versuche natürlich, sich irgendwie zu arrangieren.

Kasko- oder Regionalklassen – ähnlich wie im Kfz Bereich – gäbe es bei den Versicherungen im Recyclingbereich nicht. Es komme schon öfter als in anderen Branchen vor, dass ein Recyclingbetrieb von einer Versicherung abgelehnt werde. Nach einem Schadensfall werde die Premiere in der Regel teurer. Der Versicherte bekomme einen Rabatt, wenn er fünf Jahre lang schadensfrei gewesen sei. Dieser falle dann natürlich weg. Schon dadurch werde es teurer. Wenn er, der Zeuge Schuster, mit einem Versicherungsnehmer in einen Dialog trete, beispielsweise bei der Neuerrichtung eines Betriebes oder bei einer Umnutzung, erstelle er einen Maßnahmenkatalog. Der werde dann vom Versicherungsnehmer umgesetzt und der Versicherung gegenüber entsprechend bestätigt.

Der Selbstbehalt betrage bei seinem Unternehmen in der Regel 25.000 €, könne auch wesentlich höher sein und bei 250.000 € liegen. Das könne der Fall sein, wenn sich ein Betrieb aus brandschutztechnischer Sicht schlecht darstelle. Auch wenn ein solcher Betrieb mit fünf oder mit zehn Millionen € Schaden abbrenne, würde man ja trotzdem diesen Betrag „an der Backe" haben. Dann würden auch die 250.000 € wenig nützen. Es sei halt nur die Möglichkeit, einem Versicherungsnehmer klarzumachen, etwas zu tun: „Wenn es brennt, tut das richtig weh". Das sei im Grunde genommen der erzieherische Faktor bei Selbstbehalten.

Eine „warme Sanierung“ mache keinen Sinn. Wenn man nach einer gewissen Zeit eine schöne Summe von der Versicherung bekomme und Alles wieder neu aufbauen müsse, um wieder zu produzieren, seien die Kunden weg. Dann sei man eigentlich vom Markt. Das funktioniere in der Regel nicht. Der Recyclingunternehmer bekomme ja Geld dafür, dass er die Rohstoffe annehme. Die nachgelagerten Prozesse müsse er von diesem Geld bezahlen, nämlich das Sortieren, dass Betreiben der Maschinen und die Mitarbeiter. Vielleicht würde er noch ein bisschen für seinen Ersatzbrennstoff bekommen. Alles, was er nicht mehr gebrauchen könne, sei Sondermüll. Den müsse er dann selbst wieder entsorgen. Das heiße, er brauche nachher noch Geld.

Es würde schon Fälle gegeben haben, dass eine Selbstentzündung vorgetäuscht worden sei, wenn der Betrieb am Ende gewesen sei und nicht hätte wieder aufgebaut werden sollen. Dann könnte es eine Möglichkeit sein, nur das Geld zu nehmen, wobei dann natürlich auch die Summe relativ beschränkt sei.

Die Anforderungen seitens der Versicherungen an die Recyclinganlagenbetreiber bei einem Baugenehmigungs- oder auch Umnutzungsverfahren würden teilweise über die gesetzlichen Regelungen hinausgehen. Regelmäßig werde ein Brandschutzkonzept gefordert, dass durch einen Sachverständigen erstellt werde. Ein Recyclingunternehmen mit einer Halle von einer Größe von 15.000 bis 16.000 m² sei nicht so unüblich. Es habe eine Schredder-Anlage und eigentlich nicht das Geld, um das über eine komplizierte Sichter-Anlage zu machen. Man habe noch ein Lager daneben, wo „schön munter gemischt“ werde. Irgendwo lagere dann der Ersatzbrennstoff. Da werde die Behörde kaum Forderungen stellen, weil es im Wesentlichen von den Flächen abhänge, wie lange die Leute brauchen würden, um aus dem Gebäude herauszukommen. Da würden sich die Auflagen auf ein Minimum beschränken, etwa ob Feuerlöscher an den Ausgängen seien. Vielleicht würde auch noch eine Rauchwärmeabzugsanlage gefordert. Wenn dann der Versicherer sage, es sei eine automatische Löschanlage erforderlich, würde der Anlagenbetreiber aus allen Wolken fallen. Für die Behörden sei auch eine Brandmeldeanlage nicht relevant bei einem Betrieb, der von Montag bis Freitag arbeite. Da bekomme zwar niemand mit, wenn es am Wochenende anfange zu kokeln und zu brennen, für die Behörde sei es aber ausreichend, dass Leute schnell genug rauskämen und nach menschlichem Ermessen niemand zu Schaden kommen würde. Ihm, dem Zeugen Schuster, sei es schon zweimal passiert, dass ihm eine Behörde oder ein Versicherungsnehmer ein Brandschutzkonzept übersandt und mitgeteilt habe, das sei so in Ordnung, wenn sie als Versicherer das akzeptieren würden. Das sei ja verdrehte Welt.

3 Kreiswerke Delitzsch, Zeuge Heinz Böhmer

3.1 Versicherungssituation

Dazu hat der Zeuge Heinz Böhmer ebenfalls ausgesagt.

Seit Inbetriebnahme der Anlage sei die Sparkassenversicherung in Sachsen der Versicherer. Sie sei es immer noch. Der Selbstbehalt betrage für den Brandschutz (Sachschaden) 150.000 € und für den Betriebsunterbrechungsschutz ebenfalls 150.000 €. Nach dem letzten Brand habe man in Abstimmung mit dem Versicherer Brandabschnitte in den Lagerhallen gebildet und diese grundsätzlich durch Mauern getrennt. Das habe 47.000 € gekostet. Sowohl in der Halle als auf dem Austragsband in die neue Lagerhalle habe man automatische Rückblaseeinrichtungen zum Freiblasen der Rauchansaugsystemmelder installiert. Gegenwärtig verhandele man mit der

Versicherung und dem VDS und einer Firma Minimax über den Einbau umfangreicher zusätzlicher Löscheinrichtungen. Der Gesamtbedarf werde bei ungefähr 500.000 € liegen.

Erst nach dem letzten Brand sei die Prämie für dieses Jahr erhöht worden. Beim vorigen Brand habe man sogar durch Maßnahmen, die man freiwillig danach durchgeführt habe, über eine Prämienreduzierung verhandelt. Die Jahresprämie für die Feuerversicherung belaufe sich auf rund 147.000 €, davon 84.700 € für Delitzsch und 42.200 € für Bernburg.

3.2 Betriebliche Probleme nach dem Brand vom 07.04.2010

Vom 07.04.2010 bis Mitte Juli habe in Delitzsch-Südwest nicht produziert werden können. Nach der Genehmigung und dem Bau eines neuen Austragsbandes in der Halle 3 sei die Produktion von Ersatzbrennstoffen wieder aufgenommen worden. In diesem Zeitraum habe die Kreiswerke Delitzsch (KWD) ihre Input-Kunden behalten und die gelieferten Abfälle in andere Anlagen absteuern müssen, die dort von anderen Herstellern aufbereitet worden seien. Die Kapazitäten in Bernburg seien in dieser Zeit auf eine Dreischicht-Produktion erhöht worden. Im Rahmen der BU-Versicherung sei der Gesamtschaden in Höhe von 1.216.000 € durch die Versicherungsgesellschaft ausgeglichen worden, die damit abschließend den betrieblichen Ausfall und den Mehraufwand gedeckt habe.

3.3 Vorwurf der Überlagerung

Am 29.04.2010 habe die Landesdirektion in Leipzig eine Medieninformation herausgegeben, dass die zulässige Lagermenge um 853 t überschritten sei. Die Ursache dieser Bewertung sei gewesen, dass die Landesdirektion die genehmigten Lagermengen in Höhe von 7050 t für die Lagerhalle 3 falsch aufgenommen habe. Nach dem Genehmigungsbescheid sei die Lagerhalle 3 für 4200 t genehmigt gewesen. Die Landesdirektion habe jedoch fälschlicherweise in ihren Berechnungen nur eine Menge von 3440 t zugrunde gelegt. Die Genehmigung habe den Aufbau einer Verarbeitungslinie in der Halle 3 vorausgesetzt. Diese Linie sei jedoch nicht gebaut worden. Damit habe nach wie vor die Genehmigung von 4200 t gegolten. Das ergebe die erste Differenz in Höhe von 760 t (Erhöhung der genehmigten Kapazität von 7050 auf 7810 t). Weiterhin habe die Landesdirektion Doppelzählungen von Textilballen in ihre Berechnung eingestellt. 120 t Textilballen seien zweimal in der tatsächlichen Menge berücksichtigt worden.

Die von der KWD vorgetragenen Korrekturen in Höhe von 880 t seien zwischenzeitlich von der Landesdirektion nachvollzogen worden, so dass die genehmigte Lagermenge 7810 t und die tatsächliche Menge im Lagerbestand 7783 t betragen habe und nicht 7903 t, wie von der Landesdirektion behauptet. Damit sei die genehmigte Lagermenge auf dem Gelände um 27 t unterschritten gewesen.

Im nordwestlichen Bereich des Geländes seien auf der Lagerfläche vier 290 t und auf der Lagerfläche fünf 272 t Kunststoffe in Ballen – mit der Abfallschlüsselnummer 191 204 – auf Flächen abgestellt worden, die nicht genehmigt gewesen seien. An der Stirnseite der Annahmehalle seien weiterhin 120 t Textilballen auf einer nicht genehmigten Lagerfläche gestapelt gewesen. Die kurzzeitige Nutzung sei produktionstechnisch durch den verspäteten Produktionsbeginn des Hauptabnehmers Schwenk-

Zement erforderlich gewesen. Dieser habe nach der Winterrevision fast zwei Wochen später als ursprünglich avisiert die Produktion wieder angefahren. Es sei vorgesehen gewesen, das Material umgehend an dem Wochenende zum 10. bis 11.04.2010 in den Produktionsprozess zur Verarbeitung einfließen zu lassen, da das Zementwerk Schwenk-Zement in Bernburg wieder voll produziert habe. Die Produktionsmenge von Z-Fraktion in Delitzsch in der Anlage sei 200 bis 300 t pro Tag.

Das daraus resultierende Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft mit dem Aktenzeichen 603 JS 20762/10 sei mit Schreiben vom 08.03.2011 eingestellt worden.

Die Zementwerke würden alle in den Wintermonaten ab Weihnachten zur Revision anstehen. Sie würden die Winterzeit nutzen, weil das die Zeit sei, in der die Abnahme von Zement durch die Bautätigkeit nicht gegeben sei. Die KWD würden Material weiter annehmen, bis die Aufnahmekapazitäten erschöpft seien, auch wenn sie im Winter die Zementwerke nicht bedienen könnten. Die Zementwerke würden auch nicht alle zur selben Zeit stillstehen, das sei komplett unterschiedlich. Einige würden im Dezember heruntergefahren, andere Ende Januar, andere Mitte Februar. Wieder andere würden bereits im Februar wieder anfahren. Wie lange sie stehen würden, sei jedes Jahr unterschiedlich. Die meiste Menge, die gelagert werde, falle genau in die Zeit, in der die Zementwerke nicht abnehmen würden. Nach der Winterperiode gehe das ziemlich schnell wieder runter. Man erreiche dann wieder eine Situation, in der der normale Durchsatz erzielt werde und Input und Output in einer Woche durchgehen würden. Die Lagerbestände seien dann ganz ganz niedrig.

Absatzschwierigkeiten hätten die Kreiswerke Delitzsch nicht. Erst letzte Woche habe er, der Zeuge, eine Anfrage für 12.000 t gehabt und abweisen müssen. Die Qualität, die sie herstellen würden, sei in der Branche als gut anerkannt. Sie würden regelmäßig Analysen vom Inputmaterial und auch vom Outputmaterial erstellen. Wenn das Inputmaterial nicht stimme (von der chemischen Zusammensetzung her), würden sie es nicht annehmen. Jeden Freitag werde in einer Sitzung für die nächste Woche geplant, wie viel Input komme, von welchen Kunden, was verarbeitet werde, was an das Zementwerk geliefert werde und was in andere Kanäle. Es komme nicht immer genau hin, wenn es vielleicht Transportschwierigkeiten gebe. Das sei aber der Plan, nach dem gefahren werde.

Das Managementsystem bei den KWD werde dauernd aktualisiert. Es würde einmal im Jahr vom TÜV Süd überprüft. Aufgrund dessen würden sie auch das Gütezeichen erhalten, das ihnen das Recht gebe, sich Entsorgungsfachbetrieb zu nennen.

Die Brandlasten hätten sich seit 2005 nicht erhöht, weil sie in Delitzsch-Südwest das gleiche Material schon seit 2000 verarbeiten würden. Sie hätten sich nur durch zusätzliche Kapazitäten geändert, die im Außenbereich und durch den Bau der neuen Lagerhalle 3 geschaffen worden seien, jedoch im Rahmen der genehmigungsrechtlichen Lage.

Bei der Annahme von Material gebe es drei Stufen. Normalerweise würde der Lieferant besucht und das Material, um das es gehe, vor Ort in Augenschein genommen. Dann werde eine Probelieferung vereinbart. Davon werde eine chemische Analyse erstellt, so dass man auch wissen würde, ob die Chemie des Abfalls so sei, dass daraus immer noch Qualitätsbrennstoff hergestellt werden könne. Wenn die Probelieferung in Ordnung sei, gehe es in die Dauerbetriebssituation. Auch dann würden regelmäßig von allen Anlieferern Proben gezogen, die dann im Labor der KWD analysiert würden. Wenn dann später anderes Material geliefert werde, würden sie es abweisen. Die LKW würden zurückgeschickt. Es komme ein- oder zweimal im Jahr vor,

dass bei einem neuen Kunden die Qualität des Materials nicht so sei wie erwartet. Dann würden sie von dem Kunden nichts mehr annehmen. Es gäbe eine genau vorgeschriebene Prozedur: Auf dem LKW finde eine Sichtung statt durch die Leute, die das Material auch beim Kunden gesehen hätten, das Material also wieder erkennen würden. Wenn es abgekippt werde, sei auch ein Qualitätskontrolleur dabei, der prüfe, ob das Material den Proben entspreche, die beim Kunden genommen worden seien. Dann werde eine Probe genommen und gehe ins Analysebüro. Vorher werde das Material nicht verarbeitet. Der ganze Vorgang werde im Betriebstagebuch von Delitzsch-Südwest festgehalten.

Die Lagerzeit des angelieferten Materials sei nach der Winterrevision am längsten, wenn die Bestände am größten seien. Das sei die Zeit von Januar bis Ende April/Mai. Danach werde das Material dann verarbeitet. Die Qualität des Ersatzbrennstoffes der KWD werde in regelmäßigen Abständen wie folgt überprüft: in 500 t-Abständen würden bestimmte Qualitätsparameter analysiert werden, in 1500 bzw. 2000/2500 t-Abständen werde eine sogenannte Gesamtanalyse gemacht, bei der alle Parameter durch das Analysebüro festgelegt würden. Es laufe dann so, dass der Qualitätsbeauftragte der KWD Proben vom Haufwerk nehme. Es gebe DIN-Vorschriften, nach denen das gemacht werden müsse. Es sei über drei Jahre geprüft worden, ob die Probenentnahme auch richtig gemacht werde und dem Haufwerk entspreche. Die Proben würden dann an das Labor geschickt. Mitunter seien auch Mitarbeiter des Labors vor Ort, meistens würden aber die Proben von den Leuten der KWD genommen. Bei dem Labor handele es sich um den Analysen-Service Umwelt- und Öllabor Leipzig. Eine Zeit lang hätten die KWD auch mit dem Labor Dr. Wessling zusammengearbeitet. Schwierigkeiten mit diesem Labor habe es nicht gegeben. Seit mehr als fünf Jahren werde nur noch das Labor in Leipzig beauftragt.

Auf den genehmigten Flächen hätten Mischkunststoffe gelegen, die in Ballen gepresst und gelagert worden seien. Die seien durch den Brand, der ja in den Fertigungshallen 1 und 2 ausgebrochen sei, auch betroffen gewesen, da es Ostwind gegeben habe. Aufbereitete Abfälle, wie zum Beispiel aus der MBA Cröbern, würden in Delitzsch auch angenommen. Das sei die hochkalorische Fraktion.

4 Umweltbehörden / Zuständigkeiten

4.1 Zeuge Christian Lessmann

Der Zeuge war vom 01.01.2009 bis 25.05.2010 Leiter des Referates 37 – Brandschutz, Rettungsdienst und Katastrophenschutz – im Sächsischen Staatsministerium des Inneren. Im Sachgebiet Brandschutz war das Referat unter anderem zuständig für die Rechtsaufsicht über die Brandschutzbehörden.

Der Zeuge hat ausgeführt, der eigentliche Brandschutz, also der konkrete vorbeugende Brandschutz und die konkrete Brandbekämpfung, sei in erster Linie Aufgabe der kommunalen Ebene. Das ergebe sich aus § 6 BRKG (Brandschutzgesetz). Die kommunale Ebene erledige diese Aufgabe gemäß § 5 BRKG als weisungsfreie Pflichtaufgabe.

Der Freistaat habe hier nicht die Fachaufsicht, sondern lediglich die Rechtsaufsicht. Während seiner Tätigkeit sei ihm keine Tatsache hinsichtlich des vom Beweisthema erfassten Sachverhaltes bekannt geworden, die eine Tätigkeit im Wege der Rechtsaufsicht auf dem Gebiet des Brandschutzes erforderlich gemacht hätte.

Der Brandschutz sei eine weisungsfreie Pflichtaufgabe der kommunalen Ebene. Eine staatliche Fachaufsicht gebe es nicht. Das sehe das Gesetz so vor. Als Rechtsaufsichtsbehörde habe man keinen Grund zum Einschreiten gehabt. Es wäre nur anders gewesen, wenn es Anlass für Zweifel gegeben hätte, dass sich die Kommune bei der Erfüllung ihrer weisungsfreien Pflichtaufgabe an das Gesetz gehalten habe.

Alles Weitergehende, insbesondere ständige Überwachung oder Ähnliches, wäre mit dem Wesen einer weisungsfreien Pflichtaufgabe nicht vereinbar gewesen. Der Gesetzgeber habe sich bewusst für die Rechtsaufsicht entschieden, um der kommunalen Ebene gewisse Freiräume zu geben. Seine Behörde habe keine Hinweise erhalten, denn dann wäre sie ja eingeschritten.

4.2 Zeuge Jochen Rest

Der Zeuge war für den Zeitraum vom 18.06.2007 bis zum 30.06.2008 ebenfalls Referatsleiter im Sächsischen Staatsministerium des Inneren und unter anderem auch für den Brandschutz zuständig.

Er hat angegeben: Brandbekämpfung erfolge vor Ort. Der Blick der Rechtsaufsicht – das sei das Innenministerium als oberste Rechtsaufsicht sowie auch die Landratsämter und damaligen Regierungspräsidien – sei darauf gerichtet gewesen, inwieweit das Handeln der örtlichen Brandschutzbehörde rechtmäßig gewesen sei. Bei Zweifeln daran wäre die Rechtsaufsichtsbehörde mit den Mitteln der Rechtsaufsicht (§§ 112 ff. der Gemeindeordnung) eingeschritten. Wenn keine Zweifel bestünden, gäbe es auch keinen Anlass zum Einschreiten. Es habe zu seiner Zeit eine geteilte Zuständigkeit gegeben. Wenn Mängel im Brandschutz aufgetreten seien, die bereits Gegenstand von Nebenbestimmungen in der BImSchG-Genehmigung gewesen seien, sei die Immissionsschutzbehörde zuständig gewesen. Wenn es sich um Mängel gehandelt habe, die noch nicht als Nebenbestimmungen – als Anforderung des Brandschutzes – Eingang in die Genehmigung gefunden hätten, dann sei die Brandschutzbehörde zuständig gewesen.

In einem Schreiben der Stadt Chemnitz vom 03.03.2008 sei die Frage gestellt worden, ob § 22 BRKG als Rechtsgrundlage für Anordnungen im Rahmen von Brandschutzverhütungsschauen herangezogen werden könne. Zur Sicherstellung einer einheitlichen Vollzugspraxis sei darauf mit Schreiben seines Referates, unterzeichnet vom Abteilungsleiter, festgestellt worden, dass in diesen Fällen als Ermächtigungsnorm fachgesetzliche Normen bzw. das allgemeine Ordnungsrecht heranzuziehen seien und nicht § 22 BRKG. Des Weiteren sei auf die Möglichkeit hingewiesen worden, den Unternehmer nach § 55 Abs. 3 Sächsisches BRKG zur Herstellung rechtmäßiger Zustände zu verpflichten.

Das sei eine typische Aufgabe der Rechtsaufsichtsbehörde gewesen. Das Schreiben an die Stadt Chemnitz sei dann auch bis an die Landesfeuerwehrschule verteilt worden, damit es auch in die Lehrgänge dort habe einfließen können, wenn dort Brandverhütungsschauen durchgeführt worden seien. Es sei auch über die Regierungspräsidien sämtlichen Brandschutzbehörden zur Kenntnis gegeben worden.

Wenn der Mangel im Bereich des Brandschutzes in der Recyclinganlage festgestellt werde und es liege gleichzeitig ein Verstoß gegen die Genehmigung vor, dann kümmere sich die Immissionsschutzbehörde darum, also die Genehmigungsbehörde. Wenn es eine Brandschutzanforderung im Bereich des Brandschutzes sei, die noch überhaupt nicht in der Genehmigung auftauche, dann kümmere sich die Gemeinde

darum und treffe aufgrund des Allgemeinen Ordnungsrechts und nach dem BRKG die entsprechenden Anordnungen. Im Ergebnis auf jeden Fall: Einer von beiden handele.

Zur Frage, ob es routinemäßige Berichtspflichten oder Berichtspflichten in besonderen Fällen über Brände in Abfallanlagen an das Innenministerium gegeben habe, konnte der Zeuge *Rest* keine Angaben machen.

Mängel würden auf unterster Ebene festgestellt und beseitigt werden. Das würden die Gemeinden selbsttätig machen, dazu würden sie das Ministerium nicht benötigen.

4.3 Zeuge Frank Drechsel

Der Zeuge ist seit 1992 als Leiter der Abteilung Umwelt der Landesdirektion Chemnitz zuständig für die Belange der oberen Umweltbehörde im Direktionsbezirk Chemnitz. Er hat dargelegt:

4.3.1 Aufgaben und Strukturen

Die Aufgaben und Strukturen der oberen Umweltbehörden im Untersuchungszeitraum, also von 1999 bis 2010, hätten sich erheblich geändert. Bis 31.12.2004 hätten der höheren Umweltbehörde der Umweltvollzug komplexer Rechtsverfahren, die Bewilligung nach den Förderrichtlinien des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) und die Fachaufsicht über die unteren Umweltbehörden oblegen. Zugleich sei sie Widerspruchsbehörde gewesen für die mit Rechtsbehelf angegriffenen Ausgangsentscheidungen der unteren Umweltbehörden.

Mit dem 01.01.2005 sei die Eingliederung der Staatlichen Umweltfachämter als Umweltfachbereiche erfolgt, so dass die Regierungspräsidien nunmehr auch Fachbehörde und Überwachungsbehörde seien. Im Ergebnis der Funktional- und Verwaltungsreform vom 01.08.2008 sei es zu einer grundsätzlichen Neuordnung der Umweltverwaltung Sachsens gekommen. Seitdem gebe es nur noch das Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie als einzige Fachbehörde für Umweltbelange. Daneben sei zu unterscheiden zwischen den Landkreisen und kreisfreien Städten als unteren Umweltbehörden und den oberen Umweltbehörden.

In den Umweltbehörden seien seit dem 01.08.2008 die Fach- und Vollzugsaufgaben in der Regel organisatorisch zusammengeführt. Man spreche hier von den sogenannten Einheitsverwaltungen. Die oberen Umweltbehörden seien weiterhin Fachaufsichtsbehörden für die unteren Umweltbehörden. Sie seien jedoch nicht mehr Widerspruchsbehörde für deren angegriffene Ausgangsentscheidungen.

Die unteren Umweltbehörden seien zugleich Genehmigungsbehörde-und Überwachungsbehörde. Der oberen Umweltbehörde würde die Fachaufsicht obliegen, sie habe also die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufgabenerfüllung durch die untere Umweltbehörde zu kontrollieren. Sie dürfe aber nicht im Einzelfall tätig werden.

Im Direktionsbezirk Chemnitz würden rund 15.600 Anlagen stehen, davon seien 1648 als genehmigungsbedürftig erfasst. Darunter wiederum seien 446 Abfallanla-

gen. Zur Zuständigkeit der Landesdirektion würden insgesamt 428 Anlagen gehören, davon 236 genehmigungsbedürftige. 89 dieser Anlagen seien Abfallanlagen.

4.3.2 Überwachungen

Auch dazu hat der Zeuge Frank Drechsel Ausführungen gemacht: Das Überwachungskonzept des Sächsischen Ministeriums für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL), das durch Erlass maßgeblich die Überwachungsaufgaben regele, unterscheide verschiedene Arten der Überwachung. Es gebe einmal die Regelüberwachung, daneben die Anlassüberwachung, zum Beispiel infolge von Beschwerden, die Sonderüberwachung sowie Vollzugs- oder Baukontrollen. Ferner werde unterschieden zwischen der Vor-Ort-Überwachung und der Überwachung in der Behörde. Im Bereich Immissionsschutz gebe das Überwachungskonzept Umwelt für die Vor-Ort-Überwachungen vor, dass diese in Intervallen von zwei Jahren bei genehmigungsbedürftigen Anlagen und von fünf bis zehn Jahren bei nicht genehmigungsbedürftigen Anlagen durchzuführen seien. Hinzu kämen die Überwachungen und Prüfungen von Immissionserklärungen, Immissionsberichten, Testberichten, PRTR-Berichten usw. mit einem nicht unerheblichen Zeitaufwand, die in der Behörde durchgeführt würden. Die Ergebnisse der Überwachungen seien in jedem Fall im Überwachungsprotokoll und nachfolgend im Anlageninformationssystem zu dokumentieren und – soweit mängelbehaftet – behördlich nachzuhalten.

Bei einfachen Mängeln würde das durch schriftliche Feststellungen, die im Überwachungsprotokoll zu dokumentieren seien, und durch Nachkontrollen bis zu deren Beseitigung erfolgen. Bei erheblichen Mängeln werde – ebenfalls nach schriftlicher Feststellung im Überwachungsprotokoll – Verwaltungshandeln folgen, und zwar mittels Anordnung, Einleitung eines Bußgeldverfahrens oder auch Erstellung einer Strafanzeige sowie durch Nachkontrollen bis zu deren Beseitigung.

Der personelle Aufwand einer Vor-Ort-Überwachung ergebe sich dabei aus der Vorbereitung, der eigentlichen Überwachung und der Nachbereitung. Er liege zwischen 8 bis 24 Stunden je nach Art und Größe der zu überwachenden Anlage und der vorgesehenen Intensität der Überwachung, also bei ein bis drei Tagen pro Betrieb.

Weiter hat der Zeuge Frank Drechsel bekundet, dass es nach seinem Kenntnisstand bei den Staatlichen Umweltfachämtern (StUFä) als vormalig allein zuständigen Überwachungsbehörden bereits seit den frühen neunziger Jahren die kürzesten Überwachungsintervalle und die intensivsten Überwachungen bei den Abfallanlagen gegeben habe, die im Anhang zur Vierten Bundesimmissionsschutzverordnung aufgeführt seien. Wiederholt seien diese Jahresschwerpunkt bei der Überwachung im Immissionsschutz gewesen, regelmäßig auf der Grundlage der Genehmigungsbescheide mit den entsprechenden Nebenbestimmungen.

Der Zeuge hat darauf verwiesen, dass er als Abteilungsleiter bereits in Auswertung des Brandereignisses vom 16.01.2007 auf dem Gelände der Firma Glitzner im Voigtland fachaufsichtlich gegenüber den Landkreisen und kreisfreien Städten mit zwei Erlassen verbindlich gehandelt habe, somit acht bzw. zwei Monate vor dem ministeriellen Erlass der Sonderüberwachung. So habe er mit Erlass vom 19.02.2007 an die Landkreise sowie kreisfreien Städte insgesamt, also nicht nur an die unteren Umweltbehörden, auf die erforderliche umfassende und abschließende Prüfung der brandschutztechnischen Belange und deren Einarbeitung in die Gesamtstellungnahme an die BImSchG-Behörde bei anhängigen Genehmigungsverfahren hingewiesen.

Ein weiterer ergänzender Erlass vom 29.06.2007 habe wesentliche Informationen zu Stand und Technik bezüglich des vorbeugenden Brandschutzes bei Abfallbehandlungsanlagen enthalten. Unter anderem heiße es darin wie folgt:

„Bei der Annahme, der Lagerung und der Verarbeitung von Abfällen sind Brände nicht auszuschließen. Abfallbehandlungsanlagen sollen deshalb immer über ein betriebliches Brandschutzkonzept verfügen, welches neben Maßnahmen zur Brandvermeidung auch die Sicherung einer ausreichenden Löschmittelversorgung und die Schulung des Bedienungspersonals beinhaltet. In den Bereichen Annahme, Lagerung und Verarbeitung von Abfällen ist darauf zu achten, dass bestimmte Arten von Abfällen nicht zusammen gelagert und verarbeitet werden dürfen, um Brand-, Explosion- und sonstige Gefahren zu vermeiden. Es ist daher im Vorfeld immer zu prüfen, ob eine gemeinsame Lagerung oder Verarbeitung von Abfällen möglich ist. Bei Abfällen, die aus Gründen des Brandschutzes nicht zusammen gelagert werden können, hat die Lagerung in getrennten Bereichen zu erfolgen, die zueinander über einen ausreichenden Sicherheitsabstand verfügen oder durch geeignete bauliche Maßnahmen wie zum Beispiel Brandschutzwände voneinander getrennt sind. Bei der Lagerung leicht entflammbarer Abfälle oder Abfälle, bei denen eine Selbstentzündung möglich ist, zum Beispiel geschredderte oder Plastikabfälle, sollten automatische Brandmeldeeinrichtungen sowie automatische Löscheinrichtungen, zum Beispiel Rauchmelder, Sprinkleranlagen, installiert werden. Dabei soll sichergestellt sein, dass eine ausreichende Wasserversorgung zur Verfügung steht und das anfallende Löschwasser gesammelt und gesondert entsorgt werden kann. Bei Abfällen, die mit Wasser toxisch oder explosiv reagieren können, sind alternative Löschverfahren anzuwenden. Brandmelder und Sprinkleranlagen sind insbesondere dort anzuwenden, wo im Falle eines Brandes die Anlagenteile nicht oder nur sehr schwer zugänglich sind. Dies trifft insbesondere für Hochregallager sowie Abfallschredderanlagen zu. Bei Schredderanlagen kann auch eine kontinuierliche Befeuchtung aus Gründen der Staubminderung die Brandgefahr senken. Aktiver Brandschutz ist auch möglich, wenn in geschlossenen Bereichen oder Behältern eine Stickstoffatmosphäre mit maximal 2 % Sauerstoff geschaffen wird. Dabei sind aber die Belange des Arbeits- und Immissionsschutzes zu berücksichtigen. So ist zum Beispiel sicherzustellen, dass es nicht zu schädlichen Immissionen durch Stickstoff kommt.“

Der Zeuge Frank Drechsel gelangt zu der Feststellung, dass er keine Tatsachen erkennen könne, die den Schluss zulassen würden, dass die aufsichtlichen Maßnahmen sich als nicht geeignet für die Handlungsfähigkeit der Umweltbehörden erwiesen hätten. Für die kommenden Jahre könne dies auch gewährleistet werden, wenn der Erhalt einer fach- und vollzugskompetenten und personell leistungsfähigen oberen Umwelt- und Fachaufsichtsbehörde gesichert werde.

4.4 Zeuge Bernd Merbitz

Der Zeuge ist auch zur Frage der Zuständigkeit bei der Durchführung von Brandschutzaufgaben vernommen worden:

Im Kern gehe es hier um die Ausübung der Rechtsaufsicht durch die oberste Brandschutzbehörde im Rahmen des vorbeugenden Brandschutzes. Aufgabenträger seien die Gemeinden für den örtlichen Brandschutz, die Landkreise für den überörtlichen Brandschutz sowie der Freistaat Sachsen für die zentralen Aufgaben des Brandschutzes. Brandschutzbehörden seien das Staatsministerium des Inneren als Oberste Brandschutzbehörde, die Landesdirektionen als Obere Brandschutzbehörden, die

Landkreise und kreisfreien Städte als untere Brandschutzbehörden nach § 4 des Sächsischen Brandschutz-, Rettungsdienst-und Katastrophenschutzgesetzes (SächsBRKG). Die Aufgaben der Gemeinden und Landkreise auf dem Gebiet des Brandschutzes seien weisungsfreie Pflichtaufgaben. Sie würden damit der Rechtsaufsicht und nicht der Fachaufsicht unterliegen. Rechtsaufsicht sei die staatliche Kontrolle über Verwaltungsträger betreffend die Gesetzmäßigkeit ihres Handelns. Die überwachende Behörde habe dafür zu sorgen, dass die untergeordnete Behörde die Schranken der Gesetze einhalte und die ihr durch Gesetze auferlegten Pflichten erfülle. Sie dürfe nur einschreiten, wenn ein rechtswidriges Handeln festgestellt werde. Die Ausübung des Ermessens werde nur auf Ermessensfehler untersucht. Die Zweckmäßigkeit des Handelns bliebe außer Betracht. Zuständig sei regelmäßig die Behörde der nächsthöheren Ebene. Konkret bedeute das, dass das Sächsische Staatsministerium des Inneren (SMI) als Oberste Brandschutzbehörde und damit als Aufsichtsbehörde über die Landesdirektionen und die Landkreise nur dann hätte rechtsaufsichtlich tätig werden können, wenn rechtswidriges Handeln der Landkreise oder Gemeinden auf dem Gebiet des Brandschutzes festgestellt worden wäre und die Landesdirektionen als zuständige Obere Aufsichtsbehörden nicht oder nicht angemessen darauf reagiert hätten. Die Aufgaben der Gemeinden und Landkreise auf dem Gebiet des Brandschutzes seien weisungsfreie Pflichtaufgaben.

Rechtswidriges Handeln dieser Stellen auf dem Gebiet des Brandschutzes, das rechtsaufsichtliches Eingreifen des SMI erforderlich gemacht hätte, sei ihm, dem Zeugen Bernd Merbitz, in dem maßgeblichen Untersuchungszeitraum nicht bekannt geworden.

5 Sonderüberwachungen

5.1 Zeuge Dr. Norbert Schieß

Auch zu diesem Themenkomplex hat der Zeuge – Referatsleiter im SMUL – Ausführungen gemacht.

Das Ministerium habe im November 2007 eine Sonderüberwachungsaktion in die Wege geleitet. Diese habe er persönlich veranlasst. Sein zentraler Erlass an die Behörden datiere vom 22.10.2007. Es heiße darin unter anderem: „Deshalb bitten wir um eine Sonderüberwachung der Anlagen zur Lagerung, Behandlung und/oder Entsorgung von zur Selbstentzündung neigenden brennbaren Abfällen im November 2007.“ In diesem Erlass seien die Anlagen umrissen worden, die dann die Behörden vor Ort sachgerecht ausgewählt hätten. In Sachsen würde es rund 1500 Anlagen geben, die unter Ziffer 8 der 4. BImSchV fallen würden. Darunter seien auch Müllverbrennungsanlagen und Kompostwerke. Sie hätten die Ziffern herausgegriffen, die besonders relevant seien wie Recyclinganlagen, Abfallzwischenlager oder Lager, die länger als zwölf Monate laufen würden. Mit 208 Anlagen innerhalb eines Monats hätten sie ein erhebliches Pensum abgearbeitet.

Anlass sei der Großbrand bei der Firma SERO/ALBA gewesen. Diese Aktion hätten die Immissionsschutzbehörden nicht allein gemacht, sondern sie hätten ganz bewusst die Brandschutzbehörden eingebunden. Das Ergebnis sei gewesen, dass bei den Anlagen teilweise erhebliche Mängel im Brandschutz vorgelegen hätten. Die festgestellten Mängel seien Stück für Stück beseitigt worden, die Brandereignisse seien 2008 zurückgegangen. Das Ministerium habe keine Möglichkeit, ein Verfahren an sich zu ziehen. Es gebe kein Selbsteintrittsrecht. Das bedeute, dass die Verfahren

nach der Verwaltungsreform bei den Kommunen geführt würden. Diese würden das eigenverantwortlich machen. Das Ministerium habe in dem Bereich nur die Fachaufsicht über die Landesdirektionen, die Landesdirektionen hätten die Fachaufsicht über die Kommunen.

Die Überwachungsaktion 2007 sei – so der Zeuge Dr. Norbert Schieß – sehr wohl geeignet gewesen, den vorbeugenden Brandschutz zu stärken und damit Brände mit Gefahren für Mensch und Umwelt zu verhindern, wobei es eine absolute Sicherheit nicht geben könne.

Bereits seit dem Jahr 1994 habe eine Überwachung der Bundesimmissionsschutzanlagen mindestens alle zwei Jahre stattgefunden. In Sachsen gebe es 5500 genehmigungsbedürftige Anlagen. Im Zuge der großen Verwaltungsreform im Jahre 2008 seien die Aufgaben der Überwachung bei diesen Anlagen auf die Kommunen und Landkreise übergegangen. Das sei ein großer Aufwand gewesen.

Das SMUL habe Anfang 2010 beim nachgeordneten Bereich nachgefragt, was aus der Überwachung (Sonderüberwachung plus Folgeüberwachung in den Jahren 2008, 2009 und 2010) geworden sei. Da sei umfassend berichtet worden, dass die Mängel, die man vor Ort festgestellt habe, behoben seien. Man könne also mit Fug und Recht behaupten, dass die zumutbaren Maßnahmen von den Immissionsschutzbehörden ergriffen worden seien, um bei Abfallrecyclinganlagen die Brände so weit wie möglich zu verhindern. Dort, wo Menschen arbeiten und Maschinen eingesetzt würden, werde es eine absolute Sicherheit nicht geben. Es bestehe immer eine Restwahrscheinlichkeit, dass etwas passiere. Diese sei so gering wie möglich zu halten.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß zieht folgendes Resümee:

„1. Die Umweltverwaltung hat auf die Brandereignisse in Abfallbehandlungsanlagen angemessen reagiert.

2. Durch die Sonderüberwachung konnten Mängel beim vorbeugenden Brandschutz erkannt und abgestellt werden.

3. Die Anlagenbetreiber müssen ab sofort vermehrt Brandschutzgutachten vorlegen, und die darin geforderten Maßnahmen werden in der Genehmigung auch umgesetzt.

4. Eine absolute Sicherheit kann es jedoch nicht geben.

5. Unsere Aufgabe ist es, das Risiko eines Brandes so gering wie möglich zu halten.“

Die Behörden hätten sich seit dem Jahre 2007 des Themas mit großem Engagement angenommen und dabei auch bewirkt, dass die Mängel im Jahr 2010 eigentlich abgestellt seien.

5.2 Zeuge Frank Drechsel

Der Zeuge hat für den Zuständigkeitsbereich des vormaligen Regierungspräsidiums Chemnitz dargelegt:

Der Sonderüberwachungsauftrag sei zwischen dem Erlasseingang am 25.10.2007 und dem Berichtsauslauf an das SMUL am 07.12.2007, d.h. innerhalb von sechs Wochen, erfüllt worden. Aus den damals vorhandenen 446 Abfallanlagen seien aufgrund der stofflichen Zusammensetzung 146 brandschutzrelevante Einzelanlagen herausgefiltert worden. Diese seien von den Immissionsschutzbehörden überwie-

gend gemeinsam mit den zuständigen Brandschutzbehörden begangen worden. Soweit dies nicht einzurichten gewesen sei, sei die Überwachung getrennt unter Austausch der Ergebnisse erfolgt. Mit Schreiben an das SMUL sei mitgeteilt worden, dass sie 22 Mängel zum bestimmungsgemäßen Betrieb nach der bundesimmissionsschutzrechtlichen Genehmigung sowie 56 brandschutztechnische Mängel festgestellt hätten. Dabei habe es sich meist um geringe Mängel gehandelt. Wesentliche BImSchG-Mängel seien insbesondere die Überschreitung von zugelassenen Lagermengen, aber auch die Nutzung unzulässiger Lagerflächen gewesen. Brandschutzseitig habe es sich bei den erheblichen Mängeln insbesondere um Defizite bei Rettungswegen, Brandabschnitten, Brandgassen oder auch unzureichender Löschwasserbereitstellung gehandelt. Die festgestellten Mängel seien den Unteren Immissionsschutzbehörden und den Brandschutzbehörden zur Einleitung der erforderlichen Maßnahmen meist durch persönliche Teilnahme noch vor Ort bekannt gegeben bzw. zeitnah zugeleitet worden. Das sei insbesondere auch unter der besonderen Situation der unmittelbar bevorstehenden Funktional- und Verwaltungsreform erfolgt, in deren Folge zum 01.08.2008 gerade in diesem Aufgabengebiet viele Zuständigkeiten und Aufgaben auf die Landkreise und kreisfreien Städte hätten übergehen sollen und Informations- und Zeitverluste nicht hätten hingenommen werden können. Soweit die Zuständigkeit der Oberen Immissionsschutzbehörde betroffen gewesen sei, habe man die Mängelbeseitigung hier verwaltungsseitig durch Nachkontrollen verfolgt. Den Behörden stehe dabei das Anlageinformationssystem Immissionsschutz zur Verfügung. Er habe in dieser Zeit keinerlei Anhaltspunkte erhalten, dass die jeweils zuständigen Immissionsschutz- bzw. Brandschutzbehörden der Nachverfolgung und Abstellung der Mängel nicht entsprechend nachgekommen seien. Mit Überwachungserlass des SMUL vom 26.01.2010 sei seiner Behörde aufgegeben worden, die Belange des vorbeugenden Brandschutzes bei Abfallbehandlungsanlagen nachzuhalten.

Er, der Zeuge Frank Drechsel, habe mit Erlass vom 05.02.2010 an die Landräte bzw. den zuständigen Bürgermeister der Stadt Chemnitz eine anlagekonkrete Umsetzung aufsichtlich veranlasst. Dabei seien zugleich die bisher eingeleiteten und, soweit begründet, noch erforderlichen verwaltungsrechtlichen Maßnahmen zu den aufgeführten erheblichen Mängeln mit abgefordert worden. Über diese Überwachung habe er mit Schreiben vom 15.03.2010 erstmals berichtet. Mängel seien bei nur zwölf Abfallbehandlungsanlagen festgestellt worden. Am Ende der Sonderüberwachung seien es 13 mängelbehaftete Abfallbehandlungsanlagen gewesen, wobei neun erhebliche Mängel aufgewiesen hätten.

Ergebnis dieser Sonderüberwachung 2010 sei auch gewesen, dass von den aus der vormaligen Sonderüberwachung 2007 namentlich erfassten 78 erheblichen Mängeln lediglich zwei festgestellt worden seien, die nicht abschließend beseitigt worden seien. Die eine Anlage sei 2009 stillgelegt worden, der Betreiber sei insolvent. Die Untere Immissionsschutzbehörde verhandle mit dem Insolvenzverwalter, um diese Dinge in Ordnung zu bringen. Bei der zweiten Anlage habe die Untere Immissionsschutzbehörde die Mängelbeseitigung bereits mitgeteilt.

Für den Direktionsbezirk Chemnitz sei auf Grundlage der Zuarbeiten seitens der zuständigen Unteren Immissionsschutz- und Brandschutzbehörden einzuschätzen, dass der genehmigungskonforme Betrieb der Anlagen damit gewährleistet sei.

Er könne also für seinen Verantwortungsbereich nicht sagen, dass die 2007 durchgeführte Sonderüberwachung sich als nicht geeignet erwiesen habe.

5.3 Zeuge Bernd Merbitz

Der Zeuge hat auch Bekundungen zu der Sonderüberwachung im Jahre 2007 gemacht. Das SMUL habe anlässlich eines Brandes bei einer Recyclingfirma in Leipzig eine Sonderüberwachung durch den Umweltfachbereich des damaligen Regierungspräsidiums angeregt. Der Bitte, dieses gemeinsam mit den Brandschutzbehörden durchzuführen, da hier auch Fragen des vorbeugenden Brandschutzes eine Rolle spielen würden, sei das Staatsministerium des Inneren unverzüglich nachgekommen.

Noch im Oktober 2007 habe das SMI die Gemeinden, kreisfreien Städte und Landkreise als zuständige Brandschutzbehörden über diese Überwachungsaktion unterrichten lassen, verbunden mit der Bitte, die Umweltbehörden bei dieser Überwachung zu unterstützen. Ihm, dem Zeugen, würden keine Hinweise darauf vorliegen, dass diese Zusammenarbeit nicht funktioniert habe. Im Gegenteil. Im Rahmen der Sonderüberwachung hätten Immissions- und Brandschutzbehörden sehr gut zusammengearbeitet. Anders hätte auch eine Überprüfung von über 200 Anlagen in sehr kurzer Zeit nicht erfolgen können. Vorbeugende Brandschutzmaßnahmen seien geprüft, Mängel beseitigt worden. Auch in diesem Zusammenhang seien ihm keine Anhaltspunkte dafür bekannt geworden, die ein rechtsaufsichtliches Einschreiten erforderlich gemacht hätten.

Nach seiner Erinnerung sei Anfang 2010 eine erneute Überprüfung durch die zuständigen Behörden durchgeführt worden. Die habe gezeigt, dass die Maßnahmen gegriffen hätten.

Die Sonderüberwachung sei zeitnah und effektiv gewesen. Versäumnisse des SMI könne er, der Zeuge, nicht erkennen. Die Rechtsaufsicht sei in dem gebotenen und zulässigen Maße wahrgenommen worden.

II. Komplex: Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern Planung / Dimensionierung / Entwicklung / Strukturen / Betrieb / Sanierung

Die MBA Cröbern wurde zum 31.05.2005 in Betrieb genommen. Die Anlage ist die größte ihrer Art in Europa und ist für eine Jahresleistung von 300.000 t ausgelegt, davon 205.000 t Hausmüll und 95.000 t Gewerbemüll. Ihre Gesamtkapazität beläuft sich auf 12,1 Millionen t. Die Laufzeit wird voraussichtlich bis zum Jahre 2025 dauern. Erste Überlegungen zum Bau der Anlage gab es um das Jahr 2000. Zu Fragen der Planung und Dimensionierung hat der Ausschuss zwei Zeugen vernommen, zu Fragen der Entwicklung und den Strukturen sowie zum Betrieb und der Sanierung sind weitere drei Zeugen gehört worden.

1 Planung / Dimensionierung

1.1 Zeuge Professor Dr. Klaus Fricke

1.1.1 Planung

Der Zeuge Professor Dr. Klaus Fricke ist zur Frage der Dimensionierung der Mechanisch-Biologischen Anlage (MBA) in Cröbern auf der Basis der damals vorliegenden abfallwirtschaftlichen Erkenntnisse angehört worden. Der Zeuge war von 1985 bis 1999 Geschäftsführer und Gesellschafter der Ingenieurgemeinschaft Witzenhausen (IGW), die sich schwerpunktmäßig mit biotechnologischen Verfahren befasst hat, unter anderem auch mit der MBA. Er war dementsprechend auch in die großen Forschungsvorhaben und Verbundvorhaben zur MBA eingebunden, sowohl die von der Bundesregierung als auch von verschiedeneren Bundesländern. 1999 ist er zur Universität gewechselt.

Er habe versucht, Gutachten herauszusuchen, die die IGW damals gemacht habe. Dazu müsse er leider sagen, dass die IGW vor drei Jahren komplett an ein finnisches Unternehmen verkauft worden sei und ihm somit auch die Unterlagen nicht mehr zugänglich seien.

Mit der Ausschreibung und der Detailplanung habe die Ingenieurgemeinschaft Witzenhausen nichts zu tun gehabt. Das habe die IBA Hannover gemacht. Er wisse aus der Erinnerung, dass es um das Jahr 2000 herum erste Ansätze gegeben habe, grundsätzlich über MBA-Verfahren zu diskutieren, insbesondere für den Raum Leipzig.

Bei dem Gutachten, an dem er noch beteiligt gewesen sei, sei es um die Fragestellung gegangen, die Kosten für drei MBA-Varianten darzustellen und diese den damals üblichen Verbrennungspreisen gegenüberzustellen. Die Frage sei gewesen, ob eine MBA Sinn mache, und zwar speziell für den Raum Cröbern und speziell vor dem Hintergrund der bestehenden Deponien und der dort noch vorhandenen Mittel, die noch nicht abgeschrieben gewesen seien. Auftraggeber sei die Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft (WEV) gewesen.

Es habe eine vom Regierungspräsidenten in Leipzig veranlasste Studie gegeben, die zu dem Ergebnis gekommen sei, dass Größenordnungen von 300/320 Millionen € noch nicht abgeschrieben gewesen seien. Das heiße, dass für diese 300 Millionen € entsprechend Mittel hätten erwirtschaftet werden sollen, natürlich über die Annahme und die Deponierung von Abfallstoffen. Diese 300 Millionen € hätten dann nicht ab-

geschrieben oder erwirtschaftet werden können, wenn man ab dem Jahr 2005 nicht mehr deponiert, sondern die Verbrennung gewählt hätte.

In dem Gutachten seien die Kosten dargestellt worden, irgendwelche Empfehlungen habe das Gutachten nicht enthalten. Die einzige Variante, die von den Mengen her sicher gewesen sei, sei die mit 200.000 Jahrestonnen. Das seien nämlich damals die Abfallstoffe gewesen, die aus dem kommunalen Bereich gekommen seien, also Haus-und Geschäftsmüll und Sperrmüll mit den damals eingebundenen entsorgungspflichtigen Körperschaften. Alle anderen Mengen seien Mengen aus dem Gewerbe gewesen, ohne Zugriffsmöglichkeiten durch die Kommunen oder den Verband.

Die MBA-Technologie sei damals eine junge Technologie gewesen. Es habe aber sehr wohl Anlagen gegeben, die schon in Betrieb gewesen seien, unter anderem eine sehr große Anlage in Bayern, die mechanisch-biologische Restabfallbehandlung betrieben habe. In weiteren Großanlagen – unter anderem in Düren – seien die Grundlagen zur MBA entwickelt worden. Insbesondere habe die Frage geklärt werden sollen, ob die Technik dem thermischen Verfahren ökologisch und ökonomisch gleichwertig sei.

Das große Verbundvorhaben der Bundesregierung sei damals zu dem Ergebnis gekommen, dass das der Fall sei. Das politische Ziel sei damals gewesen, Wettbewerb zu schaffen im Bereich der Restabfallbehandlung, und zwar Wettbewerb der Technologien. Die Müllverbrennungspreise seien damals exorbitant hoch gewesen, sie hätten im Durchschnitt bei 200 bis 250 € pro Tonne gelegen.

Die Varianten, die im Gutachten betrachtet worden seien, wären ihnen von der WEV vorgegeben worden, und zwar die Größenordnungen 200.000, 350.000 und 400.000 Jahrestonnen. Zum damaligen Zeitpunkt sei es eigentlich so gewesen, dass gewerbliche Abfälle schwer kalkulierbar gewesen seien. Wenn man eine MBA baue mit dem Ziel, auch einen Teilstrom auf die Deponie zu bringen, dann sei der Standort Cröbern genau der richtige gewesen, um letztendlich logistische Vorteile zu nutzen. Man habe die komplette Entsorgung und Versorgung, auch die Transportwege zum Schüttfeld seien relativ kurz.

Die Technik habe dem damaligen Standard entsprochen. Das sei die Tunnelkompostierung, die sich im Bereich der Kompostierungsverfahren durchgesetzt habe. Alle MBA hätten in den ersten zwei Jahren nicht unerhebliche Probleme gehabt, die Grenzwerte einzuhalten. Das Tunnelverfahren habe sich als dasjenige herausgestellt, das am besten steuerbar sei. Bei den Tunnelverfahren würde man mittlerweile die Stabilitätskriterien in der Größenordnung von sechs bis acht Wochen schaffen, bei den Tafelmietenverfahren würde man deutlich über zehn Wochen liegen.

Man könne froh sein, dass damals keine Vergärung zum Tragen gekommen sei. Er, der Zeuge Dr. Fricke, sei auch als Gerichtsgutachter tätig. Da gehe es im Wesentlichen darum, nicht funktionierende Vergärungsanlagen zu überprüfen und zu sehen, woran es läge. Erst in den letzten fünf, sechs Jahren habe sich die Vergärungstechnik extrem entwickelt und verbessert. Heute würden viele MBA-Betreiber Gärungsstufen nachrüsten, weil sie eben auch funktionieren würden und man heute die Technik habe.

Wenn man eine MBA betreibe mit dem Ziel, auch Abfallstoffe zu deponieren, müsste man zum Schluss bestimmte Wassergehalte – oder Trockensubstanzgehalte – einhalten. Man müsse sicherstellen, dass man in der letzten Woche, in der man die Rot-

te betreibe, diese Wassergehalte auch erziele, nämlich in einer Größenordnung von 30 bis 40 %.

Es gäbe einen kleinen Widerspruch: die „Viecher“, die den ganzen aeroben Abbau realisieren, würden es eigentlich ein bisschen feuchter mögen. Deshalb versuche man, die sechs oder acht Wochen Wartezeit solange wie möglich bei optimalem Wassergehalt zu fahren. Erst ganz zum Schluss versuche man, über Belüftungssysteme den Wassergehalt abzusenken, eben auf den abfallspezifischen Wert, der es einem dann ermögliche, den Abfall mit einer möglichst hohen Dichte auch einzubauen. Insofern habe jede Anlage die Möglichkeit, per Prozesssteuerung über die Belüftung zum Schluss den Wassergehalt zu manipulieren.

Ganz am Anfang den Abfall zu trocknen, damit man eine bessere heizwertreiche Fraktion bekomme, werde in keiner Anlage realisiert: Danach müsste man den Abfall wieder bewässern, um die Rotte sicherzustellen. Das wäre von den Kosten, vom Energieaufwand her, kontraproduktiv. Man würde vermutlich für das Trocknen mehr Energie hineinstecken, als man möglicherweise bei den heizwertreichen Komponenten gewinne.

Es gäbe ein völlig anderes Verfahren, das sogenannte Trockenstabilat-Verfahren. Dort werde es so gemacht. Dort würde man den gesamten Abfall trocknen, habe aber nicht das Ziel, die organischen Komponenten später zu deponieren.

1.1.2 Überdimensionierung

Irgendwelche Dinge, die den Vorwurf rechtfertigen würden, die MBA Cröbern sei überdimensioniert, seien ihm in keiner Weise bekannt geworden.

Man müsse sehen, dass bei den Müllverbrennungsanlagen zurzeit eine Überkapazität von vier bis fünf Millionen t bestehe. Das habe natürlich dazu geführt, dass die Preise – vorsichtig gesagt – sehr sehr niedrig seien und letztlich auch Wettbewerb um die Müllströme bewirken würden. Cröbern sei nicht die einzige MBA, die im Moment nicht zu 100 % ihre Kapazität nutze. Zum Beispiel habe Minden zurzeit eine Verarbeitungsmenge von 70.000 t, sei aber auf 120.000 t ausgelegt. Das habe katastrophale Folgen hinsichtlich der spezifischen Kosten. Es sei das Gleiche in dem Landkreis Göttingen, aus dem er komme. Die Anlage sei für 120.000 t geplant und verarbeite zurzeit noch 80.000 t.

Abschließend hat der Zeuge Professor Dr. Fricke ausgeführt, er sei in der Tendenz fest davon überzeugt, dass diejenigen, die ursprünglich die Idee gehabt hätten, aus Abfällen Brennstoffe zu erzeugen, irgendwann Recht bekommen würden. Das sei schlicht und einfach abhängig von der Entwicklung des Ölpreises und der Konkurrenz der Energien. An einigen Stellen würde man mittlerweile Geld bekommen für Sekundärbrennstoffe, wenn sie gut aufbereitet seien. Das gäbe es in einigen entsorgungspflichtigen Gebietskörperschaften schon jetzt.

Man müsse einfach sehen, wie das Kreislaufwirtschaftsgesetz sich jetzt entwickle mit den neuen Sammelsystemen, die erst einmal dazu führen würden, dass man noch weniger Papier im Restabfall habe und noch weniger Kunststoffe. Die heizwertreichen Fraktionen würden abgeschöpft, der Müll werde immer energieärmer werden. Vor diesem Hintergrund würden mechanisch-biologische Restabfallbehandlungsanlagen eine ganz neue Aufgabe bekommen, dass sie überhaupt erst mal den Abfall so konditionieren, dass er vernünftig brennen könne. Insofern sehe er eher eine gewis-

se Renaissance, die entstehen werde. Nicht Verbrennung stehe an erster Stelle, sondern ganz klar die stoffliche Verwertung. Das sei der Paradigmenwechsel, der mittlerweile auch politisch seines Wissens unumstritten sei.

2 Planung / Entwicklung, Zeuge Holger Bauerfeind

Der Zeuge Holger Bauerfeind befand sich nach seinen Angaben seit dem 06.12.1995 im Dienste des Zweckverbandes Abfallwirtschaft Westsachsen (ZAW). Zunächst war er bis zum 31.05.1997 Technischer Leiter, ab dem 01.06.1997 bis Ende 1997 kommissarischer Geschäftsführer und ab dem 01.01.1998 bis zum 30.09.2009 Geschäftsleiter des Zweckverbandes Abfallwirtschaft Westsachsen. Seitdem ist er in der Passivphase seiner Altersteilzeit und hat keinerlei Dokumente mehr im Hause. Seine Bekundungen konnte er daher nur aus dem Gedächtnis machen.

Gleichzeitig war er für ein Jahr Geschäftsführer bei der Westsächsischen Entsorgungs-und Verwertungsgesellschaft (WEV), und zwar im Zeitraum vom 01.04.2007 bis zum 31.03.2008.

2.1 Zentraldeponie Cröbern

Der Zeuge Bauerfeind hat Folgendes ausgeführt:

Die Zentraldeponie Cröbern sei nach der Technischen Anleitung Abfall gebaut. Das heiße, die Abdichtungssysteme würden einer Deponie der Klasse III entsprechen. Sie habe eine geologische Basisabdichtung, bestehend aus vielen Schichten, unter anderem auch einer Folie von 2,5 mm, einer geologischen Barriere von 3 m, einer Mergel-Ton-Schicht von 1,50 m, einer PET-Folie von 2,5 mm, einer Sandbahn von 1 cm und letztlich noch einer Kiesschicht von 30 cm. Genehmigt worden sei die Zentraldeponie Cröbern nach der Technischen Anleitung Siedlungsabfall, das heiße, dass die Basisabdichtung bloß halb so stark hätte sein müssen.

Die Zentraldeponie Cröbern habe eine Größe von 48,85 ha und eine Kapazität für 12,1 Millionen t Abfall, die ab und zu mal neu berechnet werde. Mittlerweile sei sie zu mindestens 50 % verfüllt. Aus heutiger Sicht habe sie noch eine Laufzeit etwa bis zum Jahre 2025. Sie sei nicht laufzeitabhängig genehmigt worden, sondern verfüllabhängig. Wenn sie verfüllt sei, werde sie geschlossen werden.

Die Deponie sei von einem namhaften Konzern beantragt worden für eine Kapazität von über 16 Millionen t. Dieser Konzern habe sich sukzessive aus der Verantwortung herausbegeben, der Zweckverband sei dann in mehreren Stufen zum einen anteiligen Gesellschafter bzw. zum alleinigen Gesellschafter geworden. Fördermittel seien für die Deponie nicht geflossen.

Die MBA Cröbern sei für 300.000 Jahrestonnen ausgelegt, davon 205.000 t Hausmüll und 95.000 t Gewerbeabfall. Anfangs habe man mitnichten daran gedacht, irgendwelche Abfälle aus dem Ausland zu importieren. Die Abfälle seien weitgehend ausbilanziert gewesen, nämlich einmal durch die rund 150.000 t, die der Zweckverband selbst beigesteuert habe, durch die vertraglich über die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung gesicherten Mengen aus dem ehemaligen Landkreis Delitzsch und durch die Mengen, die wegen der Drohverlustrückstellungen aus dem Zweckverband Nordsachsen verlustig gegangen seien.

Unter der Maßgabe, dass man andere Billigdeponien geschlossen hätte, sei er der Meinung, dass die Zentraldeponie Cröbern nicht überdimensioniert sei. Sie hätten zum Zeitpunkt, als die Zentraldeponie ihren Dienst aufgenommen habe, die Hoffnung gehabt, dass mehr Billigdeponien im Freistaat Sachsen sowie in Mitteldeutschland geschlossen werden würden, als es dann der Fall gewesen sei. Dieser Fall sei erst am 31.05.2005 eingetreten.

Zusammenfassend sei er, der Zeuge Bauerfeind, der Meinung, dass die Zentraldeponie Cröbern nach wie vor eine der Vorzeigeanlagen in Deutschland oder europaweit sei und dass man normalerweise stolz sein müsse, so eine mustergültige Deponie zu haben. Sie sei eine sehr ordnungsgemäße Anlage, die auch sehr vorbildlich arbeite. Insgesamt sei es besser, die entstehende heizwertreiche Fraktion einer ordnungsgemäßen Weiterverarbeitung und einem ordnungsgemäßen Einsatz zuzuführen, als den Müll nur einfach zu verbrennen, damit er weg sei. Abfall sei einfach zu wertvoll, um nur verbrannt zu werden.

2.2 Mechanisch-Biologische Behandlungsanlage (MBA)

2.2.1 Planung

Für den Bau habe es vier Gründe gegeben:

1.) Bei einer MBA entstehe ein Restabfall, also ein Feinmüll, der biologisch abgebaut sei, in der Größenordnung von – in diesem Fall – 90.000 Jahrestonnen, den man nicht anderweitig verwenden könne, sondern auf einer Deponie ablagern werde. Im Falle einer Müllverbrennung habe man Schlacken. Diese Schlacken würden im Normalfall einer Schlackebehandlungsanlage zugeführt und würden dort noch einmal gebrochen. Der Großteil der Schlacken werde zum Beispiel im Straßenunterbau eingesetzt. Man könne sagen, dass sie „scharf“ gewesen seien auf die rund 90.000 t Feinmüll, die auf die Deponie kommen würden.

2.) Ihre Anlage habe eine Kapazität von 300.000 Jahrestonnen. Eine vergleichbare Müllverbrennungsanlage verlange ganz andere Investitionen als eine MBA. Die Anlage in Weißenfels habe rund 120 Millionen € gekostet, die MBA insgesamt nur 78 Millionen €.

3.) Schaffung von Arbeitsplätzen: in der Anlage hätten zunächst 64 Mitarbeiter beschäftigt werden können, als sie noch so gelaufen sei wie geplant. Mittlerweile sei das nicht mehr der Fall. Eine Müllverbrennungsanlage habe 25, maximal 30 Mitarbeiter.

4.) In der MBA entstehe etwas, was irgendwann mal ein großer volkswirtschaftlicher Faktor sein werde, nämlich die heizwertreiche Fraktion. Aus dem Restabfall würde vom Input 35 bis 38 % heizwertreiche Fraktion gewonnen, die dann wieder als Substitut für Kohle oder andere Primärenergie eingesetzt würden.

2.2.2 MBA Cröbern Strukturen / Entwicklung

Weiter hat der Zeuge Bauerfeind ausgeführt, die MBA sei geplant und ausgeschrieben worden. Für den Bauteil habe es einen Zuschlag für HOCHTIEF und für den Maschinenteil für KCA Linde Dresden gegeben. Die Kosten seien mit 75,8 Millionen € ermittelt worden. Hiervon seien 52,5 Millionen über die Dresdner Bank fremdfinan-

ziert worden, und zwar mit dem Finanzierungsinstrument „Kommunalkreditkonditionen“. Er könne sagen, dass die Anlage pünktlich fertig gestellt und zum 31.05.2005 in Betrieb genommen worden sei. Die Kosten seien nur ganz geringfügig überzogen worden.

Die Technologie sei eine klassische. Die Anlage sei in ihrer Art die größte in Europa. In einer mechanischen Stufe würden die Abfälle geschreddert und gesiebt und dann getrennt in mehrere Fraktionen.

Einmal habe man eine Fraktion, die besonders interessant gewesen sei und wieder interessant sein werde, nämlich Schrott (ungefähr 4 % vom Input). Dann habe man mit etwa 35 % eine heizwertreiche Fraktion, die früher mal untergliedert gewesen sei zwischen hochkalorisch und mittelkalorisch.

Weiter habe man eine Fraktion, die in eine zweite Verfahrensstufe gehe, nämlich in die Intensivrotte. Das seien riesengroße Rottetunnel (44 Stück), in denen die zu behandelnde Fraktion etwa fünfeinhalb Wochen verweile. Während dieser Zeit gäbe es einen riesigen Gewichtsverlust, es werde also der Kohlenstoffgehalt wesentlich abgebaut.

Die dritte Stufe sei dann eine halb offene Nachrotte, in der diese Fraktion noch mal etwa acht Wochen bleibe. Sie werde dann beprobt und analysiert, und wenn dann die Zuordnungskriterien der Abfallablagerungsverordnung eingehalten würden, könne diese Fraktion unmittelbar auf der danebengelegenen Zentraldeponie Cröbern entsorgt werden. Sie seien sehr froh gewesen, dass pünktlich zum 01.06.2005 nicht mehr unbehandelte Abfälle auf der Deponie abgelagert worden seien. Zwischenzeitlich sei sowohl die Deponie Seehausen vom Netz gegangen, und zwar am 30.06.2004, als auch die Deponie Groitzsch-Wischstauden im Jahre 2000 (Kapazität 650.000 t). Die Deponie Seehausen habe ursprünglich im Jahre 2005 ihren Dienst quittieren sollen, sei aber bereits 2004 mit ca. 3,5 Millionen t verfüllt gewesen.

Für die heizwertreiche Fraktion und für die Mitbehandlung der Abfälle aus dem Landkreis Delitzsch seien privatrechtliche Verträge abgeschlossen worden, und zwar drei Stück: ein Vertrag für die Mitbehandlung des Restabfalls bzw. Sperrmülls aus dem Landkreis Delitzsch – ein Vertrag zwischen der WEV (Westsächsischen Entsorgungs-und Verwertungsgesellschaft) und den Kreiswerken Delitzsch –, ein zweiter Vertrag zur Verwertung der hochkalorischen heizwertreichen Fraktion durch die Kreiswerke Delitzsch und fast ein Jahr später, nämlich irgendwann im April oder Mai 2005, der Vertrag zur Verwertung der mittelkalorischen Fraktion. Nachdem dieser dritte Vertrag zwischen KWD und WEV unter Dach und Fach gewesen sei, sei die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem Landkreis Delitzsch und dem Zweckverband Abfallwirtschaft Westsachsen durch das Regierungspräsidium Leipzig genehmigt worden.

2.2.3 Betrieb der MBA

Es sei so gewesen, dass die heizwertreiche Fraktion der MBA Cröbern nicht sofort den Kriterien entsprochen habe, die in den privatrechtlichen Verträgen vereinbart gewesen seien. Es habe Abweichungen gegeben, insbesondere im Feuchtigkeitsgehalt. Im Aufsichtsrat der WEV sei vom Geschäftsführer der Kreiswerke berichtet worden, dass die aus der heizwertreichen Fraktion gewonnenen Ersatzbrennstoffe europaweit zum Einsatz kämen, zum Beispiel in Polen oder auch in Tschechien und an verschiedenen Standorten in Deutschland. Die Kreiswerke Delitzsch hätten zu dem

damaligen Zeitpunkt über eine Anlage in Delitzsch verfügt, eine zweite (größere) sei am Standort Bernburg gebaut worden, um Schwenk-Zement mit Ersatzbrennstoffen zu versorgen.

Die gesamte Situation in Deutschland sei so gewesen, dass mit dem Inkrafttreten der Abfallablagerungsverordnung eine ganze Menge von MBA in Betrieb gegangen seien, nach Schätzungen habe es schlagartig etwa 4,5 bis 5 Millionen t heizwertreiche Fraktion gegeben, denen nicht genügend Behandlungskapazität gegenübergestanden habe. Eine besondere Problematik sei gewesen, dass wegen Nichteinhaltung von Parametern heizwertreiche Fraktion von der WEV nicht oder nur in marginalen Mengen abgenommen worden sei. Die WEV sei gezwungen gewesen, diese anderweitig abzusteuern, und zwar zu exorbitanten Preisen, teilweise zu 180 € und mehr.

Der Zeuge Bauerfeind hat weiter dargelegt, dass ein Zwischenlager für heizwertreiche Fraktion vom Regierungspräsidium Leipzig für insgesamt 28.100 t genehmigt worden sei, das sei mit erheblichem finanziellen Aufwand, weit über zwei Millionen €, gebaut worden. Es sei dann die heizwertreiche Fraktion auf dem Gelände der WEV zwischengelagert worden. Durch sehr intensive Verhandlungen zwischen den Privaten und auch den Öffentlich-Rechtlichen habe es dann im Jahre 2006 den Durchbruch gegeben, dass also die Kreiswerke Delitzsch die heizwertreiche Fraktion abgenommen und einer Zwischenlagerung bzw. einer ordnungsgemäßen Weiterverarbeitung zugeführt hätten.

Die Situation ab dem 01.06.2005 sei die gewesen, dass die Gewerbeabfallerzeuger nicht gewusst hätten, wohin mit ihrem Abfall. Man habe also allein im Juni 2005 ein Gewerbeabfallaufkommen von über 6000 t gehabt, dessen man nur ganz schwer hätte Herr werden können. Im Oktober 2005 hätten sie eine ganze Menge von gewerblichen Abfällen aus dem Positivkatalog des Zweckverbandes und der WEV rausgenommen. Es habe ein Notfallzwischenlager für rund 70.000 t gegeben, das mitunter fast voll gewesen sei. Es sei genehmigt gewesen.

Die Situation habe sich schnell entkrampft. Schon im Frühjahr 2006 habe man einen deutlichen Rückgang des Gewerbeabfallaufkommens gehabt. Im Frühjahr 2006 habe es daher sowie auch aufgrund der Tatsache, dass man heizwertreiche Fraktion zu exorbitanten Preise an Dritte habe absteuern müssen, die Situation gegeben, dass man dabei gewesen sei, „die Insolvenz der WEV auszurufen“. In einer Aufsichtsratssitzung bei der WEV sei von einem Anwalt und einem Wirtschaftsprüfer gemeinsam die Situation geschildert worden. Danach hätte eine Insolvenz der WEV als dem kommunalen Gesellschafter einen Schaden von rund 150 Millionen € eingebracht und dem privaten Gesellschafter den Verlust seines Beteiligungsbuchwertes. Das wären die Konsequenzen gewesen. Es seien bereits Insolvenzszenarien ausgearbeitet worden.

2.2.4 Sanierungskonzept 2006

Ein darauf eingesetzter Strategieausschuss habe ein Maßnahmenpaket beschlossen. Das habe im Wesentlichen aus fünf Komponenten bestanden. Einmal sei der Verrechnungssatz zwischen den Mitgliedern des Zweckverbandes und dem Zweckverband erheblich hochgesetzt worden.

Die zweite Maßnahme sei die Umlenkung von Stoffströmen aufgrund drohender Verlustrückstellungen für die Dauer des Vertrages mit dem Abfallverband Nordsachsen gewesen, nämlich bis zum 31.05.2013. Diese Restabfall- und Sperrmüllmengen des

Abfallverbandes Nordsachsen seien ab dem 01.07.2007 umgelenkt worden nach Zorbau in die Müllverbrennungsanlage. Das habe ihnen nicht gefallen, aber sie hätten es machen müssen, es sei nicht anders gegangen.

Außerdem habe man sich dann sehr stark um Fremdabfall bemüht, sowohl für die zu behandelnden Abfälle als auch für die Zentraldeponie Cröbern. Es habe eine Anstrengung gegeben, einen Teil der Zentraldeponie Cröbern als DK III umwidmen zu wollen, um auch verschiedene Abfallarten annehmen zu können, die entsprechend der TA Abfall geeignet gewesen seien. Die letzte Maßnahme sei mit einem umfangreichen Konsolidierungspaket für die WEV verbunden gewesen.

Ab September 2006 sei ein externer Sanierer bestellt worden, der „sehr sehr gewissenhaft, sehr filigran“ die WEV untersucht und dabei 40 WEV-interne Projekte definiert habe. Bereits Ende 2006 seien erste positive Auswirkungen bemerkbar gewesen. Die Arbeit des Sanierers sei dann ab April 2007 durch ihn, den Zeugen Bauerfeind, fortgesetzt worden.

Es sei immer sehr kompliziert, eine erhebliche Erhöhung des Verrechnungssatzes zwischen den Mitgliedern des Zweckverbandes und dem Zweckverband durchzusetzen, weil es erst einmal durch die Verbandsversammlung müsse. Die Verwaltungsräte müssten dazu „Ja“ sagen. Dann müsse es natürlich durch die Parlamente der Verbandsmitglieder. Abfall sei eine sehr sensible Angelegenheit. Es sei nie etwas Gutes, wenn ein Verrechnungssatz hochgesetzt werde. Sie seien aber im Freistaat Sachsen nie Spitzenreiter gewesen.

Zu den Drohverlustrückstellungen:

Die WEV habe den Zuschlag vom Abfallverband Nordsachsen bekommen, im Zeitraum 01.06.2005 bis 31.05.2013 den Restabfall aus dem Abfallverband Nordsachsen (bestehend aus den ehemaligen Landkreisen Torgau-Oschatz und Döbeln), eine relativ große Menge, zu bekommen. Der Preis, den der Abfallverband Nordsachsen gezahlt habe, sei sehr moderat gewesen. Er habe deutlich unter dem Verrechnungssatz zwischen dem ZAW und seinen Mitgliedern gelegen.

Dadurch, dass die WEV die heizwertreiche Fraktion zu exorbitanten Preisen habe absteuern müssen, habe man für den gesamten Zeitraum Drohverlustrückstellungen bilden müssen. Damit dies nicht bis Vertragsende erforderlich sein würde, sondern nur bis zum 31.12.2006, seien diese Abfälle für die Dauer der Restlaufzeit des Vertrages in die Müllverbrennungsanlage Zorbau bei Weißenfels umgelenkt worden.

2.2.5 Umwidmung zur Deponieklasse III

Die Zentraldeponie Cröbern sei nach der TA Abfall gebaut worden. Es habe dann Einzelfallentscheidungen des Regierungspräsidiums Leipzig gegeben, dass einzelne Abfälle auch in relativ geringer Menge, die der Deponieklasse III entsprochen hätten, also ein etwas höheres Schadstoffpotenzial beinhaltet hätten, auf der Zentraldeponie Cröbern hätten abgelagert werden dürfen. Es sei dann im Herbst 2007 ein öffentlich-rechtlicher Vertrag geschlossen worden, wonach ein Teil der Zentraldeponie Cröbern als Deponie der Deponieklasse III habe betrieben werden dürfen. Dafür seien aber erhebliche technologische Anstrengungen notwendig gewesen. Sie hätten also zwei Bereiche gehabt, Deponieklasse II, sprich also Siedlungsabfälle, dazwischen eine Barriere, und dann einen Teil für die Deponieklasse III. Er sei der Meinung, es seien

nur 28 ausgewählte Abfallarten zugelassen gewesen, nicht generell Abfälle der Deponieklasse III.

Es habe viele Auflagen gegeben. Der Plangenehmigungsbescheid sei etwa 70 Seiten stark. Die Auflagen hätten die Kontrollen der Abfälle betroffen und die Zuordnungswerte. Die Ablagerung im DK-III-Bereich habe eine Relation zum DK-II-Bereich einzuhalten. Es dürfe kein großer Höhenunterschied entstehen, sondern es müsse ein Gleichmaß beim Einbau in die Deponie eingehalten werden.

3 Planung / Entwicklung / Inbetriebnahme, Zeuge Dr. Ulrich Rößger

3.1 MBA Cröbern

Der Zeuge war nach seinen Angaben von 1995 bis November 2011 als technischer Leiter in der WEV (Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft), vormals Zentraldeponie Cröbern Betriebsgesellschaft, tätig und befindet sich jetzt in der Passivphase der Altersteilzeit.

Er hat bekundet, seine Hauptverantwortungsbereiche für die drei Deponien des Zweckverbandes Abfallwirtschaft Westsachsen, die Zentraldeponie Cröbern, die Deponie Seehausen und die kleine Deponie Groitzsch-Wischstauden, seien Planung, Bau, Betrieb, Nachsorge und Stilllegung gewesen. Ab 2005 sei dann der Betrieb der mechanisch-biologischen Abfallbehandlungsanlage Cröbern dazugekommen. Er sei ab 2006 als einer der Prokuristen in der WEV tätig gewesen. Seine Kompetenzen hätten sich eigentlich ausschließlich auf die innerbetrieblichen technischen Aufgaben bezogen.

Das gesamte Abfallmanagement und Abfallimportmanagement im Außenbereich habe ausschließlich der Geschäftsführung und der Abteilung Akquisition/Vertrieb oblegen. 2011 sei er aus der aktiven Mitarbeit bei der WEV ausgeschieden.

Der Zeuge Dr. Rößger ist vernommen worden zum Beweisantrag ADS Nr. 502 vom 17.06.2013, ob und in welcher Weise die Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH, WEV, in der Lage war, italienische Abfälle mit der AVV-Nummer 20 03 01 und 19 05 01 in der MBA ordnungsgemäß zu behandeln.

Er hat ausgeführt: die Vorbereitung, Planung, Errichtung und Inbetriebnahme der MBA sei über einen Generalübernehmervertrag vom privaten Gesellschafter der WEV, die SITA Ost GmbH & Co. KG in Leipzig, übernommen worden. Die technologische Planung und das gesamte Verfahrenskonzept habe das Ingenieurbüro für Abfallwirtschaft und Energietechnik in Hannover ausgeführt. Die bautechnische Planung sei durch die Ingenieurgesellschaft für Industriebau, Wasser- und Abfallwirtschaft in Ennigerloh erfolgt, die Realisierung der gesamten MBA habe ein Konsortium der HOCHTIEF in Leipzig und der Linde KCA in Dresden übernommen. Die Projektleitung für die Errichtung und Projektbegleitung habe bei der SITA Ost gelegen. Erst nach Inbetriebnahme und Abnahme der Anlage durch den Generalauftragnehmer, die SITA, sei die Anlage in den Betrieb der WEV übergegangen. Seitdem liege die volle Verantwortung für den Anlagenbetrieb bei der WEV.

Die Genehmigung nach dem Bundesimmissionsschutzgesetz datiere vom 14.07.2004 und enthalte einen Positivkatalog für die entsprechenden Abfallschlüsselnummern, die in der Anlage behandelt werden dürften, unter anderem die AVV 20 03 01 und AVV 19 05 01. Die Anlage sei für eine Kapazität von 300.000 t pro an-

no konzipiert, grob 200.000 t für Hausmüll und 100.000 t für gewerbliche Abfälle. Das bedeute einen täglichen Input von ca. 1170 t. Die Anlagenkonfiguration sei mit so einer Redundanz ausgelegt, dass die Mengenströme 200.000 t und 100.000 t auch variiert werden könnten. Man habe bestimmte Linien auch anders fahren und das Mengengerüst je nachdem, wie die Abfälle angeliefert worden seien, umschalten können.

3.2 Zwischenlager

Für den MBA-Input sei ein Zwischenlager genehmigt worden. Ein solches Zwischenlager sei bei einer mechanisch-biologischen Anlage eigentlich eine ganz übliche Sache. Es werde genehmigt für Störfälle in der Anlage, das heiße, wenn die Anlage ausfalle und Abfälle wie zum Beispiel den Hausmüll der Stadt Leipzig dennoch annehmen müsse. Diese würden dann auf ein Zwischenlager gefahren, das also für Störfälle in der Anlage bzw. zyklische Anlieferungen da sei, die über die übliche tägliche Eingangsmenge hinausgingen.

Das Zwischenlager sei entsprechend den genehmigungsrechtlichen Bedingungen innerhalb von zwölf Monaten zurückzubauen und das Material in den eigentlichen Prozess der MBA – Behandlung des Abfalls – wieder einzuführen. Dazu gebe es entsprechende Reglements. Ein Nachweis werde geführt. Das Zwischenlager sei mit Katastern belegt. Es sei nachvollziehbar, welche Abfälle wann und wo eingefahren würden und dann in die Anlage zurückgingen. Im Zwischenlager würden also unbehandelte Abfälle gelagert.

Das Zwischenlager hätten sie wie folgt aufgebaut: Sie hätten eine Plateaufläche hergerichtet, begrenzt, katastermäßig erfasst, mit Randwällen aus mineralischen Werkstoffen eingefasst und auf die Basis des Zwischenlagers ein Textilgewebe gelegt, so dass man dann beim Rückbau ganz genau habe sehen können, wenn der eigentliche Untergrund zum Vorschein gekommen sei. Auf die Basis, auf die Aufstandsfläche des Zwischenlagers, hätten sie noch einmal mineralischen Abfall, also unbelasteten Bauschutt, aufgebracht und festgewalzt. Sie hätten dort sogar mit Windfangzäunen gearbeitet, so dass man auch optisch habe erkennen können, wie das Zwischenlager abgegrenzt gewesen sei. Man habe das Material dann dort jeweils aus dem Kataster mit Anlieferschein zur MBA zurückgeführt. Die Kataster – das seien Raster – seien gekennzeichnet gewesen. Wenn Abfälle zum Beispiel in den Bereich WX 24 eingefahren worden seien, hätten sie dort – dokumentiert – gelegen. Wenn der Abfall aus diesem Kataster zurückgefahren worden sei, hätten sie das dann praktisch der MBA zugeschrieben. Es sei ein strenges Rückbaukonzept gewesen, das unter der Kontrolle der Landesdirektion Leipzig stattgefunden habe. Er habe monatlich zu melden gehabt, welche Mengen der Bestandsbewegungen, sowohl Zufuhr als auch Rückfuhr der Materialien, dokumentiert seien. Es habe eine entsprechende Rückbaukonzeption gegeben, die nach Kalenderwochen abgerechnet worden sei. Vom technologischen Ablauf des Betriebes sei es eigentlich nicht möglich gewesen, dass es zur Vermischung dieses Siedlungsabfalls gekommen wäre, es sei denn, man mache so etwas vorsätzlich.

3.3 Expertisen und Berichte

Über den Bau und die Inbetriebnahme der MBA und die ersten Erfahrungen aus Betreibersicht gebe es einen Artikel von ihm und einigen seiner Kollegen in der Ausgabe 12/2007 von „Müll und Abfall“. Allzu viele MBA habe es in der Welt noch nicht gegeben, die Mehrzahl der Anlagen befinde sich in Deutschland. Aus dem Betrieb dieser Anlagen seien der Stand der Technik und die Entwicklung und die Frage abgeleitet worden, ob diese den technischen und gesetzlichen Forderungen entsprechen würden.

In dem Bericht – er sei auch im Internet einsehbar – hätten sie das Verfahrenskonzept, die mechanische Behandlung, die biologische Behandlung, die Frage der Abluftfassung, der Abluftbehandlung, die Inbetriebnahme der einzelnen Anlagenkomplexe und erste Ergebnisse dargestellt, und zwar zu folgenden Fragen: Wie sieht denn nun wirklich der MBA-Output aus? Was wird deponiert? Werden die Ablagerungskriterien erreicht? Entsprechen die Abluftwerte der 30. Bundesimmissionsschutzverordnung?

Der Fachartikel komme zu der Aussage, dass die Anlage den technischen Forderungen entspreche. Um die Aussage etwas neutral darstellen zu lassen, hätten sie sich bemüht, Fachexperten aus Deutschland eine Expertise über die MBA Cröbern erstellen zu lassen, und zwar sowohl in rechtlicher als auch in technischer Hinsicht.

Dazu hätten sie einerseits die Rechtsanwaltskanzlei Köhler & Klett aus Köln beauftragt. Professor Klett sei Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Abfallwirtschaft gewesen. Für den technischen Part hätten sie Professor Faulstich gewonnen. Der sei zum damaligen Zeitpunkt Vorsitzender des Sachverständigenrates für Umweltfragen der Bundesregierung gewesen gemeinsam mit dem Unternehmen ATZ Entwicklungszentrum Sulzbach-Rosenberg.

Diese beiden Partner hätten intensiv alle Randbedingungen, alles Gebaute, alles Bestehende, die gesamte Verfahrenstechnologie, die gesamten technischen Dinge im Detail untersucht und in ihrem Bericht dargestellt. Darin könne man also jeden einzelnen technologischen Schritt sowohl der mechanischen und der biologischen Anlage, der Nebenanlage bis zum Prozess der Nachrotte und der Deponierung des Abfalls nachlesen.

Die Zusammenfassung der rechtlichen Würdigung durch Professor Klett laute: „Es ist festzustellen, dass die Verwertung der beiden Abfallarten 20 03 01 und 19 05 01 ordnungsgemäß, d.h. im Einklang mit den insoweit maßgeblichen abfallrechtlichen Vorschriften und den jeweils zugrunde liegenden Genehmigungsbescheiden erfolgt.“

Im technischen Part komme Professor Faulstich zu folgendem Ergebnis: „Es kann zusammenfassend die Aussage getroffen werden, dass die MBA Cröbern in allen Bereichen dem Stand der Technik entspricht und die gesetzlichen Vorschriften und Grenzwerte sicher einhält. Die Anlage besitzt Vorbildcharakter.“

Hierzu hat der Zeuge Dr. Rößger angemerkt, dass er auch ein bisschen stolz darauf gewesen sei, von solchen exponierten Herren ein derartiges Statement zu bekommen.

Es gebe noch ein drittes Dokument, auf welches er Bezug nehmen möchte, und zwar eine Expertise der BFUB CERT Hamburg, Umweltprüfung mbH. Diese sei von Oktober 2008. Darin werde das gesamte Mengenkonzept der im Zusammenhang mit dem

italienischen Abfall stehenden Entsorgungswege aufgezeigt. Man könne darin detailliert jeden Ein- und Ausgangsstrom in die WEV, von dort in die MBA und am Schluss zur Deponie nachvollziehen.

Durch diese genannten Dokumente im Zusammenhang mit den betrieblichen erheblichen Nachweisführungen, welche die Genehmigungsbescheide in ihren Nebenbestimmungen vorsehen würden, und den Ergebnissen der in sehr großer Häufigkeit durchgeführten Kontrollen der Landesdirektion Leipzig sei eigentlich aus seiner Sicht belegt, dass die italienischen Abfälle 20 03 01 und 19 05 01 in der MBA Cröbern ordnungsgemäß verwertet worden seien.

Die Damen und Herren des Ausschusses hätten sich bei der Inaugenscheinnahme der Anlage im Jahre 2009 vor Ort von der Leistungsfähigkeit und der Verfahrenstechnik der Anlage selbst überzeugen können. Schon dort sei eine Vielzahl von Fragen beantwortet worden.

3.4 Eingangskontrollen, behördliche Kontrollen

Das Procedere bei den Eingangskontrollen sei gewesen, dass die Kunden ihre Deklarationsanalysen vorgelegt hätten. Im Abfallkontrollbereich werde dann bewertet, ob diese die Ablagerungskriterien einhalten. Dann beginne die Anlieferung. Es würden die Kontrollanalysen seitens der Abfallkontrolle erfolgen, und zwar kontinuierlich in Abständen von 2500 oder 5000 t. Das müsse er mit einem Fragezeichen versehen. Wenn ein Wert festgestellt worden sei, der nicht der Deklaration entsprochen habe, seien die Kunden über den Bereich Akquisition informiert worden. Die Anlieferungen seien gestoppt worden. Die Kunden hätten dann die Möglichkeit gehabt, erneut vorstellig zu werden, wenn sie Abfall mit entsprechender Deklaration hätten abliefern wollen. Das sei, so glaube er, bei italienischen Abfällen einmal oder zweimal passiert. Das Annahmekonzept sei insbesondere unter der Regie des neuen Geschäftsführers Herrn Beyer kontinuierlich im engen Kontakt mit der Genehmigungsbehörde, der Landesdirektion Leipzig, fortgeschrieben worden, und zwar immer auf der Basis der sich ändernden gesetzlichen Bestimmungen. Das sei auch im Zeitraum 2007/2008 der Fall gewesen und gelte für alle Abfälle, nicht nur die italienischen.

Hundertprozentige Übereinstimmung der Kontrollanalysen mit den Deklarationsanalysen gebe es nicht. Das entstehe schon aus der Inhomogenität des Abfalls. Das entscheidende Kriterium sei gewesen, dass die Parameter des Abfalls wie vorgegeben eingehalten würden. Es sei also eine Plausibilitätskontrolle gewesen, die auch dokumentiert worden sei.

Es habe sehr umfangreiche behördliche Kontrollen in einer Größenordnung gegeben, wie sie sicherlich in Deutschland nicht ganz üblich gewesen sei. Das gelte insbesondere für die Jahre 2008 und 2009. Dazu hätten sie immense Mengen von Dokumenten und Unterlagen erstellt.

Die Kontrollen hätten sich auf alle Bereiche bezogen, also auf Einhaltung der Abluft, Einhaltung der Ablagerungskriterien, auf die Einhaltung der Kontrollanalytik im Annahmebereich. Sie hätten sogar einmal 14 Tage zwei Mitarbeiter der Behörde bei sich gehabt, die auch die Mengen, jeden Eingangswaageschein, Eingang und Ausgang, kontrolliert hätten. Alle diese Kontrollen hätten kein negatives Ergebnis gezeigt. Sie hätten über 90 Kontrollen im Jahr gehabt, also etwa jede Woche zwei.

Wenn der Abfall von der SVG zurückgekommen sei, habe es ein ganz klares Procedere gegeben. Auch dort habe natürlich wieder ihre Analytik gegriffen. Wenn die Analyse den Ablagerungskriterien für die Deponie entsprochen habe, sei der Abfall direkt zur Deponie gegangen. Das sei ein Teilstrom gewesen. Der zweite sei dann wieder in die Biologie gegangen, je nach Analysewert entweder gleich in die Nachrotte oder sogar teilweise noch in die Intensivrotte. Schreddern sei grundsätzlich eine Vorbehandlung. Bloß mit Schreddern könne man den Abfall nicht auf die Deponie bringen. Es müsse eine biologische Stufe enthalten sein.

4 Öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem ZAW und dem Landkreis Delitzsch

4.1 Zeuge Dieter Schaude

Der Zeuge war für die Erteilung der rechtsaufsichtlichen Genehmigung dieser Vereinbarung zuständig. Von Juni 1991 bis September 2009 war er als Jurist beim Regierungspräsidium Leipzig beschäftigt. Die Funktion als Leiter des Referates Kommunalwesen hat er vom 01.02.2002 bis 31.08.2009 ausgeübt.

Der Zeuge hat sich wie folgt geäußert:

Als er Ende 2002/Anfang 2003 den Genehmigungsantrag auf den Tisch bekommen habe, hätten noch nicht alle gesetzlichen Voraussetzungen für die Genehmigung vorgelegen. Diese würden sich nach den §§ 71 und 72 des Sächsischen Gesetzes über Kommunale Zusammenarbeit (Sächsisches KomZG) richten.

Es müsse sich um eine bestimmte Aufgabe handeln, die jeweils von einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft übernommen werden solle.

- Die gegenseitigen Rechte und Pflichten seien korrekt zu regeln.

- Das Vereinbarte müsse schriftlich fixiert sein.

- Die Gründe des öffentlichen Wohls dürften nicht entgegenstehen und

- das Einvernehmen mit der zuständigen Abfallbehörde müsse vorliegen.

Da sowohl der ZAW als auch der Landkreis Delitzsch beabsichtigt hätten, einen Teil der wechselseitig zu übernehmenden abfallwirtschaftlichen Aufgaben nicht selbst, sondern von ihren Tochterunternehmen, also der WEV auf der ZAW-Seite und der Kreiswerke Delitzsch auf Seiten des Landkreises, wahrnehmen zu lassen, hätten nach Ansicht seiner Behörde auch die Vertragsbeziehungen zwischen der WEV und den Kreiswerken bereits fixiert sein müssen. Das sei seines Wissens nicht der Fall gewesen.

Wie allgemein bekannt gewesen sei, habe für die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger nach der Abfallablagerungsverordnung die Pflicht bestanden, sich bis Mitte des Jahres 2005 nach geeigneten Instrumenten zur Abfallbeseitigung umzusehen. Ab Juli 2005 hätten keine unbehandelten Abfälle mehr auf den Deponien abgelagert werden dürfen.

Die Beibringung der noch fehlenden Unterlagen habe eine längere Zeit gedauert. Das sei seiner Meinung nach auch nachvollziehbar gewesen, da zwischen WEV und den Kreiswerken ein umfangreiches Vertragswerk auszuhandeln gewesen sei unter Beteiligung der verschiedensten Gremien auf beiden Seiten wie Aufsichtsrat, Verwal-

tungsrat usw. Schließlich sei eine langjährige Zusammenarbeit auf der kommunalen wie auch auf der GmbH-Ebene angestrebt gewesen.

Auch die Wirtschaftlichkeit habe im Genehmigungsverfahren natürlich eine Rolle gespielt. Aufgrund einer bundesrechtlichen Regelung, die Europarecht ins deutsche Recht übertragen habe, sei es ja ab 2005 nicht mehr möglich gewesen, unbehandelten Hausmüll auf Deponien abzulagern. Im Hinblick auf sich daraus ergebende mögliche Kostensteigerungen habe man sich gerade auf diese Situation einstimmen und letztendlich versuchen wollen, hier arbeitsteilig einen wirtschaftlich vernünftigen Weg zu gehen. In diesem Sinne sei letztendlich die Zweckvereinbarung für eventuelle Preis- oder Gebührensteigerungen nicht verantwortlich, sondern eigentlich der Verordnungsgeber, der eine erhöhte Schwelle eingefügt habe.

Die Genehmigung sei im Mai 2005 nach Abschluss der rechtsaufsichtlichen Prüfung erteilt worden. Die Zweckvereinbarung sei im Juni 2005 im Sächsischen Amtsblatt veröffentlicht worden. Damit sei sie in Kraft getreten.

Nach seiner Erinnerung sei bei ihm zu keiner Zeit, also weder in Besprechungen noch aus einschlägigen Unterlagen noch in sonstiger Weise, der Eindruck entstanden, dass irgendjemand Druck auf den ZAW oder den Landkreis Delitzsch zum Abschluss dieser Zweckvereinbarung ausgeübt hätte. Er sei seinerzeit immer davon ausgegangen, dass die Zweckvereinbarung von beiden Partnern gewollt gewesen sei. Es hätte für jede Vertragsseite bis zum Inkrafttreten der Zweckvereinbarung jederzeit die Möglichkeit bestanden, ihre Meinung zu ändern und einen anderen Weg einzuschlagen. Einen Zwang zum Abschluss dieser Vereinbarung habe es nach seiner Kenntnis nicht gegeben.

Auch er selbst sei in dieser Angelegenheit nicht von irgendjemandem in irgendeiner Weise unter Druck gesetzt oder zu irgendeiner bestimmten rechtsaufsichtlichen Entscheidung gedrängt worden. Soweit er das beurteilen könne, gelte das auch für seine damaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mit diesem Fall beschäftigt gewesen seien.

Er könne also festhalten, dass die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung aus seiner Sicht freiwillig und ohne Anhaltspunkte für einen Druck auf die Vertragspartner zu Stande gekommen sei.

4.2 Zeuge Ulrich Fiedler

Zu diesem Fragenkomplex hat sich auch der Zeuge Ulrich Fiedler – seinerzeit Umweltdezernent im Landratsamt Nordsachsen – geäußert:

Der damalige Landkreis Delitzsch und der Zweckverband Abfallwirtschaft Westsachsen (ZAW) hätten sich in einer gemeinsamen Erklärung am 11.06.2002 darauf verständigt, ihre abfallwirtschaftliche Zielstellung spätestens ab dem Jahr 2005 in einem gemeinsamen Behandlungs-, Verwertungs- und Ablagerungskonzept zusammenzufassen. Die Erklärung habe vorgesehen,

dass

1. die Behandlung des Gesamtaufkommens der andienungspflichtigen Abfälle beider Körperschaften in einer von der Westsächsischen Verwertungs- und Entsorgungsgesellschaft zu errichtenden mechanisch-biologischen Behandlungsanlage am Standort der Deponie Cröbern sowie

2. die thermische Behandlung von heizwertreicher Fraktion in einer Größenordnung von bis zu 80.000 t pro Jahr in einer Behandlungsanlage am Standort Gewerbegebiet Delitzsch-Südwest sowie

3. die Ablagerung aller verbleibenden Restabfälle auf der Deponie Cröbern habe erfolgen sollen.

Weiter habe die Vereinbarung vorgesehen, dass die öffentlich-rechtlichen Körperschaften sowie auf der privaten Ebene die beauftragten Dritten die entsprechenden Verträge in den nächsten Wochen behandeln und abschließen sollten. Auf dieser Grundlage habe dem Abfallzweckverband Nordsachsen, dem AVN, ein entsprechendes Beteiligungsangebot unterbreitet werden sollen. Dadurch habe der Bau der am Standort Lippendorf geplanten Müllverbrennungsanlage verhindert werden sollen, um so zusätzliche Belastungen für die Bürger in der Region zu vermeiden. Gemeinsames Ziel sei weiter gewesen, bei der Betreibung der notwendigen Abfallentsorgungsanlagen zusammenzuarbeiten. In die Gespräche sei das damalige Regierungspräsidium Leipzig von Anfang an einbezogen gewesen. Mit Schreiben vom 16.10.2002 habe dieses dem Landratsamt Delitzsch einen Entwurf einer öffentlich-rechtlichen Zweckvereinbarung übermittelt.

Nach Zustimmung durch den Kreistag des Landkreises Delitzsch am 28.11.2002 hätten der Verbandsvorsitzende des ZAW und der Landrat des Landkreises Delitzsch die Zweckvereinbarung am 11.12.2002 unterzeichnet. Mit Schreiben vom 27.01.2005 habe er, der Zeuge Fiedler, dem Regierungspräsidium Leipzig die paraphierten Verträge übergeben. Der Genehmigungsbescheid des Regierungspräsidiums datiere vom 23.05.2005. Darin werde noch einmal Stellung genommen zu den Verwertungsverträgen, zum Entsorgungsvertrag Hochkalorik und zum Entsorgungsvertrag Mittelkalorik. Dem Regierungspräsidium hätten auch die abgeschlossenen Verträge zwischen den beauftragten Dritten vorgelegen. Das seien einmal der Vertrag über die Andienung aller andienungspflichtigen Abfälle im Landkreis Delitzsch an den ZAW, zum anderen die Verträge über die Verwertung der heizwertreichen Fraktion hochkalorisch und mittelkalorisch gewesen.

Diesen Verträgen seien auch Anlagen beigefügt gewesen über die genauen Qualitätsparameter der jeweiligen Abfälle. Das habe sich bezogen auf den Energiegehalt, also hochkalorisch über 18 Kilojoule pro Kilogramm, mittelkalorisch unter 18 Kilojoule pro Kilogramm. Das habe sich dann allerdings auch auf die Feuchtigkeitsgehalte der jeweils zu verwertenden heizwertreichen Fraktion bezogen und auch auf die chemische Zusammensetzung. Es seien unter anderem auch die Chlorwerte, Manganwerte und Kupferwerte definiert worden. Später habe es genau wegen des Nichteinhaltens dieser vereinbarten Qualitätsparameter zu Schwierigkeiten zwischen WEV und KWD bei der Verwertung der heizwertreichen Fraktion geführt.

Dazu hat der Zeuge Ulrich Fiedler die Meinung geäußert, dass es nicht an den Verträgen gelegen habe, sondern dass die Qualitätsparameter der heizwertreichen Fraktion nicht ausreichend gewesen seien, um Ersatzbrennstoffe in der geforderten Qualität herzustellen. Man habe die Verträge im Jahr 2003/2004 ausgehandelt. Letzten Endes sei aber eine MBA von dem abhängig, was hineinkomme. Das sei nun mal Hausmüll. Eine Heizwertmessung im Hausmüll, die er in anderem Zusammenhang habe machen lassen, habe Werte von 2000 kcal bis 8000 kcal ergeben. Gewerbeabfälle seien ja völlig aus dem Geschäft verschwunden. Auch dadurch sei der Heizwert noch weiter gesunken. Es bestehe ja keine Andienungspflicht an die öffentlichen Körperschaften. Die Gewerbeabfälle würden zum großen Teil an Verbrennungsanla-

gen geliefert. Es hänge also vom Inputmaterial ab, das habe die WEV nicht in der Hand. Man habe wahrscheinlich mit Abfällen gerechnet, die deutlich anders gewesen seien als die nachher gelieferten. Hinzu komme eine Vereinbarung mit Sachsen-Anhalt, dass die großen Verbrennungsanlagen auch alle als Verwertungsanlagen geführt würden und daher auch Gewerbeabfälle aus dem sächsischen Raum in Richtung Sachsen-Anhalt abgewandert seien. Das habe man zum damaligen Zeitpunkt noch nicht wissen können.

In einer Ergänzungsvereinbarung zu den abgeschlossenen Verträgen von Juni 2006 sei dann generell ein neuer Preis vereinbart worden, nämlich 90 € pro Tonne. Unabhängig von der Qualität der heizwertreichen Fraktion habe die WEV danach keine Möglichkeit der Zurückweisung mehr gehabt. Andererseits habe die WEV ihrerseits gütegesicherten Ersatzbrennstoff liefern müssen. Man habe daher unter Zuhilfenahme anderer Abfälle diesen Brennstoff genau auf die geforderte Qualität der Abnehmer einstellen müssen. Dadurch und auch durch das Errichten von zusätzlichen Zwischenlagerkapazitäten sei im Jahre 2005 und anfänglich 2006 ein Schaden in Höhe von 7,5 Millionen € entstanden. Diesen habe die WEV gegen den Landkreis Delitzsch vor dem Verwaltungsgericht eingeklagt. Die Klage sei abgewiesen worden. Das Gericht habe die Auffassung vertreten, dass die Kreiswerke nicht schuldhaft gehandelt hätten, als sie – noch vor Abschluss der Zusatzvereinbarung – die Lieferung der heizwertreichen Fraktion als nicht vertragsgerecht zurückgewiesen hätten. Auch der Antrag auf Berufung sei abschlägig beschieden worden. Ein Mediationsverfahren sei nur ganz kurze Zeit gelaufen und dann von beiden Seiten abgebrochen worden. Der Landesdirektion liege eine Kündigung der öffentlich-rechtlichen Zweckvereinbarung vor. Die Landesdirektion habe eigentlich immer versucht, die Vereinbarung zusammenzuhalten, also diesem Kündigungsersuchen des ZAW nicht nachzukommen. Eine Entscheidung sei noch nicht ergangen.

Die Zweckvereinbarung sei von beiden Seiten gewollt worden. Der Landkreis habe sich davon versprochen, dass sein kreiseigenes Unternehmen, die Kreiswerke Delitzsch, auch für die Zukunft eine sichere Basis für die Herstellung von heizwertreicher Fraktion haben würde. Irgendwelcher Druck seitens des Regierungspräsidiums sei nicht ausgeübt worden.

4.3 Zeuge Holger Bauerfeind

Das hat auch der Zeuge Holger Bauerfeind bestätigt. Er hat erklärt, es habe keinerlei Druck von der Staatsregierung oder vom Regierungspräsidenten Leipzig gegeben, eine öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung abzuschließen. Das möchte er betonen. Die Orientierung der Staatsregierung sei eindeutig bis 2003 in Richtung thermische Anlage gegangen. Es habe in der Staatsregierung extra Mitarbeiter gegeben, um die Zweckverbände daraufhin zu orientieren, ein thermisches Verfahren zu wählen. Man sei etwas enttäuscht gewesen, als dann nachher im Jahr 2001 die MBA angegangen worden sei. Die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem Landkreis Delitzsch und dem ZAW sei wirklich auf freiwilliger Basis zustande gekommen. Sie sei sozusagen der öffentliche Überbau zu den privatrechtlichen Verträgen zwischen den beauftragten Dritten, sprich Westsächsische Entsorgung- und Verwertungsgesellschaft für den Zweckverband und die Kreiswerke Delitzsch für den Landkreis Delitzsch, gewesen.

III. Komplex: Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle

In den Jahren 2007 bis 2008 ist es zum Import von italienischem Hausmüll aus Kampanien nach Sachsen gekommen. Bei dem Export bzw. Import von Abfall innerhalb Europas ist ein sogenanntes Notifizierungsverfahren einzuhalten. Daran waren drei Parteien beteiligt, die übereinstimmende Dokumente auszustellen hatten, beginnend mit dem Exportland Italien über das Transitland Österreich bis zum importierenden Land Deutschland. Zuständig für den Freistaat Sachsen ist die Landesdirektion Sachsen (ehemals Regierungspräsidium). Zu den sich daraus ergebenden Fragen hat der Ausschuss sechs Zeugen vernommen, zu den Bereichen Durchführung/Transport sowie den Betriebsabläufen bei der MBA Cröbern und über die Erkenntnisse des BKA zu Abfallimporten sind weitere drei Zeugen gehört worden. Aus wissenschaftlicher Sicht haben sich zwei Zeugen geäußert, speziell zu den Importen von Hausmüll aus Kampanien und von Sonderabfällen aus Corridonia weitere zwei Zeugen, die aus Italien stammen.

1 Allgemeine Ausführungen zum Umgang mit Abfällen

1.1 Zeuge Prof. Dr. Wolfgang Spyra

Der Zeuge Professor Dr. Spyra ist vernommen worden zu folgenden Beweisfragen:

a) dass das geltende europäische Abfallverbringungsrecht teilweise mit krimineller Energie, teilweise unter Ausnutzung gesetzlicher Lücken oder Mängel in der Notifizierungspraxis und der Abfallüberwachung insbesondere in Sachsen umgangen wird und

b) dass die Abfallbehörden in den Bundesländern, in Sachsen insbesondere nach der Verwaltungsreform 2008, personell, fachlich und bezüglich des Zeitbudgets nicht ausreichend ausgestattet sind, um eine wirksame Kontrolle von Abfallimporten und -exporten sowie der Verwertung oder Deponierung zu gewährleisten.

Zu seinem fachlichen Hintergrund hat der Zeuge bekundet, er habe im Jahre 1981 an der Technischen Universität in Berlin promoviert und danach von 1981 bis 1983 das Präsidialamt der Technischen Universität Berlin geleitet. Dann sei er für zehn Jahre zur Polizei gewechselt und sei beim Polizeipräsidenten in Berlin für die Polizei- und Kriminaltechnik zuständig gewesen. Insbesondere sei er Direktionsleiter für die Entwicklung von Strafaufklärungsverfahren gewesen. Dann sei er 1994 an die brandenburgische Technische Universität gewechselt und dort zum Professor für Altlasten berufen worden. In dieser Zeit habe er Anteil gehabt am Aufbau der Untersuchung des Bereichs der Umweltkriminalität beim Polizeipräsidenten in Berlin. Das sei nachher eine eigenständige Abteilung geworden. Trotzdem habe er mit Umweltfragestellungen reichlich zu tun gehabt und auch Expertisen erstellt und sei auch persönlich in dem einen oder anderen Fall eingebunden gewesen.

Bei der brandenburgischen Technischen Universität sei das Fachgebiet Altlasten eng verbunden mit der Abfallwirtschaft. Das heiße, sie würden versuchen, in diesem Bereich zu erkennen, wo es Defizite in der Natur gebe, wo die Natur gestört sei, insbesondere unter anthropogenen Bedingungen. Das heiße also, sie würden versuchen, vom Menschen verursachte Schäden zu erkennen, zu beschreiben, zu dokumentie-

ren, zu reparieren, zu sanieren und dann letzten Endes auch zu überwachen. In diesem Zusammenhang sei er mehrfach für Finanzgerichte, Strafgerichte und auch Staatsanwaltschaften als Sachverständiger tätig geworden.

Der Zeuge hat sich zu den Beweisfragen wie folgt geäußert:

Zu den speziellen Fällen in Sachsen könne er nichts bezeugen. Er kenne die Situation in Sachsen nicht so gut und fühle sich nicht in der Lage, aufgrund seines Kenntnisstandes strukturelle Defizite aufzuzeigen.

Grundsätzlich sehe er das so, dass das Erkennen von Schadstoffen in der Umwelt nicht immer ganz einfach sei. Es bedürfe einer gewissen Sachkunde. Bei der Entsorgung/Beseitigung von Abfällen habe man im Grunde genommen nur wenige Möglichkeiten. Das wichtigste sei vielleicht die energetische Versorgung, weil die dort entstehenden Schadstoffe über die TA Luft geregelt seien und es eine Überwachungsfrage sei, wie diese Anlagen funktionieren würden. Es passiere ja auch in regelmäßigen Abständen, dass sie nach dem Bundesimmissionsschutzgesetz überprüft würden.

Es sei sozusagen der eine Weg, dass man eine thermische Verwertung vornehme und auf diese Art und Weise Risikostoffe beseitige. Vor vielleicht 30 Jahren habe man damit begonnen zu erkennen, dass allein die Temperatur zur Zersetzung von bestimmten Schadstoffen nicht ausreiche. Sie seien immer von der Vorstellung ausgegangen, dass bestimmte gefährliche Moleküle, zum Beispiel polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe (Dioxine), in die Atome zerfallen. Dann würden sich die Atome erinnern, was sie einmal gewesen seien, und rekombinieren. Diese Probleme seien hinreichend gelöst, so dass der Stand der Technik sei, dass man bei der energetischen und bei der thermischen Entsorgung keine Probleme habe, sofern die Anlagen im Sinne der Genehmigung auch arbeiten würden.

Das Problem bei diesen Anlagen sei im Augenblick, dass es nicht genügend Material zur Entsorgung gebe. Das führe manchmal zu merkwürdigen Erscheinungen, wie man dann versuche, die Verträge zu erfüllen.

Der zweite Punkt sei die Kompostierung. Das sei die Rückgewinnung von Naturstoffen, insbesondere von natürlichen Düngern. Auf diese Art und Weise würden kompostierbare Teile, Pflanzen oder tierische Reste, wieder zu organischen Stoffen, die im Sinne eines Kreislaufwirtschaftsgesetzes zu verwenden seien. Auch hier gebe es Defizite, die man erst später erkannt habe.

Ein Regierungspräsidium in Deutschland habe die Biotonne abschaffen müssen, weil die Fruchtziehung der Menschen und die daraus entstehenden Abfälle bereits so viele Schwermetalle enthalten hätten, dass der Kompost Sonderabfall sei.

Ein wesentlicher Punkt der Entsorgung sei das Kreislaufwirtschaftsgesetz. Da würden sie auf Recycling oder „reuse“ setzen, das heiße auf Wiederverwendung des Materials oder des Produkts wie etwa einer Bierflasche.

Zum Beispiel würde der Rückbau im Wohnungsbau mit Betonelementen dazu führen, dass man diese normalerweise auf eine Bauschuttdeponie bringen müsse. Die Materialien im Wohnungsbau seien aber von der Güte er so hochwertig, dass es keinen Sinn mache, wenn dieses wertvolle Gut nicht genutzt würde. Man baue es im Straßenbau ein. Neuere Forschungen würden dahin gehen, dass man dieses Gut auf-

mahle und als Recyclingmaterial dem Frischbeton zusetze und auf diese Art und Weise Ressourcen spare.

Dann gebe es die Verbringung im Bergbau. Schadstoffe dürften dort nicht abgelagert werden. Die Annahme von Materialien im Bergbau diene dazu, ehemalige Strukturen, die mal geologisch von dort herstammen würden, funktionell wieder einzurichten, damit dieser große Eingriff im Bergbau Schäden teilweise kompensiere und die Natur auf diese Art und Weise ein geringeres Defizit habe, als wenn man einfach einen Bergbau wieder mit Materialien verfülle. Man wisse, dass es Sondermülldeponien in Herfa-Neurode gebe, wo man ganz extreme Dinge ablagern könne. Man wisse auch, dass Stollen verfüllt werden dürften, wenn dazu bestimmte Voraussetzungen vorliegen würden.

Die letzte Möglichkeit sei, wenn gar nichts mehr gehe, dass man das Material Deponien andiene. Es gebe da unterschiedliche Klassen, je nachdem, welche Dinge abgelagert werden sollten. Das richte sich nach der Zulassung. Der Betreiber dürfe nur annehmen, wozu er auch berechtigt worden sei. Auch da gebe es die Defizite.

In Brandenburg werde berichtet, dass Betreiber von Bergbau kontrolliert worden seien und ganze Annahmeteile von ihnen wieder hätten ausgebaut werden müssen. Diese seien nicht abgesichert gewesen und hätten den behördlichen Vorgaben nicht entsprochen

Wenn man zu Hause die Grillwurst über dem Grill brate, könne man bereits mit dem abtropfenden Fett Schadstoffe produzieren. Wenn man das kommerziell mache, würden in einem Imbissgeschäft regelmäßig Fette anfallen. Die Temperaturen seien meist unter 300°. Das seien keine dioxinbildenden Bedingungen. Es könne durchaus sein, dass das aufgefangene Fett Zersetzungsprodukte wie Dioxine oder dioxinähnliche Substanzen enthalte. Der Betreiber des Imbisses sei nach dem Kreislaufwirtschaftsgesetz verpflichtet, diese Materialien wieder in den wirtschaftlichen Kreislauf zu führen. Fett sei ein Wertstoff. Der eine Teil gehe vielleicht in die Kosmetik, der andere in die Tierfutterverwertung.

Wenn jetzt der Endverbraucher seine Hühnerschenkel bekomme und die zuständige Kontrollbehörde feststelle, dass darin Dioxin enthalten sei, müsse das Lebensmittel aus dem Verkehr gezogen werden, wenn die Konzentrationen überschritten seien. Die Exekutive habe damit eigentlich ihr Ende gefunden, der Fall sei erledigt. Er dürfte aber für die zuständigen Stellen hier nicht enden, weil ein Huhn nicht nur Schenkel habe. Man müsse sich hier Gedanken machen und fragen, welche Untersuchungen noch zu machen seien. Der Unwissende würde sagen, er untersuche Kopf, Teile und Ähnliches. Der Kundige sage: Wo sind denn eigentlich die lipophilen Teile, also diese fettlöslichen Teile, die das Dioxin lösen. Das sei das Ei.

Prompt hätten sie nach den dioxinbelasteten Hühnerschenkeln auch Dioxine in Eiern gefunden. In diesem Fall habe sich der Fall zu einer Straftat stilisiert, weil ein Unternehmer noch dioxinhaltige Substanzen in die Futtermittel gemischt habe. Die Aufklärung sei relativ einfach, weil die Unterschiede in der Zusammensetzung der polyzyklischen aromatischen Kohlenwasserstoffe – zukünftig Schadstoffe genannt – aus dieser Herstellungsart anders seien als bei den technischen, die dadurch entstehen würden, dass man Schaltöle aus Bulgarien oder sonst vorher in Deutschland aufarbeite, was auch ganz normal und gut sei und Stand der Technik.

Man müsse aber erst den Verdacht schöpfen können. Hier fehle es ihm, so hat der Zeuge Prof. Dr. Spyra weiter ausgeführt, in der ganzen Abfallentsorgung an einer gewissen Bösgläubigkeit der Behörden, die dafür verantwortlich seien. Diese müssten sich fragen, was sie eigentlich tun könnten, um Klarheit zu schaffen. Sie seien ja nicht unfähig, aber leistungsmäßig limitiert. Man kenne ja die Haushaltsdiskussionen und die Konsequenzen daraus. Dazu gebe es dann für die Behörde die Möglichkeit von Überlastungsanzeigen oder ähnlichen Dingen. Wenn die Kassen leer seien, könne man nicht mehr tun als vielleicht im Augenblick, es sei denn, es gebe eine Aktualität, der man nachgehen müsse.

Der Inhaber eines Döner-Imbiss wisse nichts davon, dass er solche Schadstoffe produziere. Derjenige, der die kriminelle Energie habe, wisse sehr wohl, was er tue, weil er daraus einen wirtschaftlichen Vorteil schöpfe. Dieser bestehe darin, dass er dioxinhaltige Materialien, die er mit einigen 100 €, gelegentlich auch über 1000 € pro Tonne teuer entsorgen müsse, in den wirtschaftlich wertvollen Kreislauf eingebe und dafür sogar noch Geld erhalte. Man könne aber die kriminelle Energie jemandem nicht an der Nasenspitze ansehen, es bedürfe dazu Kontrollen.

Dazu kämen die Schwermetalluntersuchungen, denn es gebe auch in Futtermitteln Schwermetallgehalte, die zum Beispiel aus den Fischen kommen würden. Diese hätten Quecksilberanteile. Daran denke man nicht. Es gebe auch Pestizide und Herbizide in den Fischen, die sich dann alle in den Lebensmitteln wiederfinden würden. Er wolle damit sagen: Das sei ganz komplex.

Der Schluss sei eigentlich: Warum mache man dann auch noch die bakteriologische Untersuchung? Kürzlich habe man bei einer Untersuchung in sechs von 20 Proben Bakterien festgestellt, welche die unangenehme Eigenschaft gehabt hätten, dass sie antibiotikaresistent gewesen seien.

Das Ende der polizeilichen Ermittlung sei: „Ich habe den Fall aufgeklärt.“. Aber es bleibe ein Überhang zwischen den Aufsichtsbehörden und den politisch Verantwortlichen, das eigentlich zu erkennen und auch die Politik zu beraten und zu sagen: „Da müsstet Ihr etwas tun.“

Die extreme kriminelle Energie mache er an einem anderen Beispiel fest. Es gebe die Art, etwas beizumischen und auf diese Art und Weise zu entsorgen. Ihm sei aus seiner Zeit bei der Berliner Polizei bekannt, dass jemand Altöl angekauft habe für 10, 20 oder 30 € pro Tonne, denn es sei ja eine energetische Substanz, die man verwerten könne. Gleichzeitig habe er als Entsorgungsbetrieb Arsenabfallschlämme angenommen, bei denen er für die Tonne 1.000 bis 1.500 € für die Entsorgung hätte bezahlen müssen. Wenn er dem Altöl vielleicht 10 oder 20 % Arsenabfall zusetze, mache er auf diese Art und Weise noch Profit. Das sei nur durch Zufall rausgekommen, weil ein Fass leckgeschlagen gewesen sei.

Durch solche Zufälle würden Dinge aufgedeckt. Das sei von vornherein so nicht zu erkennen, aus seiner Sicht fehle es den Behörden an Bösgläubigkeit, die Verdachtsmomente aus einem Anfangsverdacht fortzuführen und Aufklärung zu betreiben.

Die Spitze der kriminellen Energie sei, wenn ein Produkt auf den Markt gebracht werde, das einen Ursprung habe, der gar nicht da sei. So gebe es zum Beispiel auf dem internationalen Markt Apfelsaft, der nie einen Apfel gesehen habe. Er schmeckte genau wie Apfelsaft. Den einzigen Unterschied könne man nur im Labor feststel-

len. Die optische Drehung dieser Lösung sei unterschiedlich bei dem synthetischen Saft gegenüber dem natürlichen Apfelsaft. Wie solle jemand eigentlich darauf kommen, dass hier ein Betrug vorliege.

Er wolle damit sagen: Erstens sei es schwer, solche Verdachtsgewinnung überhaupt durchzuführen. Das Zweite sei, dass es einen technischen Aufwand bedeute, diese Untersuchungen durchführen zu können, die würden Geld kosten. In den Anfängen der Dioxinproblematik habe eine Untersuchung zwischen 200 bis 400 € pro Probe gekostet. Wenn man ein Haufwerk zu beproben habe, sei das eine Zahl, welche die Staatsanwaltschaft kaum finanzieren könne. Mit nur einer Probe allerdings würde man eigentlich jeden Prozess verlieren.

Im Tagebau oder Bergbau bedürfe der Betrieb einer Deponie und auch die Annahme von Schadstoffen einer Zulassung. Dafür seien die Landesbergämter zuständig. Die erforderlichen Untersuchungen würden auf der LAGA beruhen, diese würde bestimmte Untersuchungen empfehlen.

Er wolle ein drastisches Beispiel dazu geben, wie schwierig es sei, auch einfache Materialien zu entsorgen: Es gebe ein Tiefbauvorhaben in Berlin. Dort würden Stützwände durch Einspülen – ein ganz übliches Verfahren – vorgenommen, für dieses Düsenstrahlverfahren nehme man eine Zementschlempe, ein Kalksteinmehl und Bentonit. Bentonit sei ein natürlich vorkommendes Mineral und werde nur zu 3 % beigemischt. Das Kalksteinmehl sei ein Naturprodukt und lediglich aufgemahlen, Zement sei ein Produkt, das aus dem Drehrohrofen komme und auch aufgemahlen werde und dann eine Bindekraft habe. Dieses Material solle nun entsorgt werden, und zwar in einer Größenordnung von zunächst einmal 40.000 t, letzten Endes in den nächsten Monaten von 400.000 t. Da sage das Landesbergamt: sowie Bentonit enthalten sei, werde das Material für jeglichen Bergbau tabu. Es werde nichts eingelagert mit Bentonit, auch wenn dieses nur zu 3 % enthalten sei. Im Gegensatz dazu dürften bei Baustoffresten mit Erde zusammen bis zu 10 % Baureste enthalten sein, das könne ganz normal in einer Deponie eingebaut werden.

Für die Ablage im Bergbau sei die „K.o. Bedingung“, dass Bentonit, ein natürliches Mineral, nicht enthalten sein dürfe, es gebe keine geologische Formationen, die gestatten, dass dieses eingebaut werde, um die ökologisch wirksamen Strukturen wiederherzustellen.

Jetzt stelle man fest, dass die entsprechende Deponieklasse Z 2 sei, das sei die „böseste“, die richtig Geld koste. Das heiße, man müsse auf eine Deponie der Klasse DK II gehen. Dabei habe man erstens hohe Transportkosten. Die würden pro Tonne ungefähr zwei Euro betragen. Wenn man das bei 400.000 t hochrechne, komme man schon mal über eine Million €. Dann nehme natürlich der Abnehmende mindestens – denke er mal – 50 € pro Tonne.

Der öffentliche Auftraggeber hätte in diesem Fall eigentlich in der Ausschreibung kenntlich machen müssen, dass größere Mengen anfallen würden. Die Kommunikation habe in diesem Fall nicht funktioniert. Dort sitze also ein Unternehmen auf Abfällen, von denen man sich nicht habe vorstellen können, dass sie nur so teuer zu entsorgen seien. Er wolle damit wieder sagen, dass der Teufel im Detail liege und dass es Kommunikation geben müsse zwischen den Behörden und den Betrieben, die wirtschaftlich davon leben würden. Diese Kommunikationsdefizite müssten auf politischer Ebene diskutiert werden. Denn alle anderen Entsorgungsmöglichkeiten würden auf Straftaten hinauslaufen.

Wie wird man Sachverständiger in kriminaltechnischen Untersuchungen? Es gebe zwei Möglichkeiten. Bei der Polizei und beim Zoll sei es im Grunde genommen ein „closed Job“. Das heiße, Polizei und Zoll würden die eigenen Sachverständigen ausbilden. Das geschehe auf zwei Arten. Der Polizist, der ein naturwissenschaftliches Interesse zeige und Fähigkeiten nachweise, werde zu Kursen zu Landeskriminalämtern oder zum Bundeskriminalamt geschickt und werde dann durch die Zahl der Kurse, die er belegt habe, zu einem Sachverständigen. Er müsse ja oft genug vor Gericht auch belegen, wie er sich diese Sachkompetenz erarbeitet habe.

Die andere Möglichkeit sei der Seiteneinsteiger, der Naturwissenschaftler oder Ingenieur, der dann auf die polizeilichen Belange hin „getrimmt“ werde. Es gebe aber in Deutschland keine Universität, die diese Sachverständigen ausbilde – mit einer Ausnahme, das sei die Fachhochschule Siegen. Dann gebe es noch im Süden Deutschlands eine Ausbildungsmöglichkeit im Bereich Computerkriminalität. Die Gerichte würden darunter leiden, dass nicht genügend Sachverständige und Sachkundige zur Verfügung stehen würden, um bestimmte Straftaten aufzuklären, genauso wie die Staatsanwaltschaften.

Sie hätten an der brandenburgischen Technischen Universität eine Fakultät, in der die Umweltwissenschaften angebunden seien, wo diese auch gelehrt würden. Es würden dort Ingenieure ausgebildet werden, aber nicht in der Forensik. Seit zwei Jahren gebe es einen Studiengang „Forensic Sciences and Engineering“, den Leute, die bereits einen Beruf erlernt hätten, als Aufbaustudiengang wählen könnten. Sie können sich dann empfehlen für künftige Arbeitgeber wie Banken, Versicherungen, Polizei usw.

Bei Bränden müsse man einfach mit kriminaltechnischem Sachverstand herangehen. Bei einer Brandstiftung sehe man: „aha, da sind mehrere Brandnester“, oder man sehe an der Beaufschlagung des Rußes an der Wand, wenn er tief sei, sei es Brandstiftung, wenn er hoch liege, sei das ein ganz normaler Brand. Wenn es an mehreren Stellen gleichzeitig brenne, mache das normalerweise einen anthropogenen Eindruck.

Bei den gepressten Ballen könne man durch Temperaturmessung Gefahrenabwehr betreiben. Das sei Qualitätsmanagement. Man müsse heute nicht überall Thermometer hineinstecken, sondern habe Strahlungsthermometer und messe die Temperatur wie mit einer Pistole.

Was die Wirtschaftskriminalität anbelange, gebe es ja auch ein Interesse unserer Wirtschaft, der Entsorgungswirtschaft, die geschädigt werde. Kriminelle Energie könne man nicht planmäßig vorhersehen. Zum Beispiel: Ein pfiffiger Krimineller lasse sich die Abnahme von Altreifen mit fünf oder zehn Euro pro Reifen bezahlen und miete dann eine Scheune für 50 € im Monat und erkläre dem Vermieter, die Reifen würde er sammeln, es komme ein Güterwagenzug und bringe das alles gen Osten, wenn die Scheune voll sei. Nachdem dieser Kriminelle sich aus dem Staub gemacht habe, sei der Vermieter zur Entsorgung der gesamten Reifen in der Scheune verpflichtet.

Eine Lücke im europäischen Abfallrecht ergebe sich, wenn das, was deklariert sei, nicht das sei, was versendet werde. Das sei eine Kontrollgeschichte. Der Hauptansatzpunkt sei, dass die Kontrollfunktion nicht ausreichend ausgeübt werde. Es gebe bei dem Bundesamt für Güterverkehr (BAG) ein Kontrolldefizit.

Ein Problem sei die fehlende Fachkompetenz am Ende der Kette. Es reiche nicht, den Abfallschlüssel zu kennen, sondern man müsse auch das Analyseprotokoll haben, damit man das nachvollziehen könne.

Anfangs hätten sie bei der Ausbildung von Umweltingenieuren in Brandenburg den Studenten ermöglicht, mit der Belegung von bestimmten Vorlesungen und Praktika die Voraussetzungen zu schaffen, Umweltbeauftragte im Sinne des Abfallbeseitigungsgesetzes zu werden. Ihnen habe dann nur noch die zweijährige Praxis gefehlt, dann hätten sie den offiziellen Bescheid von der Industrie- und Handelskammer bekommen: „Du bist Sachverständiger oder Du bist Abfallbeauftragter oder Du bist Strahlenschutzbeauftragter."

Das sei eine Ausbildung, die er für sie sehr wichtig halte, die aber aufgrund der Berufungspolitik nicht mehr möglich sei. Es habe auch bei ihnen Einschnitte bei der Besetzung von Professuren gegeben.

Es sei aus seiner Sicht möglich zu prüfen, inwieweit man Kontrollfunktionen mit in die Ausbildung nehme, so dass Absolventen bereits eine Zertifizierung haben könnten, wenn sie dann die praktische Erfahrung noch zusätzlich hätten. Dafür gebe es Richtlinien, die er im Detail nicht kenne. Er meine, es seien zwei Jahre, in denen man praktisch nachweisen müsse, dass man dieses oder jenes erfülle, um das entsprechende Zertifikat zu bekommen.

Aus der Sicht der Wissenschaft sehe er Defizite zum Beispiel darin, dass es nicht ausreichende Schulungen gebe. Man sehe ja nicht von vornherein einem Abfall an, ob er noch thalliumhaltig sei oder nicht. (Das sei ein extremes Gift). Die rechtliche Dimension könne er aber nicht einordnen, weil er kein Jurist sei.

Bei den Notifizierungsverfahren halte er das institutionelle Kontrollregime im Prinzip für ausreichend. Man könne nicht jeden einzelnen Vorgang prüfen, es seien ja Behörden, die nach bestimmten Richtlinien vorgingen. Da müsse eine Behörde der anderen Behörde auch vertrauen. Der Absender im Ausland gebe vor, eine bestimmte Qualität von Abfall zu versenden. Das dokumentiere er, das müsse er auch. Dann sei die Deponie verpflichtet, vorab zu prüfen, ob sie das einlagern dürfe. Wenn die Lieferung komme, sei sie verpflichtet, von jeder Probe eine Untersuchung zu machen und dies zu dokumentieren, und zwar in Form von Rückstellproben. Wenn sich herausstelle, dass es etwas „Böses" sei, werde eine Anzeige geschrieben, dann sei es Sache der Staatsanwaltschaft, diesen Vorwürfen nachzugehen. Wenn zwei Unternehmen sich einig seien, gemeinsame Sache zu machen und kollektiv zusammenzuwirken, sei das eine kriminelle Handlung, die dann auch nur durch Zufall auffalle. Das heiße, es müsse unabhängige Kontrollen geben. Dazu seien unsere Behörden auch in der Lage, diese müssten unangemeldet durchgeführt werden. Unser System reiche aus seiner Sicht aus. Es müsse nur exekutiert werden. Die Probendichte müsse in einem sinnvollen Verhältnis zu den eingelagerten Mengen stehen. Das könne man ja festlegen.

Die Straftaten in diesem Bereich würden aber aus seiner Sicht nach deutschem Recht zu schwach geahndet. Das könne man an den ganzen Pleiten auf den Deponien sehen. Wer sei denn da strafrechtlich belangt worden?

Zu Kick-Back-Geschäften im Zusammenhang mit Abfallimporten könne er nichts sagen. Diese seien zu seiner Zeit noch kein Thema gewesen.

1.2 Zeuge Dr. Joachim Wuttke

Der Zeuge Dr. Joachim Wuttke ist vernommen worden zu folgenden Beweisfragen:

a) dass das geltende europäische Abfallverbringungsrecht teilweise mit krimineller Energie, teilweise unter Ausnutzung gesetzlicher Lücken oder Mängel in der Notifizierungspraxis und der Abfallüberwachung insbesondere in Sachsen umgangen wird und

b) dass die Abfallbehörden in den Bundesländern und in Sachsen insbesondere nach der Verwaltungsreform 2008 personell, fachlich und bezüglich des Zeitbudgets nicht ausreichend ausgestattet sind, um eine wirksame Kontrolle von Abfallimporten und -exporten sowie der Verwertung oder Deponierung zu gewährleisten.

Der Zeuge hat angegeben, er sei von der Ausbildung her Diplomchemiker und im Umweltbundesamt wissenschaftlicher Angestellter als Fachgebietsleiter. Er leite ein Fachgebiet, das sich beschäftige mit kommunaler Abfallwirtschaft, mit dem Management gefährlicher Abfälle, und das gleichzeitig die Anlaufstelle gemäß dem Baseler Übereinkommen sei. Diese leite er jetzt auch seit 20 Jahren. Das sei die zentrale Stelle, die in der Bundesrepublik Deutschland aufgrund völkerrechtlicher und europäischer Vorgaben eingerichtet worden sei. Das europäische Recht sehe eine solche Stelle für die Genehmigung von Abfalltransporten durch das jeweilige Land, also für Transitvorgänge, vor, somit seien sie die einzige Stelle im Bund mit abfallwirtschaftlichem Vollzug.

Alles, was Abfallimporte und -exporte angehe, sei ausdrücklich den Bundesländern zugewiesen worden. Sie hätten im Rahmen der Anlaufstelle verschiedene Aufgaben hinsichtlich der Erfassung von Daten und deren Aufbereitung. Sie seien Anlaufstelle für alle, angefangen vom Bürger über beteiligte Behörden bis hin zur Wirtschaft in allen Fragen im Zusammenhang mit der grenzüberschreitenden Verbringung. Was sie ausdrücklich nicht seien: Sie seien nicht Schiedsrichter oder irgendjemand, der Einfluss auf Entscheidungen anderer Stellen in der Bundesrepublik Deutschland nehmen könne, jedenfalls nicht unmittelbar. Aber über ihre Tätigkeit der Beratung, ihre Internetseite und die Informationen, die sie sammeln und verbreiten, würden sie natürlich versuchen, auch den Vollzug in der Bundesrepublik Deutschland ein bisschen einheitlicher hinzubekommen.

Innerhalb ihrer Tätigkeit spiele natürlich auch die Berichterstattung über illegale Verbringungen eine gewisse Rolle, die sie per Abfrage bei den zuständigen Stellen der Bundesländer durchführen würden, um ihrer Berichtspflicht gegenüber den internationalen Organisationen in diesem Punkt Genüge zu tun.

Sie würden sich aktiv mit den Vollzugsbehörden der Länder vernetzen, sei es allgemein durch Schriftverkehr und Auskünfte am Telefon, sei es durch ein Treffen, das sie einmal im Jahr durchführen und zu dem sie alle Vollzugsbehörden einladen würden. Das diene auch dem Informationsaustausch. Sie würden dazu auch einige Vertreter aus den umliegenden europäischen Staaten einladen, um Fragen der grenzüberschreitenden Verbringung von der Abfalleinstufung bis zum Verwaltungsverfahren mit den Kolleginnen und Kollegen zu diskutieren. Über diese Diskussion würden sie wiederum versuchen, ein relativ einheitliches Verwaltungsverfahren in der Bundesrepublik Deutschland hinzubekommen. Das habe seine Grenzen, weil alle Behörden in ihrer Entscheidung im gesetzten rechtlichen Rahmen autonom seien.

Natürlich würden sie auch Ihre fachlichen und rechtlichen Auffassungen auf Anfrage vertreten. Das sei etwa der Fall, wenn sie zu einer Abfalleinstufung angefragt wür-

den, etwa durch Behörden, durch Bürger oder durch die Industrie. Die von ihnen vertretene fachliche Auffassung stehe allerdings dann unter dem Vorbehalt, dass diejenigen Verwaltungsbehörden in den Bundesländern, die betroffen seien, sich dieser Auffassung anschließen würden. Sie würden nicht nur auf Anfrage tätig, sondern auch, wenn sie erkennen würden, dass sich ein Thema durch verschiedenste Vorgänge sozusagen entwickele und immer mehr in den Vordergrund trete.

Sie würden allerdings in Zeiten knapper Kassen und durch den Ruf nach Bürokratieabbau gedrückt werden, ihr Handlungsspektrum zu konzentrieren und einzuengen. Ihr Thema sei hochkomplex, sowohl vom rechtlichen Rahmen her als auch von der davon betroffenen Abfallwirtschaft. Es erfordere eigentlich entsprechende Fachkenntnisse, die man sich auch in einer gewissen Zeit erst erarbeiten müsse. Sie seien dadurch etwas entlastet, dass sie für ihre Vollzugstätigkeit Gebühren einnehmen würden und das im Haushalt auch so ausgewiesen werde, dass es ausdrücklich wiederum dem Vollzug zugutekommen müsse. Das erleichtere ihnen ein bisschen das Management.

Nur in ganz wenigen Fällen habe er erlebt, dass Landesbehörden zusätzliches Personal eingestellt hätten. Das sei einmal in Hamburg der Fall gewesen und habe sich aus der Situation ergeben, dass Hamburg einen Hafen habe, über den sehr viel exportiert werde.

Das Umweltbundesamt sei eine wissenschaftliche Behörde. Da sie gesehen hätten, dass es in der Abfallverbringung, insbesondere im Export, immer wieder zu Problemen komme, hätten sie zwei Gutachten erstellen lassen. Das eine, das teilweise auf den Vollzug und auch die dort bestehenden Probleme eingehe, habe zum Thema gehabt: „Optimierung der Steuerung und Kontrolle grenzüberschreitender Stoffströme bei Elektroaltgeräten und Elektroschrott“.

Im Anschluss daran sei von denselben Gutachtern ein zweites Gutachten erstattet worden zu der Frage „Steigerung der Ressourceneffizienz durch effiziente Kontrollen von Abfallverbringungen“. Kernpunkt dieser Studie sei vor allen Dingen die Frage gewesen, wie alle Beteiligten in der Bundesrepublik Deutschland auf Behördenseite aufgestellt seien und welche Möglichkeiten der Verbesserung es gebe.

Das Ganze sei auch in den entsprechenden Gremien von Bund und Ländern diskutiert worden, sprich in der Bund-Länder-Arbeitsgemeinschaft Abfall (LAGA), im Abfalltechnikausschuss und im Hauptausschuss der LAGA. Dort seien die Empfehlungen aus diesen Gutachten auch besprochen worden. Sie würden reichen von der Optimierung des Vollzugs des geltenden Rechtes über die Frage, ob man genügend kontrolliere, über die Zuständigkeit und die Verfahrensweisen, Verbesserung der Zusammenarbeit, Möglichkeiten, auf bestimmte Datenbanken zurückzugreifen bis zur Fragestellung, wie man eventuell das Recht weiterentwickeln könnte.

Auffällig sei, dass diese Diskussionen sehr zentriert seien auf den Export von Abfällen und weniger auf Fragen des Imports. Er merke das immer wieder, wenn er in Vorträgen die Statistik darstelle und deutlich mache, dass die Bundesrepublik Deutschland seit dem Jahr 2000 ein Nettoimporteur sei, der insgesamt ca. 8 Millionen Tonnen Notifizierungsabfälle pro Jahr importiere. Es gebe immer einen „Aha-Effekt“, weil man offensichtlich im Langzeitgedächtnis habe, dass man doch einmal eine Exportnation gewesen sei.

Er glaube, dass das daran liege, dass sich das Recht zur grenzüberschreitenden Abfallverbringung in einer Zeit entwickelt habe, in der es sehr viele Exporte aus indust-

rialisierten Staaten in weniger industrialisierte Staaten gegeben habe, die einzig und allein den Zweck gehabt hätten, „das Zeug loszuwerden gemäß dem ersten Hauptsatz der Abfallwirtschaft: Abfall sucht sich immer das billigste Loch“.

Das sei der Ausgangspunkt für Verhandlungen auf europäischer Ebene gewesen, die letztlich zu einem Regelungsgeflecht geführt hätten. Daran seien auch Nichtregierungsorganisationen wie unter anderem Greenpeace beteiligt gewesen. Aufgrund der alten Erfahrungen habe man das Recht so konstruiert, dass die Exportkontrolle im Vordergrund gestanden habe und immer noch stehe. Die Gründe dafür seien offensichtlich, denn in vielen Importstaaten habe es keine funktionierende Verwaltung gegeben, das Problem sei die Korruption gewesen.

Ein weiterer Grund dafür, dass der Export immer noch im Vordergrund stehe, sei die Rücknahmepflicht des exportierenden Staates. Wenn also Abfälle zurückzunehmen seien und der Exporteur nicht mehr verfügbar sei, müsse der Staat für die Rücknahme einstehen.

Heute im Export auftauchende Probleme, „Gebrauchsgüter versus Abfall“, würden jetzt hoffentlich über die Novelle der Europäischen Richtlinie zu Elektroschrott und die dann folgenden Novelle des Elektrogesetzes gelöst werden, indem man sehr strikte Anforderungen daran stelle, was exportiert werden könne – unter Umkehrung der Beweispflicht. Das könnte zumindest für den europäischen Rechtsraum eine Verbesserung sein. Importe hätten eigentlich nie so stark im Interesse gestanden, wenn es auch immer mal wieder illegale Importe gegeben habe.

Daher habe der Bundesgesetzgeber im Abfallverbringungsgesetz, das relativ schlank sei, alle Verfahrensregelungen übernommen, die im Grunde genommen schon in der Europäischen Verbringungsverordnung abgebildet seien. In § 4 Abs. 4 werde dem Betreiber der Anlage eine ganz besondere Pflicht auferlegt. Er sei dafür verantwortlich, beim Abfalleingang zu überprüfen, ob das, was er annehme, immer auch das sei, was auf dem Papier stehe. Sofern das nicht der Fall sei, habe er unverzüglich die zuständige Behörde vor Ort zu informieren. Es gebe also durchaus ein paar Steuerungsmöglichkeiten im Recht. Das Ganze aber auf UN-Ebene voranzubringen, sei das „Bohren ganz dicker Bretter“, weil vom Einstimmigkeitsprinzip der über 170 Vertragsparteien auszugehen sei. Da sei die Tendenz nicht besonders ausgeprägt, etwas zu ändern. Das sei auf europäischer Ebene schon einfacher, da die Europäische Verbringungsverordnung das Völkerrecht umsetze und europäisches Recht schaffe, dass unmittelbar anzuwenden sei. Da bestünde natürlich die Möglichkeit, unsere Regelungen entsprechend anzupassen.

Ergänzend hat der Zeuge Dr. Joachim Wuttke bekundet, sie würden immer Kenntnis davon erhalten, wenn ein Bundesland einen Import oder Export genehmigt habe, früher durch Übersendung von Papier und heutzutage überwiegend elektronisch.

Im vorliegenden Falle habe es mit der Behörde vor Ort keinen Schriftwechsel gegeben. Sie hätten nur im ganz normalen Informationsaustausch Kenntnis von den Verbringungsvorgängen aus Italien nach Sachsen bekommen. Darüber hinaus würden sie einmal im Jahr nachfragen, ob es irgendwelche illegalen Vorgänge gegeben habe. Wenn es die gebe, würden sie die auch in die Statistik einstellen, die an die entsprechenden Gremien des Baseler Übereinkommens und an die EU ginge. Das Ganze sei – soweit ihm bekannt sei – überwiegend öffentlich zugänglich. Konkrete Erkenntnisse darüber, ob das geltende europäische Abfallverbringungsrecht besonders in Sachsen mit krimineller Energie unter Ausnutzung gesetzlicher Lücken oder Mängel in der Notifizierungspraxis und der Überwachung umgangen werde, würden

ihm nicht vorliegen. Das gelte auch für die Frage nach der Leistungsfähigkeit der sächsischen Verwaltung nach der Verwaltungsreform im Hinblick auf eine wirksame Kontrolle von Abfallimporten und -exporten und der Verwertung und Deponierung (Beweisfrage b).

Abstrakt habe er sich ja schon allgemein dazu geäußert, dass der Vollzug des Abfallrechts nicht nur in Sachsen, sondern auch in anderen Bundesländern teilweise nicht angemessen ausgestattet sei.

Bei den Besprechungen mit den Nachbarländern würde Italien nicht mit am Tisch sitzen. Diese würden in deutscher Sprache stattfinden. Ein Teilnehmer müsse also der deutschen Sprache mächtig sein. Standardmäßig würden Österreich und die Schweiz teilnehmen, ferner eine Kollegin aus der Wallonie, die aus der deutschen Minderheit komme, ein Kollege aus der OVAM, beides Belgien, die Kollegen aus den Niederlanden und der Kollege aus Schweden, der ein geborener Deutscher sei. Sie hätten auch schon Kollegen aus Polen dabei gehabt, als die jemanden gehabt hätten, der Deutsch gesprochen habe.

Die Kommunikation mit den italienischen Behörden sei grundsätzlich sehr schwierig. Das habe bei ihnen nur deswegen einigermaßen funktioniert, weil eine seiner Mitarbeiterinnen einmal Italienisch gelernt habe.

Sie hätten natürlich auch ein Gremium auf europäischer Ebene, das die Kommission einlade. Da sei immer ein Vertreter des Bundes einschließlich der Bundesländer von deutscher Seite dabei, ferner die Vertreter aus allen EU-Mitgliedstaaten. Dort werde alles in Englisch verhandelt. Das sei das Gremium, das im Grunde genommen die Kommission zu Fragen der Abfallverbringung berate und in dem auch entsprechende Interpretationsdokumente wie Anlaufstellenleitlinien erarbeitet würden, um eine möglichst einheitliche Vorgehensweise in der europäischen Union herbeizuführen. Da seien dann auch Kollegen aus Italien dabei.

Natürlich sei ihm bekannt, dass es illegale Verbringungen von Abfall nach Sachsen gegeben habe und dass angenommene Abfälle nicht den Annahmekriterien entsprochen hätten. Im Nachhinein habe es die Übermittlung der entsprechenden Daten durch die sächsische Verwaltungsbehörde gegeben.

Einen kompletten Überblick über alle Unregelmäßigkeiten in den Bundesländern habe er nicht. Wenn in den Haupttransitbundesländern, in denen die LKW von Süd nach Nord oder von Ost nach West fahren würden, entsprechend konsequent kontrolliert werde, gebe es da natürlich höhere Auffälligkeiten als in anderen Bundesländern. Es sei aber unheimlich schwierig, darüber exakte Auskunft zu erteilen, denn das unterliege nicht ihrer Berichterstattung.

Die Überwachung sei nicht nur die Angelegenheit von einer Behörde, sondern ein Zusammenspiel von unterschiedlichen Behörden. Das heiße, es gebe einerseits die Vollzugsbehörden der Länder. Dann gebe es andererseits mit völlig unterschiedlichen Aufgabenspektren die Polizeibehörden, von Bundesseite her das Bundesamt für Güterverkehr und den Zoll an den Außengrenzen. Das müsse einigermaßen koordiniert miteinander stattfinden. Da habe er den Eindruck, dass die Koordinierung zwischen diesen Behörden in Dresden, sprich in Sachsen, einigermaßen funktioniere. Da habe er einen relativ guten Eindruck von der Kooperation der unterschiedlichen Behörden, was letztendlich auch Straßenkontrollen angehe, die für sie als Transitbehörde natürlich von wesentlich größerem Interesse seien als die Kontrollen in den Anlagen. Ab und zu hätten sie die anspruchsvolle Aufgabe, bei bestimmten –

auch parlamentarischen – Anfragen zu versuchen, ihre Kenntnisse über Personal und Kontrollen vereinheitlicht in einen Bericht zu gießen. Das sei mit großer Mühe verbunden und sehr schwierig.

Man könne nicht sagen, dass in Sachsen durch mangelnde behördliche Überwachung mehr kriminelle Dinge passieren würden als in anderen Bundesländern.

Umgekehrt könne man aber sagen, dass es durchaus einen Einfluss habe, wenn man einen gewissen Kontrolldruck aufbaue. Insgesamt aber könne illegales Verhalten nicht verhindert werden. Das werde man, so glaube er, nicht hinkriegen. Das liege offenbar in der menschlichen Natur und sei sowohl durch die Rahmensetzung des Rechts als auch durch Personal nicht hundertprozentig in den Griff zu bekommen.

Qualität und Quantität der Kontrolldichte seien in Europa völlig unterschiedlich. Deutschland stehe da durchaus nicht schlecht da. Wenn ein Staat nur eine zentrale Behörde habe und nicht 30 Behörden wie die Bundesrepublik, dieser relativ klein sei und über entsprechendes Kontrollpersonal verfüge und auch noch zwischen den Behörden, dem Zoll und der Polizei gut vernetzt sei, könne der es natürlich besser machen. Ob das aber zum Beispiel in Luxemburg wirklich besser sei, könne er nicht sagen, weil deren Personalsituation auch nicht so rosig sei.

Zur Entsorgung der Siedlungsabfälle aus Kampanien 2007/2008 seien Lieferungen auch nach Nordrhein-Westfalen und nach Bremen/Bremerhaven gegangen. Aus Hamburg sei ihnen mal berichtet worden, dass bei einer Eingangskontrolle Radioaktivität festgestellt worden sei. Offensichtlich sei irgendeine Jodsubstanz aus dem medizinischen Bereich im Hausmüll enthalten gewesen. Auch aus Sachsen sei einmal eine Ladung zurückgegangen, da seien sie nicht schriftlich, sondern nur per Telefon unterrichtet worden. Die angekommene Lieferung habe wohl nicht dem entsprochen, was in den Notifizierungsformularen gestanden habe.

Über Ermittlungsverfahren gegen Geschäftsführer des Betreibers der Deponie und der MBA Cröbern gebe es bei ihnen keine Erkenntnisse, ebenso wenig über Ermittlungsverfahren gegen Behördenmitarbeiter in Verbindung mit der illegalen Abfallverbringung nach Deutschland.

Bei der Notifizierung gehe es immer um eine Verbringung von Punkt A nach Punkt B. Wenn eine Weiterverbringung von der Anlage B erfolgen solle, müsse das bei der Notifizierung gleich mit angegeben werden, dass folge aus Art. 15 EU-Verordnung über die Verbringung von Abfällen (VVA). Im Grunde genommen sei die Notifizierung dann abgeschlossen, wenn die Annahmebestätigung und die Entsorgungsbestätigung vorliegen würden. Der annehmende Betrieb müsse innerhalb von drei Tagen die Annahmebestätigung erteilen und dann innerhalb eines Jahres die Entsorgungsbestätigung abgeben. Bei einer Deponie könne man eigentlich sofort, wenn es eingelagert werde, die Entsorgungsbestätigung ausstellen, weil das ja ein Beseitigungsverfahren sei und normalerweise dann mit dem Abfall nichts weiter passiere.

In der Europäischen Union gebe es keine Grenzen mehr, der Abfall komme also aus Italien direkt nach Deutschland. Unterwegs könne es durch das Bundesamt für Güterverkehr nach dem Zufallsprinzip Kontrollen geben, wenn es ein Straßentransport sei. Der entscheidende Punkt sei die Eingangskontrolle in der Anlage. Wenn da festgestellt werde, dass der Abfall nicht der Notifizierung entspreche, sei unverzüglich die Behörde zu unterrichten. Dann beginne der Vorgang der Rückabwicklung. Der Standard wäre die Zurückweisung in das Herkunftsland. Dann gäbe es noch die

Möglichkeit, in Abstimmung aller beteiligten Behörden auch vor Ort eine Entsorgung sicherzustellen. Das sei dann aber wiederum ein völlig neues Verfahren.

Das Umweltbundesamt würde mit den direkt zuständigen Mitarbeitern in der Landesdirektion in Dresden, also der Notifizierungsbehörde, kommunizieren, nicht also mit dem SMUL oder den Überwachungsbehörden vor Ort. Ihre Angaben, die sie in Statistiken zusammenfassen, würden sie von der Notifizierungsbehörde erhalten. Bei ihren Informationsaustauschen seien auch Vertreter der Landesdirektion Dresden dabei. Einer davon sei Herr Freudenberg.

§ 4 Abs. 4 des Abfallverbringungsgesetzes enthalte die ganz konkrete Verpflichtung des Anlagenbetreibers, den eingehenden Abfall zu prüfen und die zuständige Behörde vor Ort sofort zu informieren, falls er von der Deklaration abweiche. Durch die Eingangskontrolle werde auch sichergestellt, dass die Anlage die Kapazität und die Technik habe, den angelieferten Abfall zu verarbeiten.

Ein ganz wichtiger Punkt bei der Abfallverbringung sei der Vertrag, den der Exporteur mit dem Importeur schließe. Dann finde die Papierprüfung statt. Die Behörden würden schauen, ob es den Exporteur und den Importeur gebe und der Importeur auch das annehmen dürfe und könne, was der Exporteur liefern wolle. Der Notifizierung werde zugestimmt. Dann würden die Transporte beginnen. In einem Begleitformular würden die aktuellen Mengen eingetragen. Der Abfall komme zusammen mit diesen Papieren in der Anlage an, dort müsse dann die Eingangsprüfung stattfinden.

Wenn sich die Beteiligten nicht den rechtlichen Bestimmungen entsprechend verhalten, würden sie sich einer illegalen Verbringung schuldig machen, dass könne dann strafrechtlich bzw. als Ordnungswidrigkeit verfolgt werden.

Insgesamt könne die Kontrolldichte nach seiner Erfahrung – so meint der Zeuge Dr. Wuttke – durchaus ein bisschen erhöht werden. Es gebe auf europäischer Ebene Bestrebungen, die Zusammenarbeit zwischen den Kontrollbehörden zu vertiefen und die Kontrolldichte zu verbessern, weil der rechtliche Rahmen eigentlich schon angelegt sei.

Die Teilung zwischen Notifizierungsbehörde und Überwachungsbehörde der Anlage habe man sehr häufig. Das finde er gar nicht mal so schlecht. Es gebe da in der Bundesrepublik unterschiedliche Modelle in den einzelnen Bundesländern. Überwiegend bestehe diese Trennung. Einen grundsätzlichen Mangel sehe er darin nicht. Wesentlich sei, dass die unterschiedlichen Behörden bzw. Behördenteile gut miteinander kommunizieren und sich austauschen würden. Dafür seien vernünftige Kontrollen eine wesentliche Voraussetzung.

Wenn ein Anlagenbetreiber unterschreibe, dass er Abfall zur Verwertung oder zur Deponierung angenommen habe und diesen dann in ein anderes Bundesland transportiere, habe er ja etwas Falsches unterschrieben, er würde das als illegal bezeichnen. Er sei kein Jurist. Er könne also nicht sagen, inwieweit das schon aus dem Verbringungsrecht hervorgehe oder aus anderen rechtlichen Tatbeständen. Entsprechende illegale Vorkommnisse würden ihnen von den Bundesländern gemeldet, das würden sie in ihre Statistik übernehmen. Das würden sie dann nicht selbst beurteilen.

Weiterhin hat der Zeuge Dr. Joachim Wuttke ausgeführt, er könne im Detail nichts sagen über die personelle Erstattung und fachliche Qualifikation der Mitarbeiter in den Abfallbehörden der Bundesländer. Es handele sich schätzungsweise um 100 Personen, die sich in Deutschland mit diesem Thema beschäftigen würden. Die Ausstattung sei von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich. Teilweise handele es

sich um Wissenschaftler, teilweise um Verwaltungsleute, manchmal auch um eine Mischung aus beiden. Aus ihren Ausschreibungsunterlagen würde sich ergeben, was man alles wissen sollte, wenn man angestellt werden wolle. Das reiche von Kenntnissen in der Abfallwirtschaft über grundlegende Kenntnisse im Abfallrecht, in diesem speziellen Fall ergänzt um Kenntnisse im Abfallverbringungsrecht. Das seien die ganz entscheidenden Punkte.

Häufig sei es aber auch so, dass zwischen dem Verwaltungsvorgang und der fachlichen Beurteilung des Abfalls getrennt werde, dass es Verwaltungsfachleute seien, die das Verwaltungsverfahren beurteilen würden, die sich aber des Sachverstands anderswo oder in derselben Einheit in der Behörde bedienen würden, was die Abfalleinstufung und Abfallklassifizierung angehe. Das sei von Behörde zu Behörde unterschiedlich gestaltet, manchmal sogar in einem Bundesland unterschiedlich. Die personelle Ausstattung in den Bundesländern kenne er im Detail nicht, er sehe da aber keine besonderen Ausschläge in die eine oder andere Richtung, extrem zu viel sowieso nicht und extrem zu wenig auch nicht.

Sie hätten ungefähr 500 Notifizierungsvorgänge im Jahr. Dafür hätten sie zwei gehobene Dienste und zwei bis drei mittlere Dienste. Der höhere Dienst sei immer anteilsmäßig auch dafür verfügbar, um bestimmte schwierige Sachverhalte zu beurteilen, seien es juristische oder seien es fachtechnische durch seine Person.

Die personelle Ausstattung bzw. die Zusammenarbeit mit den Behörden seien durch die Verwaltungsreform im Freistaat Sachsen im Jahr 2008 nicht schlechter geworden. Nach gewissen Anlaufschwierigkeiten laufe die Zusammenarbeit eigentlich ganz gut. Unregelmäßigkeiten in Bezug auf die Bearbeitung von Notifizierungen seien ihm nicht bekannt.

Man könne durch die vertragsrechtliche Gestaltung ermöglichen, dass die zuständige Behörde in Deutschland im Exportland kontrolliere. Das sei in einem Fall des Imports aus der Ukraine so gewesen, in dem die Behörde vor Ort gegangen sei und die entsprechenden Abfälle beim Verpacken kontrolliert und auch Analysen gemacht habe. Es sei durchaus möglich, so etwas vertraglich zu vereinbaren. In anderer Form ginge das nicht, weil es in der europäischen Verbringungsverordnung klare Zuständigkeitsregeln gebe, wofür der Exportstaat und wofür der Importstaat zuständig sei.

Was stabilisierte Abfälle und Mischungen angehe, würden sie durchaus Probleme sehen. Die Bundesländer hätten sich auch schon mal zusammengesetzt und das in einer Ad-hoc-Arbeitsgruppe – nicht von der LAGA – besprochen und sich darüber ausgetauscht. Er, der Zeuge, habe den Eindruck, dass man wesentlich kritischer auf solche Abfallmischungen oder Stabilisate schaue, als man das vorher gemacht habe. Noch aber seien die im europäischen Abfallverzeichnis so gelistet. Deswegen würden die betreffenden Abfallschlüssel auch so gerne genommen, weil sie relativ unkonkret seien. Die genannte Diskussion habe wohl in einigen Bundesländern auch schon dazu geführt, dass das wesentlich restriktiver gehandhabt werde. Das sei, wenn er sich recht entsinne, letztes Jahr gewesen.

Bei der Zurückweisung von Abfällen gebe es sowohl die Rückführung als auch die Entsorgung im Importland. Beide Möglichkeiten würden genutzt werden. Sie hätten gerade im Transit nach zwei Jahren einen Fall abgeschlossen, in dem etwas zurück nach Finnland gegangen sei, weil es keine Anlage gegeben habe, die das in Deutschland habe nehmen können. Es habe viel Mühe und Aufwand gekostet, diese Lieferung, die im Transit durch Deutschland gegangen sei, letztendlich wieder zurück an den Ursprungsort zu bringen. Es gebe solche Fälle aber durchaus. Häufig sei zwi-

schen den Behörden auch die Verhandlung, inwieweit das nicht in eine andere Anlage gegeben werden könne. Dann sei die volle Papierlage erforderlich.

Gesetzliche Änderungen bezüglich der rechtlichen Regelung von Abfallimporten nach Deutschland seien aus Sicht des Umweltbundesamtes nicht angezeigt. Er habe schon darauf hingewiesen, dass es letztendlich eine Frage der Kontrollen und deren Organisationen sei. Das würde vielleicht im Rahmen einer Novelle der Abfallverbringungsverordnung passieren.

Sowohl anlassbezogene als auch unangemeldete Kontrollen würden generell in den Bundesländern unterschiedlich gehandhabt. Von einer Zusammenstellung des Bundeskriminalamtes zur deutsch-italienischen Abfallkriminalität habe er mal gehört, er habe diese aber nicht vorliegen. Den Kriminalhauptkommissar Windolph vom Bundeskriminalamt kenne er natürlich, er kenne eigentlich alle. Vielleicht habe auch einer seiner Mitarbeiter die Zusammenstellung vom BKA bekommen. Aber da sie nicht in solchen Ermittlungen tätig seien und dort auch keinerlei Aufgaben hätten, sei es für sie eigentlich nicht mehr als eine zusätzliche Informationsquelle, weil sie mit den Fakten selbst natürlich nie betraut seien.

Zu ihren Informationsaustauschen würden sie auch immer Mitarbeiter des BKA einladen. Sie seien in letzter Zeit nicht mehr erschienen, wahrscheinlich wegen anderer Termine.

Dass es im Rahmen der Wirtschaftskriminalität Kick-Back-Geschäfte gebe, sei ihm schon allgemein bekannt, er sei da aber ohne konkrete Anhaltspunkte. Sie seien da nicht involviert, das sei auch nicht ihre Aufgabe. Er habe keine Erkenntnisse, dass es in seinem Fachbereich Abfallimporte/Abfallexporte öfter als in anderen Lebensbereichen zu wirtschaftskriminellen Handlungen oder zu Handlungen der organisierten Kriminalität komme.

Aufgrund von schlechten Erfahrungen mit bestimmten Verbringungen habe das behördenintern zur Nachsteuerung geführt, seitdem würden bestimmte Notifizierungen wesentlich kritischer gesehen. Bundesländer könne er so exakt jetzt nicht benennen. Eine Unterlage dazu gebe es nicht, das rühre aus ihrem Erfahrungsaustausch her, wo nicht exakt Protokoll geführt werde. Der restriktivere Umgang der Behörden würde bis hin zur Nichtakzeptierung der Notifizierung gehen. Die Möglichkeiten, die das Abfallverbringungsrecht biete mit Nachfragen, Nachforderungen und Nachlieferung von Unterlagen und Analyseergebnissen, diese ganze Palette werde da genutzt. Es sei besser, wenn man einfach einmal die Möglichkeiten aufliste, die es da gebe, wo man an den Schrauben drehen könne.

2 Akquise / Anbahnung, Zeuge Holger Bauerfeind

Der Zeuge Holger Bauerfeind hat sich auch hierzu geäußert, und zwar wie folgt:

Der Import von Müll aus Italien sei von der WEV angebahnt worden. Die WEV stelle natürlich auch auf Umweltmessen aus, zum Beispiel die Internationale Fachmesse für Umwelttechnik und -Dienstleistung (TerraTec) oder die Weltleitmesse für Wasser-, Abwasser-, Abfall- und Rohstoffwirtschaft (IFAT). Es gebe auch eine Umweltmesse in Rimini. Die WEV habe dort einen Stand gehabt. Dort habe es erste Gespräche gegeben. Es gäbe auch Makler, die mit der WEV zusammengearbeitet hätten, so dass es dann zu den genehmigten und notifizierten Abfallimporten aus dem Raum Kampa-

nien gekommen sei. Weitere Abfallimporte aus Norditalien habe es im Bereich der Inertabfälle gegeben.

Man habe bei der WEV eine eigenständige Akquisitionsabteilung. Das seien zurzeit fünf Mitarbeiter. Leiter der Abteilung sei bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 2008 Herr Doruch gewesen. Danach sei er noch etwa ein Jahr als freier Vertreter für die die WEV tätig gewesen. Herr Doruch habe zur Geschäftsleitung der WEV gehört und sei als leitender Mitarbeiter unterschriftsberechtigt gewesen. Daneben habe Herr Doruch noch mit Genehmigung der Geschäftsführung der WEV ein privates Unternehmen mit dem Namen Condor betrieben, das Wirtschaftsvermittlung durchgeführt habe, und zwar auch auf dem Gebiet der Abfallwirtschaft. Die kommunalen Gesellschafter der WEV seien damit nicht einverstanden gewesen und hätten erheblich Druck ausgeübt, dass Herr Doruch entweder seinen Dienst bei der WEV quittiere oder sein Privatunternehmen aufgebe. Dieser habe daraufhin schriftlich gekündigt und weiterhin als externer Beauftragter der WEV für diese akquiriert.

Es sei heutzutage nicht sehr einfach, auf dem freien Markt geeignete Leute zu finden, die eine Funktion zur vollen Zufriedenheit und vollumfänglich für das Unternehmen ausführen würden. Bei allen Ressentiments, die man gegenüber Herrn Doruch haben könne, müsse man sagen, dass er für die Wirtschaftlichkeit der WEV allerhand gemacht habe, auch durch seine Kontakte nach Italien. Er habe die Abfälle in Italien weitgehend akquiriert. Nach dem Ausscheiden von Herrn Doruch habe ad hoc niemand Geeignetes zur Verfügung gestanden. (Mittlerweile sei ein sehr guter Nachfolger namens Hunger da.)

Man habe deshalb auf die externen Dienste von Herrn Doruch zurückgegriffen. Das sei übrigens mit Wissen der Gesellschafter geschehen. Der entsprechende Vertrag sei für Herrn Doruch nicht sehr gut gewesen. Er sei pro Tonne akquirierten Abfalls - egal ob zu behandelnder Abfall oder Inertabfall – anteilig honoriert worden. Das sei nach seiner, des Zeugen Bauerfeind, Meinung auch ein Grund gewesen, dass Herr Doruch dann relativ schnell die Segel total gestrichen habe.

Ein gewisser Herr Dr. Schmitz sei als Berater für die die WEV tätig gewesen. Er habe maßgeblich an den Verträgen zwischen der WEV und FS Logistica (vormals Ecolog) mitgewirkt und auch einen Anteil an dem gesamten Notifizierungsgeschäft gehabt. Herr Dr. Schmitz habe damals ein eigenes Unternehmen in Teutschenthal gehabt und sei auch im Abfallgeschäft tätig gewesen. Er spreche fließend Italienisch. Direkt akquiriert habe er aber für die WEV nicht.

3 Lieferungen aus Italien, Zeuge Dr. Ulrich Rößger

3.1 Störung der Umsetzung der Planung

Zur Leistungsfähigkeit würde letztendlich auch die Frage gehören, welche Mengen durchgearbeitet werden könnten. Die Anlage sei ausgelegt für 300.000 t pro anno. Diese Menge sei in den maßgeblichen Jahren 2007 und 2008 nie überschritten worden. Aufgeschlüsselt auf die Tage bedeute das, dass man so und so viele Mengen pro Tag bearbeiten müsste. Dieses Konzept sei für den Bereich Technik die Arbeitsgrundlage zur Abarbeitung der eingehenden Abfallmengen gewesen. Sie hätten neben den italienischen Abfällen natürlich ihre ganz normalen Abfälle aus dem Bereich des Zweckverbandsgebietes gehabt. Im Laufe des Jahres 2007 seien aber bestimm-

te Randbedingungen aufgetreten, welche die Umsetzung der Ablaufplanung für die MBA unmöglich gemacht hätten. Dafür habe es folgende Gründe gegeben:

1. Der Anlieferzyklus für das Jahr 2007 hätte normalerweise im Januar beginnen sollen. Durch Verzögerungen bei der Bereitstellung von Dokumenten, die sich seiner Detailkenntnis eigentlich entziehen würden, sei es erst im April bzw. Mai 2007 zur ersten Anlieferung italienischer Abfälle gekommen. Die Dokumente hätten die Durchfahrtgenehmigung durch die Länder betroffen.

Die Anlage sei im Dreischichtbetrieb gefahren worden. In der mechanischen Behandlung habe es eine Früh- und Spätschicht gegeben und in der biologischen Stufe logischerweise eine Schicht rund um die Uhr. In der Nachtschicht sei die mechanische Behandlungsanlage gepflegt und gereinigt, es seien notwendige Reparaturen durchgeführt worden. Der Zeitraum von Januar bis April bzw. Mai sei verlorene Zeit gewesen und nur ganz schwierig wieder aufzuholen.

2. Auch die behördliche Forderung nach dem getrennten Ausweis der heizwertreichen Fraktionen aus den italienischen Abfällen habe das Konzept der Mengendurchfuhr entscheidend beeinflusst. Das gehe nur, wenn man die deutschen und italienischen Abfälle getrennt einarbeite. Das sei ein immenser technologischer Aufwand. Sie hätten dann folgende Entscheidung getroffen: In der Frühschicht würden die deutschen Abfälle behandelt und in der Spätschicht die italienischen. Die Bänder und Anlagen müssten jedes Mal freigefahren werden. Sie hätten dann die eigentlichen tatsächlichen Stoffströme der italienischen Abfallmengen bis hin zur heizwertreichen Fraktion, bis hin vom Eingang in die Biologie, getrennt gehalten. Sie hätten exakt nachweisen können: pro X Tonnen Input italienischer Hausmüllabfall so und so viele Tonnen heizwertreiche Fraktion. Auch das habe natürlich zu einer erheblichen Verzögerung im Ablauf und zu einem negativen Einfluss auf die Durchsatzmengen geführt.

3. Eine kontinuierliche Anlieferung der italienischen Abfälle sei aufgrund des Transportregimes nicht möglich gewesen. Wenn ein Zug mit 30 Waggons gekommen sei, habe man dem Kunden nicht sagen können, er müsse jeden Tag zehn Waggons bringen. Dazu sei ja auch das Zwischenlager genehmigt worden. Der zwischengelagerte Abfall habe ja aber nach mindestens zwölf Monaten in die MBA zurückgeführt werden müssen.

4. Für die Abfallart 19 05 01 hätten sie eine Sieb-Schredder-Kombination auf dem Zwischenlager installiert, die aber nur begrenzt für zwölf Monate genehmigt worden sei.

Am Anfang hätten sie Abfälle bekommen, die schon sehr lange in Italien gelegen hätten. Sie hätten also schon von sich aus einen bestimmten Rottegrad erreicht. Bei den ersten Anlieferungen sei es so gewesen, dass sie sogar den Ablagerungskriterien entsprochen hätten, nachdem man noch einmal die heizwertreiche Fraktion rausgenommen habe. Je jünger der Abfall geworden sei, umso weniger sei der biologische Prozess fortgeschritten gewesen. Umso mehr hätten die Mengen dann in die biologische Stufe der MBA eingearbeitet werden müssen.

3.2 Information an die Geschäftsführung der WEV

Aufgrund dieser Einflussfaktoren, die gegen das eigentliche Annahmekonzept gelaufen seien, sei er bei der Geschäftsführung bezüglich der Durchlaufprobleme im Mengendurchsatz vorstellig geworden mit der Maßgabe, dass sie hier reagieren müssten. Wenn man die Durchlaufzeiten von insgesamt 13 Wochen vom Eingang bis zum Austrag verkürzen würde, kriege man mehr durch, laufe aber Gefahr, nicht mehr die Ablagerungskriterien zu erreichen. Er habe gesagt: „Meine Herren, es geht nicht“. Sie hätten Kapazitätsprobleme, insbesondere in der Biologie, weil die 19 05 01 ja in der biologischen Stufe eingearbeitet würden, und sie hätten Probleme im Mengendurchsatz generell. Eine Verkürzung der Durchlaufzeiten sei im Hinblick auf die Einhaltung der genehmigungsrechtlichen und gesetzlichen Bestimmungen nicht möglich. Daraus würden nur zwei Möglichkeiten resultieren. Entweder man stoppe die Anfuhr und reduziere sie, oder man mache eine Abfallbehandlung bei Dritten“. Bekanntermaßen habe die Geschäftsführung sich für die zweite Variante entschieden. Er, der Zeuge, habe zwar vom Abfallimportmanagement und generell dem Abfallmanagement im Kundenaußenbereich abgegrenzte Aufgaben gehabt, habe aber dennoch bei der Geschäftsführung nachgefragt, wie der Genehmigungsstatus sei. Er habe die Antwort erhalten, der Behandlungsweg „Entsorgung durch Dritte“ sei mit der Landesdirektion Dresden abgestimmt, die Genehmigung erteilt. Schriftstücke dazu habe er nicht eingesehen. Er habe die Anfrage an die Geschäftsführung mündlich gestellt und eine mündliche Antwort bekommen. Damit habe er sich zufrieden geben müssen.

Es habe nach Aussage der Vertriebsabteilung eine Besichtigung der Anlagen bei der SVG Naundorf gegeben. Damit sei für ihn eigentlich dieser Entsorgungsweg legitimiert gewesen, die Absteuerung habe dann nach seiner Kenntnis im 3. Quartal 2007 begonnen. Er habe zwar Zertifikate der Anlage der SVG bei der WEV gesehen. Entsorgungsfachbetrieb sei ja die SVG gewesen. Die Anlage selbst habe er nicht gesehen.

Zusammenfassend hat der Zeuge Dr. Rößger festgestellt: „Die MBA Cröbern war 2007 und 2008 technisch und technologisch in der Lage, aufgrund des Standes der Anlagentechnik die italienischen Abfälle 20 03 01 und 19 05 01 ordnungsgemäß dem Stand der Technik entsprechend zu verwerten. Allerdings führten die genannten logistischen und genehmigungsrechtlichen Randbedingungen zur Absteuerung bestimmter Teilmengen zur Behandlung durch einen Dritten.“

Es sei im 3./4 Quartal 2007 gewesen, dass er die Geschäftsleitung darüber informiert habe, dass die Durchsätze nicht mehr zu bewältigen seien. Wann genau das gewesen sei, könne er nicht sagen. Dazu müsste er in seinen Unterlagen nachgucken. Er habe ganz normal beim Geschäftsführer Herrn Lohmann um einen Termin gebeten und das vorgetragen. Er könne nicht ausschließen, dass noch weitere Personen dabei gewesen seien. Mit den Belangen, welche die externen Abfallmengen und Probleme betroffen hätten, die in den technischen Bereich reingespielt hätten, sei er direkt zur Geschäftsführung gegangen. Er habe ausschließlich mit den Geschäftsführern darüber diskutiert.

Er habe Herrn Lohmann die Situation ganz deutlich geschildert, dass sie bestimmte Dinge in den Durchlaufzeiten ändern müssten, weil sie die Nebenbestimmungen, insbesondere für das Deponat, nicht mehr einhalten könnten. Er habe also gesagt, dass man entweder die Mengen zurückfahren oder einen anderen Entsorgungsweg

suchen müsse. Wann Herr Lohmann ihm dann erklärt habe, sie hätten das Problem mit der Sieb-Schredder-Kombination gelöst, könne er nicht sagen. Er wisse es nicht. Er kenne die Anlage in Naundorf nicht. Er wisse auch nicht, wann sie aufgestellt worden sei. Ungefähr im 4. Quartal habe man gemerkt, dass der Abfall 19 05 01 nicht mehr in ihren Bereich gegangen sei, sondern fremdabgesteuert worden sei. Er habe dann die Mengen wie vorher nicht mehr gehabt, weder im Zwischenlager noch in der Anlage.

3.3 Vorbehandlung und Behandlung der Abfälle

Es seien tatsächlich zwei Notifizierungen gewesen, sie hätten sich auf Abfälle unterschiedlicher Qualität bezogen. Die Schlüsselnummer 20 33 01 sei der klassische Hausmüll, wie er auch bei uns vorkomme. Die Schlüsselnummer 19 05 01 – nicht kompostierte Fraktion aus Siedlungsabfällen – sei ein Abfall, der aus Siedlungsabfällen geschreddert und abgesiebt sei. Der habe also eine Behandlungsstufe in Italien erhalten. Er habe von der Struktur her eine bestimmte Körnung, eine bestimmte Größe, eine bestimmte „Homogenität“, sei also komplett unterschiedlich zum klassischen Hausmüll.

Wenn bisher vom „Schwarzen“ gesprochen worden sei, sei das dieser 19 05 01. Das sei etwas ganz Normales. Wenn dieser Abfall geschreddert und abgesiebt sei, habe man den Siebüberlauf, also Größeres als die Lochung eines Siebs, in Italien in eine thermische Verwertung gegeben. Nach dem Sieben beginne im Durchlauf des Abfalls 19 05 01 ein biologischer Prozess. Man kenne das vom Komposthaufen im eigenen Garten. Wenn der anfange zu arbeiten, werde er eben halt am Schluss schwarz. Genau das passiere mit diesem Abfall. Bei ihnen in der Anlage sehe der Abfall in der Nachrotte – also in der letzten Stufe vor dem Deponieren – auch schwarz aus. Die Kollegen hätten sicherlich nicht die Kenntnis von den Abfallschlüsselnummern gehabt und hätten es dann „das Schwarze“ genannt.

Der Abfall aus Italien 19 05 01 sei für die biologische Stufe geplant gewesen, sie hätten ihn natürlich immer analysiert. Aufgrund der genannten Mengenprobleme hätten sie gesagt, sie würden die Verfahrenstechnik der MBA mit einer Schredder-Sieb-Kombination entlasten. Der Abfall sei also in einer zweiten Behandlungsstufe nochmals geschreddert, die heizwertreiche Fraktion nochmals abgesiebt worden. Nur der Rest sei dann der MBA zugeführt worden.

Richtig sei, dass ein Teil heizwertreiche Fraktion dem aus Italien gelieferten Abfall bereits entnommen gewesen sei. Trotzdem hätten sie eine Behandlung in der MBA noch durchführen müssen, um die Ablagerungskriterien zu erreichen.

Der Vorteil sei gewesen, dass sich das Zwischenlager auf der Deponie befunden habe. Das Zwischenlager sei nicht umweltgefährdend gewesen und habe einen abgedichteten Untergrund gehabt. Der Abfall 10 05 01 sei in Abhängigkeit von den Analysewerten in die einzelnen Bereiche der MBA eingesteuert worden. Wenn man zum Beispiel einen Brennwert schon unter 6000 gehabt habe, habe man nichts mehr zu machen brauchen. Da müsse die Organik noch entsprechend in der Intensivrotte abbauen, also im biologischen Bereich. Vor dem Zugang in die MBA habe man immer eine Untersuchung vorgenommen. Die Ablagerungskriterien für das Deponat würden bestimmte Parameter erreichen müssen. Wenn man nach der Vorbehandlungsstufe diese Kriterien schon erreicht habe, sei es eben nur noch in die Nachrotte gegangen.

Wenn aber die Werte zu hoch gewesen seien, also zum Beispiel der AT_4 noch über den genehmigungsrechtlichen Forderungen nach der Intensivrotte gelegen habe, sei es noch in die Intensivrotte gegeben worden. Dafür habe man schon sehr viel Fingerspitzengefühl benötigt, um auch ökonomisch vertretbar immer die Abfallströme in die richtigen Bereiche zu lenken. Entscheidend sei die Einhaltung der Kriterien und gesetzlichen Nebenbestimmungen gewesen, zum Beispiel bezüglich der Abluftwerte. Das sei oberstes Gebot gewesen.

Der gesamte Rotteprozess werde gesteuert. Es würden kontinuierlich Analysebestimmungen durchgeführt, bis das Behandlungsziel erreicht sei. Die Verweilzeit in der Intensivrotte betrage fünf Wochen und in der Nachrotte acht Wochen. Gegebenenfalls müsse man eben die Bakterien noch zwei Wochen länger arbeiten lassen, bis der biologische Grenzwert erreicht sei. Andernfalls wäre es ja ein Verstoß gegen die gesetzlichen Bestimmungen gewesen.

Eines der Kriterien sei der so genannte AT_4. Das sei die Atmungsaktivität, nämlich ein Sauerstoffbetrag Milligramm pro Gramm in vier Tagen. Der Grenzwert liege bei 5, der sei ihnen vorgegeben. Sie hätten Werte zwischen 1,5 und 2,5 erreicht. Das sei eigentlich ganz gut. Teilweise seien es Werte gewesen, die dem Wert aus der Intensivrotte schon sehr nahe gekommen seien. Dass sie Abfälle abgelagert hätten, die diesen Wert überschritten hätten, habe es nicht gegeben. Das habe das Kontrollregime gar nicht zugelassen.

Auf Vorhalt der vom Zeugen Windolph geäußerten Befürchtung, die Abfälle 19 05 01 aus Kampanien seien nicht vorbehandelt gewesen, hat der Zeuge Dr. Rößger erklärt, dann hätte sich der Zeuge Windolph bei ihm den Container einfach mal anschauen müssen. Jeder habe sehen können, dass der Abfall vorbehandelt gewesen sei. Da brauche man keine Ahnung vom Abfall zu haben, um das festzustellen. Das ergebe sich auch aus den Bildern, die sich bei den Unterlagen des Ausschusses befinden würden. Das sehe selbst ein Laie.

3.4 Vorhalt der Vernehmung des Zeugen Frank Lehmann zu Unregelmäßigkeiten

Dem Zeugen Dr. Rößger ist folgende Aussage des Zeugen Lehmann vorgehalten worden: „Die WEV konnte dank Vorwarnung durch die Ex-Landrätin Köpping alle Bücher und Rechner bereinigen. Ich schreibe heute eine Anzeige. Die ist zwei Tage später oder einen Tag später in der Landesdirektion. Die ist auch einen Tag später bei der Landrätin. Ich habe die praktisch zur Landesdirektion und wortgleich zur Landrätin geschickt. Die Landrätin – was ich eben vermutet habe – hat auch bei der WEV angerufen und gesagt: „Horch zu, möglicherweise – das kann ich nicht beweisen…“. Ich habe versucht, es im Nachhinein rauszukriegen, habe auch mit der Landrätin noch E-Mail Kontakt gehabt.“

Dazu hat der Zeuge Dr. Rößger geäußert, der Vorgang sei ihm nicht bekannt. Wenn es so gewesen wäre, sei das eine kriminelle Handlung.

Herr Lehmann sei wirklich ein sehr schwieriger Kollege gewesen. Er habe auch im Einstellungsgespräch – er habe ihn ja selber eingestellt – nicht alle Details zu seiner Person mitgeteilt. Er habe eine sehr gute Referenz von einem Abfallunternehmen gehabt, von dem er gekommen sei. Dass er einen Geruchsverlust gehabt habe, hätten sie halt zur Kenntnis genommen.

Die Arbeit mit Herrn Lehmann sei eskaliert. Er habe an Maschinentechnik gebaut, auf der noch Garantie gewesen sei. Letztendlich habe er ein, zwei Verweise bekommen. In einem Falle habe er einen Kollegen in einen Tunnel eingesperrt, das hätte einen tödlichen Ausgang haben können. Das sei für sie Anlass gewesen, Herrn Lehmann zu kündigen. In dem anschließenden Prozess habe sich allerdings herausgestellt, dass Herr Lehmann schwerbehindert sei, also nicht nur ein Geruchsverlust bei ihm vorliege. Man habe dann diese Geschichte mit dem Integrationsamt ganz sauber abgeklärt und habe sich von Herrn Lehmann verabschiedet. Man habe die Verantwortung für die Handlungen, die er gemacht habe, nicht länger tragen können.

Wenn Herr Lehmann behauptet habe, dass Abfälle unbehandelt auf die Deponie verbracht worden seien, dabei allerdings ebenfalls eingeräumt habe, dass er nie auf dem Berg gewesen sei – so habe er die Deponie bezeichnet –, zeige das ein großes Problem in der Interpretation von Außenstehenden. Er erinnere an einen ZDF-Bericht, wonach Abfälle auf die Deponie gebracht worden seien. Das sei aber ihr Zwischenlager gewesen. Wenn die Damen und Herren des ZDF nicht in der Nacht gekommen wären, sondern am Tage, hätten sie bei schönem Sonnenschein die Bilder fotografiert, und er hätte ihnen noch was dazu gesagt.

In dem Zwischenlager würden natürlich unbehandelte Abfälle liegen, „was denn sonst?“. Ein Außenstehender komme dann hoch auf den Berg und sehe dort unbehandelte Abfälle liegen. Wenn er keine Erfahrungen und Kenntnisse vom Betriebsregime habe, sei für ihn klar: Die verbringen dort unbehandelte Abfälle.

Schön, dass Herr Lehmann auch gesagt habe, dass er nie auf dem Berg gewesen sei. Er rede also über etwas, was er gar nicht gesehen habe, das sei für ihn, den Zeugen Dr. Rößger, eigentlich was ganz Schlimmes. Er wolle nicht so sehr in die Tiefe gehen zu dieser Person. Er wolle ihm auch nicht zu nahe treten, aber es habe schon Probleme gegeben.

3.5 SVG Naundorf

Den genauen Termin, wann die Anlage der SVG Naundorf auf dem Gelände der WEV in Cröbern aufgebaut worden sei, könne er nicht nennen. Der Aufbau sei im Zwischenlager erfolgt. Wenn Herr Bauerfeind in seiner Vernehmung davon gesprochen habe, die Anlage habe auf dem Plateau der Zentraldeponie Cröbern gestanden, sei das kein Widerspruch, denn das Zwischenlager habe sich auf dem Plateau befunden.

Aufbereitungsanlagen in Italien seien ihm nicht bekannt. Er habe sich danach auch nicht bei Herrn Lohmann, Herrn Bauerfeind oder Herrn Doruch erkundigt. Das sei nicht sein Kompetenzbereich gewesen. Die Entscheidung, einen Teil des Abfalls nach Sachsen-Anhalt zur SVG abzusteuern, habe Herr Lohmann ihm mündlich mitgeteilt, an den genauen Wortlaut könne er sich nicht mehr erinnern. Ihm sei bekannt, dass gegen Herrn Bauerfeind ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren geführt worden sei, über den Inhalt wisse er nichts. Er sei einmal von der Staatsanwaltschaft im Bereich Leipzig vernommen worden, er könne aber weder das Datum noch den Inhalt wiedergeben. Das sei noch vor seinem Ausscheiden aus dem Unternehmen gewesen. Strafrechtliche Ermittlungen gegen Herrn Doruch seien ihm nur vom Hörensagen bekannt.

4 Lieferungen aus Italien, Zeuge Holger Bauerfeind

4.1 Umfang

Die erste Notifizierung für Hausmüll habe sich auf 100.000 t belaufen, davon seien etwa 85.000 t geliefert worden. Die zweite Notifizierung habe 35.000 t Hausmüll zum Gegenstand gehabt. Hier sei die Zahl ganz knapp verfehlt worden. Es seien vielleicht 34.500 t geliefert worden. Der Annahmepreis habe jeweils 124,50 € pro Tonne betragen.

Bei der Fraktion vorbehandelte Abfälle – Schlüsselnummer 19 05 01 – hätten sie ebenfalls 100.000 t notifiziert bekommen. Wie viel am Ende geliefert worden sei, wisse er nicht, es sei auf alle Fälle weniger gewesen. Hier sei der Annahmepreis 82 € gewesen. Es habe dann noch eine zweite Notifizierung mit ungefähr der gleichen Menge gegeben. Diese vier Komponenten zusammenaddiert würden den Erlös für die WEV ergeben. Er, der Zeuge, könne also nur sagen, dass sich das Betriebsergebnis 2007 durchaus positiv entwickelt habe.

Teilweise seien bis zu drei Züge am Tag mit 700 bis 800 t Abfall aus Italien gekommen, auch am Wochenende. Am Wochenende habe die MBA nicht gearbeitet. Daher seien die Abfälle für ganz kurze Zeit auf das genehmigte Zwischenlager der Zentraldeponie Cröbern – das sei ein abgedichteter Bereich - gebracht worden. Darüber sei Protokoll geführt worden. Es sei gegenüber dem Regierungspräsidium Leipzig wöchentlich nachgewiesen worden, wie dieses genehmigte Zwischenlager zurückgebaut worden sei, indem die Abfälle dann in der MBA Cröbern verarbeitet worden seien. Die Gesamtkapazität des genehmigten Zwischenlagers auf dem Gelände der WEV, speziell in einem konkreten Teilbereich der Zentraldeponie Cröbern, habe 70.000 t betragen. Das sei nie im Entferntesten erreicht worden.

4.2 Ablauf / Kontrollen

Die Schiene, die vor der Zentraldeponie Cröbern liege, gehöre der MUEG. Die Züge seien elektrisch bis nach Gaschwitz gefahren und seien dann an eine Diesellok gehängt worden, die sie dann über Espenhain bis auf dieses Gleis gefahren habe. Dieses Gleis hätten sie gemietet. Mit der Entladung der Waggons mittels Spezialmaschinen sei wiederum ein Fremdunternehmen beauftragt worden. Die LKW seien dann jeweils mit einem Container über die Waage der WEV gefahren. Es seien Begleitpapiere dabei gewesen. Je nachdem, wann die Züge gekommen seien und in welcher Frequenz, seien die Abfälle entweder sofort in den Flachbunker der MBA gekommen oder in das genehmigte Zwischenlager. Nach dem Ausschütten seien die Abfälle sofort einer Sichtkontrolle bzw. einer organoleptischen Kontrolle unterzogen worden.

Einmal sei an einem Freitag eine geringe Radioaktivität aufgetreten. Die sei am Montag nicht mehr da gewesen. Zu diesem Zeitpunkt habe man keine Geigerzähler vor Ort gehabt. Es seien dann sofort Geigerzähler angeschafft worden. Sowohl die Waggons als auch die einzelnen Container seien gemessen worden. Bei den Kontrollen seien insgesamt 53 Karkassen im italienischen Abfall gefunden worden. Diese seien dann ordnungsgemäß anderweitig entsorgt worden.

4.3 Siedlungsabfall aus Italien

Der Abfall mit der Abfallnummer 19 05 01 sei vorbehandelt gewesen. Das habe man bereits an der Konsistenz und der Farbe erkennen können. Im Bereich des Hausmülls habe man einen Anteil in der Größenordnung von 35 bis 37 % an heizwertreicher Fraktion, die Anteile seien beim italienischen Hausmüll die gleichen gewesen. Bei vorbehandeltem Siedlungsabfall – 19 05 01 – würde die heizwertreiche Fraktion maximal 15 % betragen.

Er sei, so hat der Zeuge Bauerfeind erklärt, persönlich nie in Italien gewesen. Vom Hörensagen aber wisse er, dass es im Raum Neapel mehrere „quasi-MBA“ gegeben habe, in denen man versucht habe, die Abfälle zu behandeln. Das habe aber nicht so richtig geklappt. Das Ergebnis davon sei die Nummer 19 05 01 gewesen. Dieser Müll sei von der Konsistenz her wesentlich fester gewesen, im Prinzip vergleichbar mit dem, was sie in der MBA Cröbern gemacht hätten in der ersten Stufe. Es seien also bereits 10 bis 20 % heizwertreiche Fraktion herausgenommen gewesen. Je weniger davon enthalten gewesen sei, desto besser sei es für sie gewesen. Sie hätten dann nämlich die anderen Fraktionen auf ihrer Deponie ablagern können, nachdem sie ordnungsgemäß biologisch behandelt worden seien. Heizwertreiche Fraktion sei für sie zu dem Zeitpunkt mit einer Zuzahlung von 90 € verbunden gewesen.

4.4 Transport nach Naundorf bei Teuchern / Sachsen-Anhalt

Die Genehmigung für eine Schredder-Sieb-Kombination auf dem Plateau der Zentraldeponie Cröbern sei nur befristet gewesen. Sie sei von der SVG geliehen gewesen. Eine Verlängerung sei nicht genehmigt worden. Zunächst habe man innerbetrieblich verschiedene Möglichkeiten eruiert, die 19 05 01 weiter zu verarbeiten. Es habe technische Probleme gegeben, zum Beispiel habe die Hallenhöhe es nicht hergegeben. Auch eine Möglichkeit, das im Flachbunkerbereich der MBA zu machen, sei nicht gegeben gewesen. Sie hätten dann nach externen Möglichkeiten gesucht. Sie hätten gewusst, dass die Verarbeitung des Abfalls 19 05 01 mit der Schredder-Sieb-Kombination klappen würde. Daher hätten sie einen Teil des Siedlungsabfall 19 05 01 aus Italien nach Naundorf geliefert, dort habe bei der SVG eine gleiche Anlage gestanden. Auch wenn im Notifizierungsdokument die WEV in Cröbern als Bestimmungsort angegeben sei, warum solle man eine eigene Anlage nicht exterritorial betreiben. Die §§ 9/13 des Kreislaufwirtschafts-und Abfallgesetzes würden eine solche Möglichkeit eröffnen.

In diesem Zusammenhang hat der Zeuge Bauerfeind allerdings eingeräumt, dass Herr Lohmann und er als Geschäftsführer hier nicht aufgepasst hätten. „ ... muss ich eingestehen, dass mir hier etwas durch die Lappen gegangen ist“. Man mache eben Fehler. Aufgrund dieses Sachverhaltes habe die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet, das mittlerweile gemäß § 153 a StPO nach Zahlung einer Geldauflage am 19.07.2011 eingestellt worden sei.

5 Notifizierungen

5.1 Zeuge Holger Bauerfeind

Die WEV habe mit dem italienischen Partner einen Rahmenvertrag über eine relativ große Menge zu behandelnden Abfalls geschlossen. Dieser Vertrag nütze eigentlich

nichts, wenn die entsprechenden Notifizierungsdokumente nicht vorliegen. Die würden von drei Parteien ausgestellt, nämlich einmal beginnend in der exportierenden Region (Italien), dann im Transitland (Österreich) und letztendlich im importierenden Land (Freistaat Sachsen). Zuständig sei dort das Regierungspräsidium Dresden gewesen.

Sie hätten zwei Notifizierungen für die Abfallschlüsselnummer 20 03 01, also Hausmüll, gehabt. Bei der ersten, das seien genehmigte 100.000 t gewesen, habe es keine besonderen Auflagen vom Regierungspräsidium Dresden gegeben, bei der zweiten sehr wohl. Zum Beispiel hätten italienischer und deutscher Hausmüll getrennt verarbeitet werden müssen. Zwischendurch sei die Anlage gereinigt worden, damit auch keine Vermischung entstehe. Es sei Bedingung gewesen, dass in der MBA Cröbern entstehende heizwertreiche Fraktion sofort von den Kreiswerken Delitzsch einer thermischen Verarbeitung zugeführt würde. Das sei gewährleistet worden.

Italienischer Hausmüll sei hauptsächlich in schwarzen Säcken angeliefert worden, der deutsche in blauen. Italienischer Abfall habe sehr viele Pflanzen und Blumentöpfe und so etwas enthalten. In Deutschland lande das wahrscheinlich mehrheitlich auf dem Kompost. Im italienischen Müll seien auch Fehlwürfe enthalten gewesen wie zum Beispiel ab und zu mal ein Altreifen vom PKW (Karkasse). Auch eine zweite Abfallart sei notifiziert worden, die Menge sei etwas mehr gewesen. Es habe sich um die Abfallschlüsselnummer 19 05 01 gehandelt. Dieser Müll sei vorbehandelt gewesen, sei wesentlich kompakter gewesen und habe eine völlig andere Konsistenz und eine andere Farbe gehabt. Er habe einen Anteil von heizwertreicher Fraktion von ca. 15 % gegenüber 35 bis 37 % im normalen italienischen oder im normalen deutschen Hausmüll enthalten.

Der Leiter der Akquisition habe immer sagt, es sei nur eine Konstellation möglich, dass sie sowohl Hausmüll (Abfallschlüsselnummer 20 03 01) beziehen als auch Abfall mit der Abfallschlüsselnummer 19 05 01. Das sei auch bei der einzigen Beratung, an der er, der Zeuge, dabei gewesen sei, nämlich in Leipzig, so gesagt worden, und zwar von der italienischen Seite von Herrn Dr. Miracle.

Im Mai 2008 sei die Notifizierung der zu behandelnden Abfälle vorbei gewesen. Sie hätten gerne weitere gehabt.

5.2 Zeuge Günter Lohmann

In diesem Zusammenhang hat der Zeuge Günter Lohmann folgende Angaben gemacht:

Er sei im Zeitraum 2003 bis konkret 31.01.2009 Geschäftsführer der Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungs- GmbH (WEV) gewesen, und zwar überwiegend als kaufmännischer Geschäftsführer. Das Unternehmen habe über eine Abteilung für Akquisition und Vertrieb verfügt. Man sei in der Fachpresse präsent gewesen mit dem, was die Behandlungsanlage könne, und man habe auf nationalen und auch internationalen Messen ausgestellt. Bezüglich der italienischen Abfälle seien sie von der italienischen Handelskammer angesprochen worden, ob aufgrund der Notfallsituation in Italien Abfälle zur Behandlung übernommen werden könnten. Ansprechpartner in Italien, über den dann auch die Verträge zustande gekommen seien, sei die Firma Ecolog mit Sitz in Rom gewesen, eine hundertprozentige Tochter der italienischen Staatseisenbahnen. Diese sei vom italienischen Notstandskommissariat dazu eingesetzt worden, im europäischen Bereich nach Behandlungskapazitäten zu su-

chen für Abfälle, die in Italien nicht zu verarbeiten gewesen seien. Nur in Ausnahmefällen seien sie direkt mit dem Notstandskommissar in Verbindung getreten.

Die Notifizierungsprozesse zum Import der Abfälle seien an und für sich sehr kompliziert. Sowohl die Regierungsstellen des Landes, in dem der Abfall erzeugt werde, als auch des Landes, das ihn entgegennehme, hätten zu notifizieren. Im Freistaat Sachsen sei das Regierungspräsidium Dresden zuständig gewesen. Dort seien die Deklarationsanalysen der italienischen Abfallerzeuger eingereicht worden. Die WEV verfüge über eine sehr weit ausgebaute Abfallkontrolle und habe dann die in der Genehmigung vorgegebenen Kontrollmaßnahmen der organoleptischen Prüfung sowie auch die Prüfung durch externe Prüfbüros vorgenommen.

Die Kontakte seien angebahnt worden durch den Leiter der Akquisitionsabteilung der WEV, Herrn Doruch, der Handlungsvollmacht besessen habe. In einer fortgeschrittenen Phase der Vertragsverhandlungen sei er, der Zeuge Lohmann, dann als Geschäftsführer persönlich eingestiegen. Es hätten Verhandlungen sowohl in Deutschland (Leipzig) als auch in Italien stattgefunden. Verhandlungspartner auf italienischer Seite seien ein Herr Ecetera und ein Herr Dr. Miracle gewesen.

Der zwischen den Beteiligten geschlossene Rahmenvertrag sei sehr allgemein gehalten gewesen mit dem Tenor, dass die italienische Seite ein Defizit in der Verarbeitung der eigenen Abfälle gehabt habe und die WEV als Ansprechpartner zur Entgegennahme dieser Abfälle zur Verfügung stehen könnte, sofern sie freie Kapazitäten zur Verarbeitung habe. Der Rahmenvertrag habe keine rechtliche Bindungswirkung gehabt. Im Bedarfsfall seien dann Einzelverträge entstanden, in denen Abfallart, Mengen und Preise konkret festgelegt worden seien.

Schon aus rein sprachtechnischen Gründen hätten sie mit einer italienischen Firma als Vermittler zusammengearbeitet, die bestimmte Kontakte zu den Behörden und gegebenenfalls zum Notstandskommissariat hergestellt sowie auch Übersetzungsarbeiten durchgeführt habe. Geschäftsführer dieser italienischen Firma – SCDQ – sei Herr Dr. Schmitz gewesen.

Bei der Notifizierung müsse die Anlage für die beantragte Abfallart zugelassen sein. Der Abfall müsse also im Positivkatalog der Genehmigung vorhanden sein. Des Weiteren müsse nachgewiesen werden, dass die Kapazitäten für die Abfallart und die beabsichtigten Mengen zur Anlieferung tatsächlich auch vorhanden seien. Weiter müssten die technologischen Abläufe und die Verwertungsquoten aufgeführt werden. Auch müsse die wirtschaftliche Basis gegeben sein, dass also der entsprechende Geldaustausch stattfinden könne. Das bedeute also, dass der Gesamtauftrag in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht komplett abgewickelt werden könne.

Mit der Notifizierung sei auch der Bestimmungsort festgelegt. Auch müsse die Notifizierung angeben, wer als potentieller Verwerter mit im Geschäft sei. Im Falle der WEV werde z.B. die heizwertreiche Fraktion weiter geliefert an die Kreiswerke Delitzsch. Auch das sei bereits Gegenstand des Notifizierung. Es müsse auch angegeben werden, welche Einzelprodukte durch die Verwertung entstehen, die dann wieder Abfallcharakter hätten, aber einen Wertstoff darstellen würden. Die seien dann mit einer anderen Abfallnummerierung gekennzeichnet.

5.3 Zeuge Ingo Arlt

Der Zeuge Ingo Arlt hat ebenfalls zum Themenkomplex Notifizierungen ausgesagt:

Er sei im Zuge der Verwaltungsreform 2008 in die jetzige Landesdirektion Sachsen versetzt worden und nehme dort seit fast fünf Jahren die Funktion des Referatsleiters Abfall, Altlasten, Bodenschutz und Grundwasser wahr. Das Referat gliedere sich in drei Sachgebiete mit 26 Mitarbeitern, davon seien acht Beschäftigte des Höheren Dienstes. Jedes Sachgebiet werde von einem Mitarbeiter des Höheren Dienstes geleitet.

Thematisch gliedere sich die Arbeit im Referat wie folgt: Es gäbe das Sachgebiet Deponien, das Sachgebiet Altlasten und Bodenschutz sowie das Sachgebiet der grenzüberschreitenden Abfallverbringung. Dieses weise als Besonderheit auf, dass die damit in Zusammenhang stehenden Aufgaben für den gesamten Freistaat Sachsen zentral in Dresden erledigt würden. Die Dienststelle Dresden sei deshalb auch für die Notifizierungen im westsächsischen Raum verantwortlich, um die es hier gehe.

Vor seiner Versetzung nach Dresden im Jahre 2008 sei er beim Staatlichen Umweltfachamt in Bautzen 15 Jahre lang für den Bereich Immissionsschutz verantwortlich gewesen. Dort habe er sich im Wesentlichen mit Fragen der Luftreinhaltung, des Lärmschutzes und der technischen Anlagensicherheit beschäftigt. Der am 01.08.2008 vollzogene Wechsel in die Landesdirektion Dresden sei daher für ihn mit der Übernahme eines völlig neuen Aufgabengebietes verbunden gewesen.

Unter dem Begriff Notifizierungsverfahren sei bei wörtlicher Übersetzung ein Anzeigeverfahren zu verstehen. Faktisch handele es sich aber um einen Antrag auf Genehmigung zur Verbringung von Abfällen zwischen Staaten. Es sei jeweils eine Einzelfallentscheidung, die anhand bestimmter Kriterien vorzunehmen sei. Im Wesentlichen seien folgende Fragen zu beantworten: „Sind es überhaupt Abfälle? Wie sind die Abfälle in der EG-Abfallverbringungsordnung gelistet? Welche Staaten sind betroffen? Werden die Abfälle importiert oder exportiert? Werden die Abfälle verwertet oder beseitigt?“

Stehe fest, dass die Abfallverbringung genehmigt werden müsse, habe der Notifizierende die dafür erforderlichen Unterlagen zusammenzustellen. Im Anhang 2 der seit dem 12.07.2007 gültigen VVA seien diese Unterlagen ganz exakt vorgegeben. Dieser Anhang werde von den jeweiligen Bearbeitern im Referat quasi als Checkliste genutzt. Besonders wichtige Unterlagen seien das Notifizierungsformular mit Angaben zu den Akteuren, also dem Notifizierenden, dem Empfänger, dem Erzeuger oder dem Entsorger, die Art und Menge des Abfalls sowie Anzahl und Zeitraum der Verbringungen und das Entsorgungsverfahren.

Weiterhin müssten vorgelegt werden: das Begleitformular, die Sicherheitsleistung, eine Deklarationsanalyse oder eine Abfallcharakterisierung, die Transportroute, eine Liste der Transporteure sowie die Genehmigung der entsprechenden Entsorgungsanlage. Eine Besonderheit der Notifizierungen sei, dass es nicht nur eine Genehmigungsbehörde gebe, sondern mindestens zwei, nämlich die Versandortbehörde und die Bestimmungsortbehörde sowie gegebenenfalls die Genehmigungsbehörde des jeweiligen Transitlandes.

Den Ablauf des Verfahrens wolle er am Beispiel einer Verbringung von Italien über Österreich nach Sachsen erläutern:

Zunächst würden die Unterlagen durch den Notifizierenden bei der italienischen Versandortbehörde eingereicht. Von dort würden die österreichische Transitbehörde und

die Landesdirektion als Bestimmungsortbehörde innerhalb von drei Werktagen nach Vollständigkeit der Unterlagen aus Sicht der Versandortbehörde einbezogen.

Anschließend ergehe die Empfangsbestätigung durch die Landesdirektion ebenfalls binnen drei Werktagen, wenn auch aus ihrer Sicht die Unterlagen vollständig seien. In dem Moment sei die Notifizierung ordnungsgemäß abgeschlossen. Anschließend werde innerhalb von 30 Tagen nach Erteilung dieser Empfangsbestätigung der Notifizierungsbescheid erstellt. Ebenfalls innerhalb von 30 Tagen müsse die Zustimmung der italienischen Versandortbehörde und der österreichischen Transitbehörde erfolgen. Die Bescheide könnten mit Auflagen erteilt werden und würden nach maximal einem Kalenderjahr erlöschen.

Hervorzuheben sei, dass die Verbringung erst dann zulässig sei, wenn kumulativ die schriftliche Zustimmung der drei Behörden vorliege. Bei der Transitbehörde sei allerdings die stillschweigende Zustimmung ausreichend. Sie hätten dann eine Genehmigungsfiktion.

Dem Notifizierungsverfahren als sogenannter Vorabkontrolle schließe sich dann das Begleitformularverfahren an, das der Landesdirektion ermöglichen solle, den Verbleib der nach Sachsen verbrachten Abfälle zu kontrollieren. Dieses Verfahren bestehe aus drei Teilschritten: zum einen in der Anmeldung der Transporte durch den Notifizierenden drei Werktage vorab, anschließend in der Annahmeerklärung durch die Entsorgungsanlage sowie als Drittes in der Bestätigung der durchgeführten Verwertung oder Beseitigung bis ein Kalenderjahr nach der Annahme.

Die eingehenden Begleitformulare würden in der Landesdirektion durch einen Abgleich mit den Angaben im Notifizierungsbescheid geprüft. Anschließend würden die Daten in einem Fachinformationssystem (ASIS) erfasst und seien somit jederzeit verfügbar.

Neben dieser geschilderten Überwachung am Schreibtisch würde in Sachsen auch eine Überwachung entlang des Abfallstromes stattfinden. Dafür seien in den Entsorgungsanlagen die unteren Abfallbehörden entsprechend ihrer regionalen Zuständigkeit verantwortlich. Darüber hinaus würden das Bundesamt für Güterverkehr, die Zolldienststellen sowie die Polizei auch während des Transports Kontrollen durchführen.

Verstöße und Auffälligkeiten würden von diesen Behörden an die Landesdirektion als zuständige Vollzugsbehörde für die EG- Abfallverbringungsverordnung gemeldet. Die Landesdirektion prüfe anschließend, ob eine illegale Verbringung vorliege. Das sei unter anderem dann der Fall, wenn Abfälle ohne Notifizierung oder ohne die Zustimmung von mindestens einer zuständigen Behörde verbracht worden seien oder aber die Art der Verbringung den Notifizierungsunterlagen oder den Begleitformularen sachlich nicht entspreche.

Handele es sich um eine illegale Abfallverbringung, habe der Notifizierende auf Veranlassung der Versandortbehörde die Abfälle zurückzunehmen. Weiterhin sei bei einer Notifizierung, die mehrere Verbringungen abdecke – einer sogenannten Sammelnotifizierung – durch die Bestimmungsortbehörde, also in diesem Falle durch die Landesdirektion Sachsen, ein Anlieferungsstopp auszusprechen und der Widerruf der Notifizierung zu prüfen. Außerdem sei umgehend die Staatsanwaltschaft zu informieren, da der Verdacht auf einen Straftatbestand bestehen könne.

In den Jahren 2009 bis 2012 seien durchschnittlich 456 Notifizierungen bearbeitet worden, davon 417 Importnotifizierungen. Die notifizierten Abfallmengen hätten bei

durchschnittlich 1,46 Millionen t gelegen. Davon seien 1,15 Millionen t nach Sachsen verbracht worden.

5.3.1 Notifizierungen IT 00 45 34 und IT 00 45 46

Hier handele es sich jeweils um Sammelnotifizierungen, auf deren Grundlage Abfälle mit der Abfallschlüsselnummer 19 05 01 von Italien zur Westsächsischen Entsorgung-und Verwertungsgesellschaft – kurz WEV – verbracht worden seien.

Es seien mineralische Abfälle mit hohem organischem Anteil gewesen, die als nicht kompostierte Fraktion von Siedlungs- und ähnlichen Abfällen der Abfallschlüsselnummer 19 05 01 zugeordnet gewesen seien. Entstanden sei diese Abfallart aus gemischten Siedlungsabfällen nach mechanischer Abtrennung der heizwertreichen Fraktion, die in Italien verwertet worden sei.

Zu den Änderungen in den Feldern 9 und 15 der amtlichen Notifizierungsdokumente sei anzumerken, dass es seines Wissens international gängiger Verwaltungspraxis entspreche, im laufenden Notifizierungsverfahren, also auch noch nach Herausgabe der Empfangsbestätigung, behördliche Änderungen oder Ergänzungen auf den amtlichen Notifizierungsdokumenten vorzunehmen und entsprechend kenntlich zu machen. In Sachsen würde diese Kennzeichnung durch einen Dienstsiegelabdruck in dem entsprechenden Feld des Notifizierungsformulars vorgenommen. Dieses Dienstsiegel werde ergänzend zu dem erforderlichen Dienstsiegelabdruck im Feld 25 verwendet. Bei den beiden Notifizierungen seien Dienstsiegel ausschließlich im Feld 9 erkennbar.

Bei Änderungen werde mit * oder anderen Markierungen gearbeitet, das werde dann abgestempelt. Es sei auf jeden Fall immer erkennbar, wenn die Notifizierungsbehörde Änderungen vorgenommen habe, denn das Formular werde immer im Original eingereicht und dann weitergeleitet. Man könne das nicht irgendwie hin und her schicken und noch einmal einreichen, sondern es sei wirklich ein Papier, das wandere vom Notifizierenden über die Versandortbehörde zur Bestimmungsortbehörde. Änderungen würden dann eben kenntlich gemacht. Mit der österreichischen Behörde habe es ja auch Schriftverkehr gegeben zu diesem Thema, bevor die Änderung in dem entsprechenden Feld des Formulars vorgenommen worden sei. Es könne aber auch sein, dass Änderungen vorgenommen würden, ohne dass andere Behörden davon in Kenntnis gesetzt würden, denn die Notifizierungsbescheide würden dann ja auch noch einmal sternförmig an alle Behörden gehen. Es würde also der Notifizierende den Bescheid erhalten, und Abdrücke würden an die beteiligten Behörden gehen. Informationsverluste könnten sich bei diesem Verfahren nicht ergeben. Die unteren Behörden würden erst dann informiert, wenn der Notifizierungsbescheid draußen sei. Dann bekämen sie auch das Notifizierungsformular. Das heiße, die unteren Behörden würden nicht die Erstfassung erhalten, die sie in der Landesdirektion hätten, sondern sie würden dann erst das Papier erhalten, welches sie in der Landesdirektion möglicherweise geändert hätten.

Bei den beiden Notifizierungen seien Dienstsiegel ausschließlich im Feld 9 erkennbar.

Das Regierungspräsidium Dresden sei durch die österreichische Transitbehörde bei der Notifizierung mit der Ziffer 34 am 14.02.2007 per E-Mail darauf aufmerksam gemacht worden, dass der verwendete Code D 1 nicht geeignet sei. D 1 beschreibe ein Beseitigungsverfahren, und zwar genauer gesagt die Ablagerung auf einer Deponie.

Geeignet dagegen sei der Code R 12/R 1. Hierbei handele es sich um ein Verwertungsverfahren, und zwar um die Aufbereitung mit späterer Verwendung des Abfalls als Brennstoff. Der zwischen der Ecolog und der WEV geschlossene Vertrag bestätige diese Zweifel, da auch hier als Behandlungsmethode ausdrücklich der Code R 12/R1 verwendet worden sei. Nach seiner persönlichen Einschätzung liege ein Fehler der Firma Ecolog vor, den das Regierungspräsidium zum Zeitpunkt der Erteilung der Empfangsbestätigung nicht erkannt habe und dann im Nachgang, aber noch vor Erteilung der Zustimmung, auf dem Notifizierungsformular entsprechend der gängigen Verwaltungspraxis korrigiert habe.

Bei der zeitlich nachfolgenden Notifizierung mit der Endziffer 46 habe die FS Cargo den richtigen Code verwendet. Dieser sei seitens des Regierungspräsidiums fälschlicherweise in D 1 umgewandelt worden. Die Korrektur dieses Fehlers sei umgehend erfolgt. Diese Änderungen seien im Feld 9 nicht mit dem erforderlichen Dienstsiegel versehen gewesen.

Die zuständige Bearbeiterin, Frau Reiplinger, habe ihm mitgeteilt, dass sie das Notifizierungsverfahren für die MBA, also die mechanisch-biologische Behandlungsanlage der WEV, nur zeitweise vertretungshalber übernommen habe und bis dahin ausschließlich für die Notifizierung betreffend die Deponie der WEV zuständig gewesen sei und eben nicht für die MBA. Für die Deponie wäre in der Tat der Code D 1 richtig gewesen.

5.3.2 Fremdabsteuerung von Abfall zur SVG in Sachsen-Anhalt

Die Landesdirektion Dresden habe von der WEV im Zusammenhang mit einem anderen Verwaltungsverfahren ein 52 Seiten starkes Gutachten der Rechtsanwaltskanzlei Köhler & Klett erhalten, in deren Abschnitt 3.1.1 die Fremdabsteuerung von Abfällen von der WEV zur Sortierungs- und Vermarktungsgesellschaft – kurz SVG – in Sachsen-Anhalt beschrieben worden sei. Dieses Gutachten sei der Landesdirektion von der WEV am 12.11.2008 übersandt worden. An diesem Tag sei somit die Information über die Fremdabsteuerung erstmals in den Geschäftsbereich der Landesdirektion Dresden gelangt.

Weiterhin habe die Landesdirektion Dresden am 01.12.2008 per E-Mail durch das SMUL den konkreten Hinweis auf die Fremdabsteuerung bekommen. Spätestens ab diesem Zeitpunkt sei der Sachverhalt im damaligen Referat 43 A bekannt gewesen und sei einer rechtlichen Würdigung unterzogen worden.

Bei der Prüfung des Sachverhalts seien zwei Aspekte relevant gewesen. Zum einen, dass die Fremdabsteuerung nicht durch die Notifizierungsbescheide gedeckt gewesen und nach Auffassung der Landesdirektion als illegal anzusehen gewesen sei, zum anderen, dass die WEV auf den Begleitformularen neben der Annahme der Abfälle auch ausdrücklich deren Verwertung bestätigt habe.

Die E-Mail vom 01.12.2008 vom Ministerium habe er persönlich erhalten, da hätten sie gewusst, dass etwas im Argen liege. Es sei ein „klassisches Eigentor“ gewesen. Das müsste man mal so deutlich sagen. Er habe das Gutachten von der WEV erhalten, die es auch an das Ministerium gegeben habe. Wer den Vorgang der Fremdabsteuerung zuerst bemerkt habe, könne er nicht mehr sagen. Da müsse er passen.

Bei einer Fremdabsteuerung würden andere Bundesländer nur dann einbezogen, wenn die Verwertung und Entsorgung der in Sachsen aufnehmenden Anlage nicht

endgültig sei, wenn es also eine sogenannte vorläufige Verwertung oder Beseitigung gewesen sei. Wenn die Abfallströme weitergehen würden, würden die Behörden in dem anderen Bundesland eingeschaltet werden. Dort würde dann der vergleichbare Prüfalgorithmus stattfinden in Bezug auf die weiteren Entsorgungsanlagen, wie das bei Eingang der Abfälle aus dem Ausland in Sachsen der Fall gewesen sei. Wenn erkennbar sei, dass die Verwertung oder Entsorgung endgültig sei, würden andere Behörden nicht befasst werden.

Mit Schreiben vom 19.12.2008 sei die zuständige Staatsanwaltschaft über den Verdacht in Kenntnis gesetzt worden, dass es sich bei der Fremdabsteuerung der besagten Abfälle um einen Straftatbestand nach § 326 Abs. 2 StGB handeln könne.

So ein extremer Fall wie der vorliegende der WEV sei für ihn nach seinem Kenntnisstand singulär. Ihm sei in der Form kein weiterer Fall bekannt geworden. Sie hätten immer wieder Vorgänge gehabt, bei denen zu prüfen gewesen sei, ob möglicherweise eine illegale Verbringung vorliegen könne. Das passiere. Die Vielzahl dieser Fälle seien Bagatellen, die von Ihnen dann als unwesentliche Änderung (Artikel 17 der Verordnung) betrachtet würden, wenn zum Beispiel die angelieferten Mengen nur geringfügig überschritten würden oder wenn der Zeitraum einer Notifizierung um einen oder zwei oder drei Tage überschritten sei. Der Verwertungsort sei verbindlich. Alles andere sei illegal. Aus seiner Erinnerung sei ihm ein weiterer Fall der Verbringung an einen anderen Ort nicht bekannt.

5.3.3 Überwachungen

Die Verpflichtungen aus dem Abfallrecht würden sich zunächst einmal nicht an die zuständigen Überwachungsbehörden richten, sondern an die Erzeuger, Entsorger und sonstigen Akteure. Das seien die Hauptverantwortlichen für die Einhaltung der abfallrechtlichen Pflichten. Die Überwachungsbehörden dagegen würden die Verantwortung dafür tragen, dass die genannten Akteure ihren Verpflichtungen auch tatsächlich nachkämen.

Die zuständigen Behörden seien in der Lage, kriminellen Machenschaften wirksame Maßnahmen entgegensetzen. Das sage er mit der Einschränkung, dass kriminelle Energie im Amt nur sehr schwer zu überwachen sei. Die WEV habe regelmäßig auf den Begleitformularen bestätigt, dass sie die Verwertung selbst durchgeführt habe, obwohl das definitiv nicht der Fall gewesen sei. Diese Erkenntnis habe neben der Vielzahl der zu bearbeitenden Notifizierungsverfahren dazu geführt, dass das Sachgebiet überschreitende Abfallverbringung nach Inkrafttreten der Verwaltungsreform 2008 personell verstärkt worden sei. Sie müssten ja innerhalb von 30 Tagen nach Erteilung der Empfangsbestätigung die Zustimmung im Rahmen des Notifizierungsverfahrens erteilen. Das sei eine gebundene Verwaltungsentscheidung. Wenn die Voraussetzungen vorliegen würden, müsse der Bescheid raus. Im Zuge der Verwaltungsreform seien gewisse Vorgänge einfach aufgelaufen. Das sei nicht immer sehr erfreulich gewesen. Das müsse man ganz klar und deutlich sagen. Da hätten sie entsprechende Maßnahmen ergriffen und für eine dauerhafte Personalaufstockung gesorgt. Zwar sei nicht das Referat aufgestockt worden, er habe jedoch innerhalb des Referates etwas umorganisiert. Es habe damals noch zwei Referate Abfall gegeben. Da sei noch etwas Personal abgezogen worden. Derzeit gäbe es acht Damen und Herren in dem Sachgebiet von insgesamt 26 Mitarbeitern. Vorher seien es nach seinem Kenntnisstand drei gewesen. Das habe den Effekt gehabt, dass das enge Fristengefüge des Notifizierungsverfahrens besser habe eingehalten werden und auch

die Datenerfassung im Fachinformationssystem (ASIS) sowie anschließende Kontrollen seitdem zeitnah hätten durchgeführt können. Darüber hinaus habe es Ende 2008/Anfang 2009 intensive Gespräche mit dem SMUL darüber gegeben, wie die Überwachung der Abfälle aus der grenzüberschreitenden Abfallverbringung im Freistaat Sachsen verbessert werden könne.

Im Ergebnis dieser Überlegungen sei mit Erlass des SMUL vom 20.03.2009 klargestellt worden, dass die unteren Abfallbehörden entsprechend ihrer regionalen Zuständigkeit für die Überwachung der Abfallströme in den Entsorgungsanlagen zuständig seien und dass dies auch ausdrücklich für die aus dem Ausland nach Nordsachsen verbrachten Abfälle gelte. Die Landesdirektion sei daher mit diesem Erlass auch aufgefordert worden, die erforderlichen Notifizierungsunterlagen den unteren Abfallbehörden zur Verfügung zu stellen, damit diese die dort enthaltenen Informationen bei der Durchführung ihrer Überwachungen berücksichtigen könnten. Die unteren Abfallbehörden hätten dabei die Möglichkeit, sich im ASIS über die notifizierten Verbringungen informieren zu können.

In Sachsen würden die Akteure, die auf den Straßen aktiv seien, in die Überwachung und Kontrollen integriert sein, also das Bundesamt für Güterverkehr und der Zoll als Bundesbehörden und auch die Polizei, deren Einbeziehung in Sachsen sogar expressis verbis gesetzlich geregelt sei.

Nach der Umorganisierung des Referates habe er es für sinnvoll und richtig erachtet, den Personalstand dauerhaft so zu belassen. Die Mitarbeiter seien abgezogen worden aus den Bereichen Bodenschutz und Altlasten.

Vor der Verwaltungsreform habe es die so genannten Staatlichen Umweltfachämter und die Vollzugsbehörden gegeben. Die Fach- und Vollzugsaufgaben seien getrennt gewesen. Viele Damen und Herren, die nach der Verwaltungsreform beim Land verblieben seien, seien aus den Umweltfachämtern gekommen, er im Übrigen auch. Sie hätten dann versucht, soweit es eben gegangen sei, die Mitarbeiter mit den Aufgaben weiter zu beschäftigen, mit denen sie bisher vertraut gewesen seien. Das habe sich aber auf Dauer nicht aufrechterhalten lassen.

5.4 Zeuge Jens Vierling

5.4.1 Notifizierungen

Hierzu ist auch der Zeuge Jens Vierling vernommen worden.

Er hat bekundet, er sei nunmehr seit ca. 20 Jahren beim Freistaat Sachsen tätig, seit dem 01.03.2012 bei der Landesdirektion in der Dienststelle Dresden. Nach Bestehen der Laufbahnprüfung 1993 sei ihm die Qualifikation als Verwaltungswirt zuerkannt worden. Er sei Regierungsamtsinspektor und übe im Sachgebiet „grenzüberschreitende Abfallverbringung“ die Funktion eines Bürosachbearbeiters aus.

Der Zeuge hat erklärt: Maßgebliche rechtliche Grundlagen für den Vollzug der Aufgaben im Bereich der grenzüberschreitenden Abfallverbringung seien internationale Übereinkommen wie das Baseler Übereinkommen zur Kontrolle der grenzüberschreitenden Verbringung von gefährlichen Abfällen vom März 1989. Dazu komme der OECD-Ratsbeschluss C 2001/107 über die Kontrolle von grenzüberschreitenden Verbringungen von Abfällen zur Verwertung vom Mai 2001 sowie die Verordnung Nummer 1013/2006 der EG zur grenzüberschreitenden Verbringung von Abfällen

vom 14.06.2006, gültig in Deutschland seit dem 12.07.2007. Darüber hinaus seien weitere Vorschriften auf der europäischen Ebene zu beachten und anzuwenden.

Im Bundesrecht gelte seit Juli 2007 das Abfallverbringungsgesetz. Hinzu kämen gegebenenfalls die Vollzugshinweise der LAGA für die EU-Verordnung 1013. Im Mittelpunkt ihrer täglich anzuwendenden Rechtsnormen stehe das EU-Recht. Dazu treffe das Abfallverbringungsgesetz notwendige Regelungen zur Umsetzung internationalen Rechts und enthalte notwendige Ergänzungen zur EU-Verordnung, zum Beispiel zu Rücknahmepflichten, Sicherheitsleistungen, Kennzeichnung von Transporten, Zuweisung von Datenaustauschen, Straf- und Bußgeldvorschriften und Behördenzuständigkeiten. Daneben seien jedoch im konkreten Einzelfall weitere nationale abfallrechtliche Vorschriften zu beachten wie die Deponieverordnung, das Kreislaufwirtschaftsgesetz und die Beförderungserlaubnisverordnung.

Die Zuständigkeiten zum Vollzug der EU-Verordnung 1013 und des Abfallverbringungsgesetzes würden den einzelnen Bundesländern obliegen.

Die heutige Landesdirektion Sachsen sei die in Sachsen zuständige Behörde. Bis zur Zusammenlegung der drei Landesdirektionen und vorherigen Regierungspräsidien am 01.03.2012 zur Landesdirektion Sachsen sei das Regierungspräsidium Dresden bzw. die Landesdirektion die zentral zuständige Behörde in Sachsen für die grenzüberschreitende Abfallverbringung gewesen.

Zur Verdeutlichung der Entwicklung des stetig zugenommenen Aufkommens von beantragten Notifizierungen hat der Zeuge Jens Vierling einige Zahlen aus seinen Unterlagen genannt: für das Jahr 1997 seien mindestens 104 beantragte Notifizierungen bekannt, im Jahr 2002 seien es bereits 259. Das steigere sich bis zum Jahr 2008 auf mindestens 380, im Jahr 2009 auf 480 und im Jahr 2010 auf 500 Notifizierungen. Seitdem seien die Zahlen wieder rückläufig. Mittlerweile sinke das Aufkommen importierten Abfalls wieder.

In den Jahren 2008 bis 2010 habe der Freistaat Sachsen mit weit über 900 aktiven Notifizierungen pro Kalenderjahr an zweiter Stelle hinter Nordrhein-Westfalen mit ca. 2400 Notifizierungen im Kalenderjahr gelegen. Zum Vergleich seien in dem vorgenannten Zeitraum in Bayern 500 bis 600, in Sachsen-Anhalt 300 bis 400, in Hamburg ca. 300 und in Berlin zehn bis 15 Notifizierungen zu verzeichnen gewesen.

Jeder einzelne Abfalltransport, der aus dem Ausland nach Sachsen komme oder auch umgekehrt, werde anhand von drei Begleitscheinen dokumentiert. Zuerst sei der Transport anzumelden durch den Notifizierenden. Wenn er angekommen sei, werde eine Empfangsbestätigung vom Empfänger erteilt, und wenn er entsorgt worden sei, eine Entsorgungsbestätigung.

Nehme man als Beispiel eine Notifizierung von 100 t genehmigten Abfalls. Der Transport erfolge in der Regel per LKW. Bei einer durchschnittlichen Beförderungsmenge von 25 t pro LKW benötige man vier LKW. Für diese Notifizierung würden somit zwölf Begleitscheine anfallen, die der zuständigen Behörde zur Bearbeitung und Erfassung in das Datenverarbeitungssystem – in Sachsen ASIS – vorgelegt und von dieser eingegeben werden müssten. Wenn 20.000 t Abfall genehmigt seien, würde man natürlich 800 LKW benötigen, demnach seien 2400 Begleitscheine von den Behörden zu bearbeiten und zu erfassen. Das sei ein gewaltiges Aufkommen tagtäglich.

Dazu habe er weitere Aufgaben zu erledigen. Die Zusammenarbeit mit Zoll, Polizei und dem Bundesamt für Güterverkehr sei intensiviert worden. Bei Kontrollfällen, in

denen er Ansprechpartner sei, würden die mobilen Einsatztruppen direkt bei ihm anrufen. Sie würden dann versuchen, die Fälle zu lösen. Hinzu kämen unter anderem Zuarbeiten für Strafanzeigen und Verwaltungsverfahren zur Durchführung von Abfallrückführungen, die vorbereitende Sachbearbeitung für einfache Exportnotifizierungen inklusive der Beratung der Antragsteller und die Überwachung und Freigabe von Sicherheitsleistungen am Ende einer Notifizierung.

Etwa Ende November/Anfang Dezember 2008 sei er, der Zeuge Jens Vierling, von seinem damals neuen Vorgesetzten Herrn Freudenberg zur Aufarbeitung der alten, seit Monaten abgeschlossenen Akten der hier in Rede stehenden Notifizierungen IT 00 45 34 und IT 00 45 46 für Abfall mit der Schlüsselnummer 19 05 01 mit der Bezeichnung „nicht kompostierte Fraktion von Siedlungs- und ähnlichen Abfällen“ hinzugezogen worden.

Im Januar 2009 sei auf Anfrage des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) eine Beurteilung der Aktenlage durch Herrn Freudenberg erfolgt. Daran habe er mitgewirkt. Im Ergebnis sei in einem abschließenden Schreiben an das (SMUL) vom 14.01.2009 mitgeteilt worden, dass die der Landesdirektion Dresden und dem SMUL vorliegenden Akten identisch seien.

Zu den konkreten Fragen, aus welchem Anlass bei der Notifizierung IT 00 45 34 das Feld 9 mit einem Dienstsiegelabdruck versehen sei und ob hier gegebenenfalls etwas anderes beantragt gewesen sei und das Regierungspräsidium Dresden eine Änderung vorgenommen habe, sei folgendes mitgeteilt worden:

„Auf den Originalen von Notifizierungsbögen wird bei behördlichen Änderungen oder Ergänzungen von Eintragungen im entsprechenden Feld ein Dienstsiegelabdruck zusätzlich zu dem Dienstsiegelabdruck im Feld 25 angebracht. Im vorliegenden Fall erfolgte eine Änderung des beantragten Verfahrens durch das Regierungspräsidium Dresden in R 12/R 1. Der Grund der Änderung sowie die Abstimmung mit den Beteiligten ist in der Aktenlage enthalten. (Blatt 44565960 der Akte)“.

Fazit davon sei, dass an den Änderungen nichts zu beanstanden gewesen sei. Der Dienstsiegelabdruck sei aus Gründen der Klarheit und Nachvollziehbarkeit erfolgt. Im Hinblick auf den Beweisbeschluss merkt der Zeuge Jens Vierling an, gemäß der Aktenlage sei das Feld 16 geändert worden und nicht das Feld 15.

Aus heutiger Sicht würden bei derartigen Änderungen regelmäßig geeignete Kennzeichnungen durch die Behörde verwendet werden, entweder Dienstsiegelabdruck oder Namenskürzel. Auf jeden Fall könne man die Änderungen ordentlich nachvollziehen. Das sei vielleicht damals nicht immer der Fall gewesen. So werde das heute in der Regel praktiziert. Allgemeine gesetzliche Bestimmungen gäbe es dafür nicht, einen Erlass, eine Verwaltungsvorschrift oder eine Anweisung des Referatsleiters ebenfalls nicht. Er verwende Dienstsiegel plus Namenskürzel. Das sei heute bei ihnen so üblich.

Eine Journalistenanfrage vom Mai 2008 und eine Anfrage des BKA vom September 2008 kenne er nicht. Dazu könne er nichts sagen. Er könne nur sagen, dass der Sachverhalt bei ihnen in der Behörde im November/Dezember 2008 aufgearbeitet worden und dann im Dezember 2008 an die Staatsanwaltschaft Leipzig übergeben worden sei.

Ihm sei nicht erinnerlich, an einem Gespräch am 07.02.2007 mit Vertretern sächsischer Behörden und dem Entsorger teilgenommen zu haben, bei dem es um Verwertungsverfahren und die Abfallverbringung im Rahmen von Notifizierungen gegangen

sei. Auf jeden Fall wäre für ein derartiges Gespräch Herr Beer der Ansprechpartner gewesen, der damals der zuständige Referent gewesen sei und die Entscheidungen getroffen habe.

5.4.2 Kontrollen

Bei der Polizei und beim Zoll gebe es mobile Einsatzgruppen. Es sei unterschiedlich, wie oft er von diesen beigezogen werde. Wenn etwa der Beförderer seinen Sitz in Sachsen habe oder die Abfallentsorgungsanlage in Sachsen sei und das aus den Dokumenten so hervorgehe oder wenn Notifizierungsunterlagen vorlägen, dann würde er angerufen werden. Das sei das übliche Tagesgeschäft. In der Regel würden sie gut zusammenarbeiten. Es seien diesbezüglich in der Woche durchschnittlich drei bis fünf Anrufe vom Bundesamt für Güterverkehr und dem Zoll. Das sei eine Grobeinschätzung, man könne es schlecht voraussehen. Eine Statistik werde darüber nicht geführt. In der Regel seien die Anfragen der Kollegen vom Bundesamt für Güterverkehr bezogen auf Notifizierungen, das sei eine oder zwei in der Woche. Überwiegend sei der Sektor nicht notifizierungspflichtiger Abfall, also sogenannter grün gelisteter Abfall, betroffen. Durch die Grenznähe nach Polen und der tschechischen Republik sei die Kontrolldichte viel größer auf der Autobahn, dann würden sie hinzugezogen werden. Man könne davon ausgehen, dass vielleicht 10 % der Notifizierungen in Sachsen durch derartige anlassbezogenen Kontrollen überprüft würden. Eine Totalüberwachung könne es nicht geben. Man könne nicht auf jeden LKW jemanden draufsetzen.

Die Kontrolldichte beziehe sich ja nicht nur auf die Beförderungskontrollen. Es kämen ja noch die Kontrollen hinzu, die bereits durch den Zoll – zum Beispiel im Hafen – vorgenommen würden, wenn Abfälle aus Übersee kämen. Dort bekämen sie auch Anrufe von der Wasserschutzpolizei, wenn Container aufgemacht würden. Teilweise gehe es dort nicht nur um Abfallrecht, sondern auch um andere Sachen wie Ladungssicherheit usw. Das setze sich fort durch die Beförderungskontrollen auf der Autobahn durch das Bundesamt für Güterverkehr und ende letztendlich in den Entsorgungsanlagen, wo es weitergehe mit Kontrollen durch die zuständigen Behörden vor Ort. Dazu gehöre auch die Landesdirektion Dresden, die anlassbezogen auch Kontrollen durchführen dürfe. Das sei eine ganze Reihe von Kontrollen, er denke, mit dem Personal, das sie hätten, könnten sie auch nicht mehr machen.

Durch die neue EU-Verordnung, die 2007 in Kraft getreten sei (EU-Verordnung über die Verbringung von Abfällen [VVA]), gäbe es erstmals eine Rechtsgrundlage zur Durchführung von Kontrollen. In Art. 50 Abs. 3 der Verordnung seien drei Arten von Kontrollen geregelt: einmal die Kontrolle am Herkunftsort beim Erzeuger, Besitzer oder Notifizierenden, zum anderen am Bestimmungsort beim Empfänger und dann während der Verbringung innerhalb der Gemeinschaft. Diese Kontrollen könnten durch die Landesdirektion erfolgen. Solche Kontrollen würden auch gemacht werden. Sie gingen in die Anlagen und würden die vorhandenen technischen Einrichtungen – bezogen auf die Abfallart – kontrollieren. Sie hätten auch Kollegen mit entsprechendem ingenieurtechnischem Wissen, die das auch beurteilen könnten.

In Sachsen sei durch einen Erlass des SMUL vom März 2009 zur Überwachung von Abfallströmen ausdrücklich geregelt, dass die unteren Abfallbehörden grundsätzlich für Kontrollen zuständig seien, daneben aber im grenzüberschreitenden Bereich auch die unteren Abfallbehörden bei den Anlagen. Die Aufgaben der Landesdirektion bei der Überwachung würden aber fortbestehen.

In der Regel seien es Anlasskontrollen. Bis zum Jahre 2008 sei das alles unter der Federführung von Herrn Beer gelaufen. Wenn es bei der Anlieferung Probleme gegeben habe, sei Herr Beer persönlich rausgefahren und habe die Kontrollen vorgenommen. Nach 2008 sei das dann auf breitere Schultern verlagert worden. Wenn jetzt etwas anstehe, würde sein derzeitiger Chef Herr Freudenberg als Sachgebietsleiter die Kollegen rausschicken, die würden sich das dann ansehen.

Auf der Transportstrecke gebe es regelmäßig Kontrollen mit dem Bundesamt für Güterverkehr, und zwar im Rahmen des IMPEL-Projekts. Danach würden vom Umweltbundesamt federführend an den Landesgrenzen regelmäßig Kontrollen angesetzt werden. Da sei er auch schon selbst zugegen gewesen. Dann würden auf der Gegenseite die tschechischen Behörden stehen, sie auf der deutschen Seite, und es würden gemeinsame Kontrollen durchgeführt werden. Zweimal im Jahr würden sie mit dem BAG, dem Bundesamt für Güterverkehr, Kontrollen machen, dann würden auch Kollegen von ihnen mit an der Autobahn stehen, auch er selbst.

Herr Arlt sei Referatsleiter, sein unmittelbarer Vorgesetzter sei Herr Freudenberg als Sachgebietsleiter „Überschreitende Abfallverbringung“. Der würde auch entscheiden, ob sie zu Kontrollen rausgehen dürften.

Die Fremdabsteuerung durch die WEV im Jahr 2008 wäre nicht aufgefallen, wenn die WEV das in dem von ihr vorgelegten Gutachten nicht selbst eingeräumt hätte. Davon gehe er aus. Die Begleitscheine hätten ausgewiesen: „Wir haben empfangen. Wir haben entsorgt.“ Es habe keinen Grund gegeben, das anzuzweifeln.

Er kenne nur diesen einzigen Fall einer Fremdabsteuerung durch die WEV. Das bekomme man ja nicht mit. Man habe ein Begleitscheinverfahren. Wenn in den Begleitscheinen die entsprechenden Angaben enthalten seien, könne man der Firma nicht irgendetwas unterstellen. Das seien Entsorgungsfachbetriebe. Wenn ihm eine Urkunde vorgelegt werde, in der stehe, „bekommen“ und „entsorgt“, könne er nicht unterstellen, dass da etwas fremdabgesteuert werde. Einen Antrag der WEV zur Änderung der Transportroute zu der Notifizierung IT 00 45 46 habe er nicht bearbeitet. Das sei Herr Beer gewesen, es handele sich definitiv um seine Handschrift.

Ein Regelwerk darüber, ob, wann und wen sie kontrollieren würden in den Anlagen, auf der Autobahn, allein oder mit Dritten, gäbe es nicht. Das würden sie nach Ermessen entscheiden.

Er kenne die Notifizierungsverfahren IT 00 45 34 und IT 00 45 46 aus der nachträglichen Aufarbeitung gegen Ende 2008. Ein weiteres Verfahren mit der Nummer IT 00 80 46 – auch mit der Abfallschlüssel Nummer 19 05 01 – betreffe offensichtlich einen Fall, der nie zum Abschluss gekommen sei.

Abschließend hat der Zeuge Jens Vierling angegeben, dass er seine einleitenden Bemerkungen selbst geschrieben habe. Das habe er alles alleine gemacht. Sie seien nicht durch Dritte korrigiert, verbessert oder qualifiziert worden.

5.5 Notifizierungen, Zeuge Michael Beer

Zu diesem Thema ist auch der Zeuge Michael Beer vernommen worden. Er war von 1991 bis 2008 Notifizierungsreferent beim Regierungspräsidenten Dresden. Seit dem 1. März des Jahres ist er nach einer Erkrankung 2010 aus gesundheitlichen Gründen im Ruhestand.

Er hat ausgesagt: Änderungen in Notifizierungsdokumenten im Rahmen der Prüfung seien gang und gebe gewesen. Die Notifizierungen seien im Falle des Importes zur Landesdirektion Dresden geschickt worden. Innerhalb von drei Arbeitstagen sei dann die Empfangsbestätigung an alle betroffenen Länder gegangen, die involviert gewesen seien. Danach hätten alle die Möglichkeit gehabt, Ergänzungen anzubringen bzw. Einwände zu erheben. Das sei ja Bestandteil der Prüfung gewesen.

Zur Frage der Umkreuzelung sei er mal vom LKA vernommen worden, und zwar ca. Ende 2009. So genau wisse er das aber nicht mehr. Zu jeder Notifizierung gebe es auch einen so genannten Notifizierungsvertrag. Der sei Bestandteil und zwingend erforderlich. Darin würden die notifizierenden Personen (Versender und Empfänger) unter anderem bestätigen, dass die Kapazitäten vorhanden seien. Wenn ein Vertrag vorliege, hätten sie diesem natürlich vertraut. Das sei jedenfalls bei alten Namen der Fall gewesen. Bei neuen Namen hätten sie auch hingeguckt. Das sei vielleicht zwei Dutzend Mal gewesen. Frau Reiplinger und Herr Vierling seien ihm als Mitarbeiter fachlich unterstellt gewesen.

Beim Import sei der Originalantrag plus die entsprechenden Kopien für die anderen Behörden im Ausland irgendwann eingegangen. Innerhalb einer Frist von zwei/drei Tagen hätten dann die Empfangsbestätigungen versandt werden müssen. Dann habe die eigentliche Prüfung der Unterlagen begonnen, also Fahrwegbeschreibung, Analytik, Verträge, Bürgschaften. Verfügt der Empfänger über die notwendige BImSchG oder abfallrechtliche Genehmigung mit der entsprechenden Schlüsselnummer hier in Deutschland? Liegt die abfallrechtliche Transportgenehmigung vor? Das sei jetzt nur ein Abriss. Geprüft worden sei nur anhand des Gesetzestextes, eine Checkliste hätten sie nicht gehabt. Zum Erzeuger zu fahren und dort Proben zu nehmen, das sei nicht gegangen. Das habe keiner gemacht. Das hätten sie auch nicht genehmigt bekommen.

Der so genannte Notifizierungsbogen sei so eine Art Vorbogen. Dazu gäbe es immer noch extra einen Bescheid mit Auflagen. Mit dem Bescheid stelle er die Genehmigung der Verbringung da. Wenn dieses Papier bei Notifizierungsabfällen nicht vorliegen würde, sei der Import illegal. Innerhalb einer Frist von 20 Tagen – so glaubt der Zeuge – sei die Notifizierung zu bescheiden.

An ein Gespräch am 07.02.2007 könne er sich nicht erinnern. Es habe ganz viele Gespräche gegeben. Wenn es um Abfälle mit der Nummer 19 05 01 gegangen wäre, hätte er der Notifizierung vermutlich nicht zustimmen können, wenn der Abfall zur Deponierung vorgesehen gewesen wäre, denn die Anlage der WEV sei eine Verwertungs- und keine Beseitigungsanlage. Änderungen habe es mal auf dem Gebiet, mal auf einem anderen Gebiet gegeben. Manchmal sei eine Analytik nachgefordert worden oder irgendein Parameter. Manchmal habe auch die Sicherheitsleistung nicht gestimmt.

Bei Änderungen in der Notifizierung müsste ein Signum angebracht werden oder zumindest ein Stempel. Es gebe da aber keine Vorschriften. Wenn etwas in einem Notifizierungsdokument nicht stimme, werde es geändert. Neue Formulare würden ihnen für solche Fälle nicht zur Verfügung stehen. Die Dokumente würden von den italienischen Behörden ausgestellt und speziell für einen Vorgang ausgegeben. Alle anderen Beteiligten würden ja die Empfangsbestätigung erhalten. Daraus sei auch ersichtlich, wenn etwas geändert worden sei. Im Nachhinein würden also die Behörden dann immer eine Mitteilung darüber bekommen, unter welchen Bedingungen die

Notifizierung genehmigt worden sei. Das gelte auch für die notifizierende Person sowie für den Empfänger. Alle würden identische Unterlagen bekommen.

Die Notifizierung beginne am Versandort und ende in der genehmigten Anlage. Das Regierungspräsidium werde nicht einbezogen. Selbstverständlich sei es für die BImSchG-seitige Überwachung weiterhin zuständig gewesen. Dabei spiele es aber keine Rolle, ob der Abfall aus Italien komme oder beispielsweise aus Thüringen.

Kontrollen seien nur sehr sporadisch durchgeführt worden. Das sei vielleicht erstrebenswert, aber mit drei Leuten könne man das nicht machen. Sie hätten 5000 bis 6000 Anträge pro Jahr zu bearbeiten gehabt zuzüglich Versandbegleitformulare. Er selbst habe zum Beispiel mit dem BAG Kontrollen auf der Autobahn gemacht. Auch mit dem Umweltbundesamt und mit dem tschechischen Ministerium (an der Grenze) hätten sie gemeinsam Kontrollen durchgeführt. Sie hätten auch mal anlassbezogen kontrolliert.

Auch die Transportroute müsse im Notifizierungsantrag drinstehen. Viele würden von vornherein schon eine zweite Transportroute enthalten. Sächsisch-Anhaltinische Behörden seien nicht involviert gewesen. Für die Kontrolle dessen, was in der aufnehmenden Anlage verarbeitet werde, seien sie nicht zuständig gewesen. Wenn Auffälligkeiten vorhanden gewesen wären bei einem der Verarbeiter, also im Falle einer Anzeige oder durch irgendeine andere Information, wäre man dem natürlich nachgegangen.

6 Durchführung

6.1 Mitwirkung am Abfallimport, Zeuge Dr. Kurt Schmitz

Der Zeuge Dr. Kurt Schmitz hat seine Rolle im Zusammenhang mit den Abfallimporten der WEV aus Italien erläutert:

Er sei für die GTS Grube Teutschenthal Sicherungs-GmbH von 1993 bis Ende 2009 als Geschäftsführer tätig gewesen mit der Aufgabe, die dortige öffentliche Gefahrensituation mit geeigneten Maßnahmen zu beseitigen. Diese Aufgabenstellung unterliege zweierlei Rechtsregimen, zum einen dem Bergrecht und zum anderen dem Abfallrecht. Für die Verfüllung von leeren Hohlräumen in einem Bergwerk könnten Abfallstoffe eingesetzt werden, gefährliche und nicht gefährliche. Damit könne der Gefahr des Gebirgsschlages, also des Zusammenbruchs der leeren Hohlräume, begegnet werden. Völlig klar sei, dass man das nur unter Bewertung sämtlicher umweltrelevanter Faktoren machen dürfe.

1999 sei eine italienische Gesellschaft, die so genannte GTS Italia, gegründet worden mit dem Ziel, geeignete Endfallstoffe aus der Industrie (Abfallstoffe) zur Verwertung im italienischen Markt zu akquirieren, und zwar für das Versatzbergwerk Teutschenthal. Er selbst beherrsche die italienische Sprache sehr gut und sei bei Gerichten und Notaren in Sachsen-Anhalt als vereidigter Übersetzer tätig. Aus der Entwicklung der GTS Italia – mit Sitz in Vicenza – und den Aktivitäten im italienischen Markt hätten sich vielfältige Ansprachen seiner Person ergeben.

2004 habe er in Italien eine kleine Beraterfirma mit Namen SCGQ erworben.

Die Firma Ecolog habe er aus anderen Altlastenprojekten gekannt, bei denen Verfüllstoffe für das Bergwerk Teutschenthal geliefert worden seien. Dadurch seien die Kontakte zur WEV zustande gekommen, die seinerzeit die mechanisch-biologische Anla-

ge relativ frisch errichtet habe. In diesem Zusammenhang sei er von der WEV gebeten worden, als Übersetzer bei den Vertragsverhandlungen für die kommerziellen Verträge tätig zu sein. Das sei auch vergütet worden. Diese Nebentätigkeit habe mit der Geschäftsführertätigkeit für die GTS Teutschenthal und die GTS Italia nichts zu tun gehabt. Sie sei auch mit ausdrücklicher Zustimmung der Gesellschafter erfolgt. Die Aufgabe für Teutschenthal und die italienische Tochtergesellschaft habe sicherlich mehr als 95 % seiner Arbeitszeit erfordert. Deswegen seien die Tage natürlich auch immer sehr lang gewesen.

So seien dann die Abfalllieferungen in Richtung WEV auf den Weg gebracht worden. Seine Rolle dabei sei ganz klar gewesen, dass die Verständigung funktioniert habe, was die Sprache angehe. Hier und da habe es auch mal seiner Unterstützung bedurft, wenn etwa die Wiegescheine nicht übereingestimmt hätten oder die Wiegescheine mit den Containernummern. Dann sei eine Klärung herbeizuführen gewesen.

Bei den Zahlungen habe es immer wieder Verzögerungen gegeben. Also habe ihn die WEV über einen entsprechenden Dienstleistungsvertrag gebeten, dort nachzufragen, dass tatsächlich die Bürgschaften gestellt und die Zahlungen so erfolgen würden, wie sich das im Geschäftsleben gehöre.

An keiner Stelle sei er verantwortlich gewesen für Transportaufgaben und die Überprüfung irgendwelcher Qualitätsmerkmale der Materialien. An der Erstellung der Notifizierungsunterlagen habe er eher peripher mitgewirkt, und zwar in der Regel nur im Sinne des Übersetzers, weil die Standards für solche Notifizierungsverträge über die EU-Regularien vorgegeben seien.

Die Bitte der WEV um Akquise sei allgemein gehalten gewesen und habe sich nicht nur auf gefährliche Abfälle der Klasse III bezogen. Sie sei auch nicht in irgendeiner Weise in Bezug auf die vorhandenen Behandlungs- und Ablagerungskapazitäten auf der Anlage begrenzt gewesen. Gesetzliche Vorschriften hätten nicht entgegengestanden.

An Siedlungsabfall 20 03 01 und nicht kompostierter Fraktion 19 05 01 seien sicherlich große Mengen geliefert worden. Das habe sich aber auf die Notstandssituation beschränkt und sei dann mit einem Schlag zu Ende gewesen. Die WEV habe nicht nur die nicht kompostierte Fraktion haben wollen, sondern sei insbesondere an dem unbehandelten Siedlungsabfall interessiert gewesen.

In Bezug auf Behandlungsanlagen in Italien hat der Zeuge Dr. Schmitz erklärt, was heute in Kampanien stehe an Anlagen, die er selber auch in der jüngeren Vergangenheit gesehen habe, sei relativ einfach gestrickt. Sie würden im Wesentlichen aus den Komponenten Schreddern und Sieben bestehen.

Dass Analysen gefälscht worden wären, sei ihm nicht bekannt. Seines Erachtens hätte es auch gar keinen Bedarf gegeben im Bereich der Abfallnummer 19 05 01 (nicht kompostierter Fraktion). Solche Neigungen würden eher bestehen im Bereich der gefährlichen Abfälle.

Die Firma Ecolog habe er aus einem Altlastenprojekt gekannt, das er für die Grube Teutschenthal abgewickelt habe. Sie habe sich als sehr zuverlässiger Partner erwiesen, insbesondere was die gesamten abwicklungstechnischen Dinge auch in Genehmigungsfragen angehe. Er habe überhaupt keinen Anlass gehabt, Bedenken hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieser Firma zu haben, als es mit der WEV losgegangen sei. Der operative Mann sei Herr Dr. Miracle gewesen. Der habe sich immer sehr korrekt ausgedrückt und auf Informationen bestanden, die beispielsweise seine Be-

hörde habe wolle. Er habe nach absoluter Präzision verlangt, was das Begleitscheinverfahren angehe, damit es da keine Unstimmigkeiten gebe.

Er, der Zeuge Dr. Schmitz, habe sich an der Schnittstelle zwischen den Partnern Ecolog und WEV keinesfalls als Vermittler eingebracht. Er habe vielmehr seine Beratungsleistungen zur Verfügung gestellt und glaube deswegen, es gehe ein bisschen fehl, wenn man das auf die Vermittlerrolle reduziere.

Seine Hauptverdienstquelle seien die GTS und die GTS Italia gewesen. Das habe seine Lebensgrundlage und seine wichtigste Verdienstquelle dargestellt. Es sei zwar in der Phase des Notstandes viel Material abgewickelt worden. Millionenbeträge an Provision habe er jedoch nicht kassiert.

6.2 TKÜ-Protokolle, Zeuge Dr. Kurt Schmitz

Aufgrund der Telefonüberwachungsprotokolle der italienischen Polizei, die offiziell im Internet veröffentlicht worden seien, habe die Staatsanwaltschaft Halle (Staatsanwalt Terstegen) ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet. Er habe das Original der Protokolle in Italien gelesen und müsse sagen, dass die Veröffentlichung in Teilen fehlerhaft sei. Was ihn oder die WEV betroffen habe oder hätte betreffen können, habe er natürlich besonders sorgfältig gelesen. Er habe sich die vollständigen Protokolle besorgt und festgestellt, dass die amtlichen Protokolle lückenhaft seien. Hätte man das Gesamte genommen und übersetzt, hätte man es in der richtigen Optik bewerten können. Die Übersetzungen seien teilweise nicht in Ordnung, das möchte er kritisch anmerken.

Die Staatsanwaltschaft habe das Ermittlungsverfahren gemäß § 170 Abs. 2 StPO eingestellt. Nach Bekanntwerden der Ermittlungen habe er, der Zeuge, ein Dossier erstellt, in dem er den gesamten Rahmen, auch den Rechtsrahmen in Italien, noch einmal versucht habe darzustellen. Auch habe er selbstverständlich zu den einzelnen Dingen, soweit sie Vorwürfe enthalten hätten, Stellung genommen und dem Staatsanwalt auf seine Fragen entsprechend geantwortet.

Die Ermittlungen seien der Grund dafür gewesen, dass sein Arbeitgeber GTS Teutschenthal ihm Ende 2009 fristlos gekündigt habe. Dagegen sei er gerichtlich vorgegangen. Das Landgericht Halle und das Oberlandesgericht Naumburg seien zu dem Ergebnis gekommen, dass das Ermittlungsverfahren keinen Kündigungsgrund, zumindest keinen Grund für eine fristlose Kündigung, abgebe.

6.3 Containertransporte, Zeuge Gerd Sommer

Hierzu ist der Zeuge Gerd Sommer vernommen worden. Er hat erklärt:

Er sei von Beruf Immobilienmakler. Von den Zusammenhängen, um die es hier gehe, habe er keine Ahnung. Er wisse über diese Vorgänge nur etwas durch Funk und Fernsehen.

Mit Herrn Böhme sei er im Prinzip fast zusammen groß geworden, er kenne ihn aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Er habe ein Recyclingunternehmen betrieben.

Für Herrn Böhme habe er Scheinrechnungen erstellt, die dieser ihm inhaltlich vorgegeben habe. Dafür habe er von Herrn Böhme jeweils 10 % Provision erhalten. Es

habe sich um 15 bis 20 Rechnungen gehandelt, für die er schätzungsweise 15.000 bis 20.000 € Provision bekommen habe.

Er kenne noch zwei Leute, die ebenfalls Rechnungen für Herrn Böhme geschrieben hätten. Er sei dafür vom Landgericht Halle im letzten Jahr zu einer Freiheitstrafe von einem Jahr und sechs Monaten verurteilt worden, die für vier Jahre zur Bewährung ausgesetzt worden sei. Aufgeflogen sei die Sache dadurch, dass Herr Böhme eine Betriebsprüfung gehabt habe.

Das Geld habe er von Herrn Böhme jeweils bar erhalten. Herr Böhme sei gestorben. Seine Frau habe ihm gesagt, dass er auf der Couch gelegen habe und tot gewesen sei. Das sei für ihn nicht interessant gewesen.

6.4 Betriebsabläufe in der MBA Cröbern, Zeuge Frank Lehmann

Der **Zeuge Frank Lehmann** war von 2005 bis 2008 bei der WEV beschäftigt. Er ist nach seinen Angaben geprüfter Polier/Tiefbau und gelernter Landwirt (Agraringenieur/FH Spezialgebiet Tierzucht). Er war als Vorarbeiter in der MBA Cröbern bei der Intensivrotte eingesetzt. Der Zeuge hat angegeben:

Es sei beim Betrieb der Müllaufbereitungsanlage durch die WEV zu Unregelmäßigkeiten gekommen. Darauf habe er in einer Anzeige vom 25.06.2008 an die Landesdirektion Leipzig hingewiesen.

6.4.1 Reparatur der zwei RTO-Öfen

Dazu hat der Zeuge ausgesagt:

Im System der Müllaufbereitungsanlage gebe es eine Gasnachverbrennungsanlage, bestehend aus zwei Öfen. Das Gas werde einer regenerativen thermischen Oxidation zugeführt. Solche Schlüsseltechnologien würden doppelt ausgeführt. Diese Öfen seien nach zwei Betriebsjahren schon so verschlissen gewesen, dass sie ihre Funktion nicht mehr hätten erfüllen können. Der Errichter Linde habe dort nachrüsten und korrosionsresistenten Edelstahl einbauen müssen, um diese Technologie dauerhaft für den Betreiber herzustellen. Die Aufarbeitung eines Ofens habe drei Wochen gedauert und richtig Geld gekostet. In diesen drei Wochen habe nur ein er RTO-Ofen laufen können. Man hätte im Prinzip die ganze Hausmüllstrecke auf 50 % Kapazität herunterfahren müssen. Stattdessen habe man einfach ein dickes Rohr auseinandergeschraubt und praktisch 30.000 m³ schädliche Gase pro Stunde direkt in die Außenluft abgeleitet, die eigentlich in der RTO-Anlage hätten nachverbrannt werden müssen. Nach der Reparatur von einem Block für die Dauer von drei Wochen sei dann umgestellt worden, in dem anderen Block sei es genauso – für weitere drei Wochen – weitergegangen.

6.4.2 Ablagerung unbehandelten Abfalls

Bei seiner Anzeige habe der Italien-Müll eine untergeordnete Rolle gespielt. Allerdings sei die Überbelastung 2007/2008, als die Italien-Chargen dazugekommen seien, schon am höchsten gewesen. Es sei neben den freigegebenen Chargen nicht behandeltes Material mit aufgeladen und „auf den Berg gefahren“ worden. Dort werde natürlich wieder gewogen. Es liege aber ja an dem LKW Fahrer, der das Material

auf den Berg fahre. Der sage sich: „Ich bin doch nicht bekloppt und fahre das über die Waage. Das fällt ja dann auf, wenn eine Charge mal 700 t hat und eine Charge 1300 t“.

Danach sei das praktisch nicht mehr nachvollziehbar. Wenn man dann informell neben dem Vorarbeiter der so genannten Abfallkontrolle, der gerade Dienst habe, am Rolltor von der Annahmehalle stehen würde und ihm sagen würde: „Guck mal, es wird gerade wieder - sage ich mal - unbehandeltes Material auf die Deponie gefahren“ , und er antwortet: „Weißt du, das ist von oben so gewollt, und ich verbrenne mir doch nicht die Gusche“: was wollen Sie dann noch bewegen in der Firma? Hochgerechnet habe es sich um 10.000 t gehandelt. Geschätzt seien davon ungefähr 5000 t Italien-Müll gewesen. Bei 300.000 bis 500.000 t, die jährlich auf den Berg gefahren würden, würde das nicht wirklich auffallen. Zwar könnte man austretende Gase messen. Es sei aber niemand da, der das mache. Warum auch?

6.4.3 Umleitung von Italien-Abfall nach Weißenfels

Das aus Italien gelieferte Material sei am Außengleis vor dem Betriebsgelände entladen worden. Die Container seien in der Annahmehalle ausgekippt worden. Das Material habe keine Hausmüllstruktur gehabt, sondern vielmehr eine braun-schwarze, eher organische und keine mineralische Struktur. Teilweise sei es glänzend gewesen. Mehr oder weniger alle Mitarbeiter hätten davor gestanden und gesagt, das sei keine Hausmüllstruktur. Er habe das bis dahin nicht gekannt. Wenn man grobe Kiefernrinde feucht mache und sie mischen würde, könnte das so hinkommen, also Stücke bis 10 cm, kleinere Stücke, Feinmaterial, braun-schwarz und schmierig anzufassen, glitschig, teilweise eher feuchte Struktur.

Er habe einmal verfolgt, dass das ausgekippte Material wieder aufgeladen und aus der Halle und vom Betriebsgelände gefahren worden sei, wohin, wisse er nicht. Er habe seit 2000 keinen Geruchssinn mehr und könne nicht sagen, wonach das Material gerochen habe.

Irgendwann habe es damit angefangen, dass ein Teil der Container rechts herumgefahren sei, praktisch in Richtung B 2, B 95. Die Masse der LKW habe Weißenfelser Kennzeichen gehabt. Es sei von Deuben als Firmensitz die Rede gewesen. Nachträglich habe er erfahren, dass dort eine Firma sei, die das möglicherweise weiterverarbeitet habe.

Sein Bereich, also die Intensivrotte, sei das Nadelöhr in der gesamten Müllaufbereitungsanlage gewesen. Dieser Bereich sei fast immer an der Kapazitätsgrenze gewesen, das sei schon 2006 und 2007 der Fall gewesen.

7 Erkenntnisse des BKA zu Abfallimporten

Zu diesem Thema hat sich der Zeuge Andreas Windolph geäußert. Er ist Sachbearbeiter im Bundeskriminalamt in der Gruppe Finanz-und Wirtschaftskriminalität.

Er hat ausgeführt: Seine Behörde habe von November 2009 bis Juni 2011 eine Sonderauswertung DIAK (deutsch-italienische Abfallwirtschaftskriminalität) durchgeführt. Darüber seien vier Berichte geschrieben worden, der letzte im Juni 2011. Gemäß § 2 BKA-Gesetz habe das Bundeskriminalamt eine Zentralstellenfunktion. Es habe einen Auswerteauftrag bezüglich Straftaten von erheblicher überregionaler oder internatio-

naler Bedeutung. Die Aufgabe sei, Informationen aus dem polizeilichen Nachrichtenaustausch zu sammeln, auszuwerten und auch zu steuern. Im November 2009 hätten sie Informationen aus knapp zehn Ermittlungsverfahren, gegen Ende der Sonderauswertung im Juni 2011 seien es dann insgesamt 15 Verfahren in Deutschland und 15 Verfahren italienischer Strafverfolgungsbehörden gewesen.

Der Vorgang um den Entsorgungsnotstand in Kampanien/Italien sei bei Ihnen im August 2008 erstmals aufgelaufen im Rahmen des Interpol-Nachrichtenaustausches. Es sei um den Komplex WEV-Alt-Deponie Freyburg-Zeuchfeld gegangen. Ein weiteres Verfahren sei von der Staatsanwaltschaft Kaiserslautern geführt worden. Da habe es sich um Sonderabfälle aus Italien gedreht, die illegal abgerechnet worden seien. Die seien zu einer Sonderabfalldeponie in Rheinland-Pfalz zur Firma GBS geliefert worden.

Seit Mitte der Neunzigerjahre habe es erhebliche Entsorgungsprobleme im Großraum Neapel gegeben. Italienische Kollegen hätten ihnen gesagt, es gebe Kräfte in Italien, die versucht hätten, diesen Entsorgungsnotstand über längere Zeit künstlich aufrechtzuerhalten. Entsprechende mediale und politische Reaktionen hätten dazu geführt, dass letztendlich Gelder aus Rom bereitgestellt worden seien, um diesen Entsorgungsnotstand zumindest temporär zu entspannen. Davon hätten eigentlich ausreichende Entsorgungsanlagen im Raum Kampanien errichtet werden sollen. Es seien insgesamt fünf oder sechs mechanisch-biologische Abfallbehandlungsanlagen gebaut worden. Dann habe sich da eine „illustre“ Gruppe von Leuten zusammengefunden, die aus Verantwortlichen von Entsorgungsunternehmen, Amtsträgern und Verantwortlichen von Untersuchungslabors in Italien bestanden habe. Letztendlich habe man eine legale Entsorgung der Siedlungsabfälle vorgetäuscht. Die fünf oder sechs mechanisch-biologischen Abfallbehandlungsanlagen seien nach den Ermittlungsergebnissen aus Italien nur als Alibi-Anlagen gefahren worden, nämlich nur zum Schein. Die Abfälle seien allenfalls mit dem Schredder zerkleinert und dann weitläufig in Süditalien illegal entsorgt worden. Das seien mehrere 100.000 t gewesen. Ab 2001 hätten dann diverse sogenannte Hilfs- oder Notentsorgungen nach Deutschland stattgefunden. Es seien rund 700.000 t gewesen, die von 2001 bis 2008/2009 nach Deutschland entsorgt worden seien. Die seien überwiegend in Müllverbrennungsanlagen gegangen.

Die Tätergruppe sei relativ umfangreich gewesen. Im Mai 2008 habe eine konzertierte Durchsuchungs- und Festnahmeaktion stattgefunden. Die Haupttäter seien in Untersuchungshaft gegangen.

In der Notifizierung seien die Abfälle als 19 05 01 deklariert worden, das heiße als nicht kompostierte Fraktion aus der mechanisch-biologischen Abfallbehandlung. Weil aber der MBA-Betrieb in Italien nur vorgetäuscht gewesen sei, habe es sich nicht um 19 05 01-, sondern um 20 03 01-Abfälle gehandelt, also gemischte Siedlungsabfälle.

Nach den Ermittlungsergebnissen der Italiener seien diese Abfälle in keine Verwertung in Deutschland gelaufen, sondern direkt auf eine Deponie, und zwar am Ende für sieben € pro Tonne. Das sei vollkommen undenkbar. Als er, der Zeuge, das gehört habe, sei für ihn klar gewesen, dass das nicht legal sein könne.

Insgesamt habe es vier Notifizierungen gegeben, zunächst nach 19 05 01, später nach 20 03 01. Die österreichischen Behörden hätten einmal einen Transport am Brenner angehalten, weil der Verdacht bestanden habe, dass es sich nicht um behandelte Abfälle gedreht habe, sondern um gemischte Siedlungsabfälle.

Das BKA habe dann bestimmte Personen der WEV bzw. auch eine Person, die bei einem anderen Entsorgungsunternehmen in Deutschland beschäftigt gewesen sei, identifizieren können. Das seien die wesentlichen Kontaktpersonen für die italienischen Beschuldigten gewesen. Er, der Zeuge Windolph, gehe bei seiner Bewertung zu 90 % davon aus, dass 106.000 t Siedlungsabfälle aus Kampanien aus dem WEV-Geschäft illegal in Sachsen-Anhalt auf der Deponie Freyburg-Zeuchfeld entsorgt worden seien. Es seien teilweise noch schwebende Verfahren.

Bei der illegalen Abfallentsorgung sei man bei den kriminellen Gewinnen in Dimensionen gekommen, die dem Rauschgiftlagebild in keiner Weise nachstehen würden.

Bei der Abfallverschiebung in obertägige Abbauflächen habe man seit dem 01.06.2005 59 Tatkomplexe gehabt. Pro Tatkomplex hätten sie einen durchschnittlichen kriminellen Gewinn von 3,3 Millionen € ermittelt. Das bedeute pro LKW einen kriminellen Gewinn von 660 €. Die Sanierungsschäden könne man auf 273 Millionen € hochrechnen.

Nach den Ermittlungsergebnissen in Italien hätten Betreiber von Labors auch teilweise falsche Analysen erstellt. Im Prinzip sei bei Bestechung und Bestechlichkeit im geschäftlichen Verkehr der Modus Operandi immer gleich. Ein Staatsanwalt in Frankfurt habe einmal gesagt, man habe den Eindruck, „die sind alle auf die gleiche Schule gegangen oder haben alle das gleiche Seminar besucht."

In Rheinland-Pfalz sei es so gewesen, dass der Verantwortliche, wohl der Geschäftsführer, mit seinen Geschäftspartnern den Preis der Abfallentsorgung auf der Deponie GSB künstlich runtergedrückt habe. Am Anfang der Kette, also vom Erzeuger, sei aber der reguläre Marktpreis bezahlt worden. Das nenne man den Bruttopreis. Der heruntergedrückte Preis sei der Nettopreis. Die Differenz dazwischen sei in aller Regel das Schmiergeld. Das werde meist herausgezogen mit Rechnungen, die von Drittfirmen gestellt, aber von den Initiatoren des Geschäftes beherrscht würden. Die würden eine Firma konstruieren. Das sei meist ein Briefkasten. Es werde dann für eine Scheinvermittlung/Scheinberatung etwas in Rechnung gestellt.

Der italienische Steuerzahler habe für die Hilfsentsorgung nach Deutschland pro Tonne 220 € bereitgestellt. Durch Multiplikation mit der effektiv zur WEV gelieferten Menge komme man auf eine Summe von 30,5 Millionen. In den Telefonüberwachungsprotokollen aus Italien seien weitere Kosten in Höhe von 130 € als Transportkosten aufgeführt. Am Ende seien dann sieben € für die Deponierung übrig geblieben. Die Transportkosten vom Eisenbahnentladeort in Deutschland zur finalen Entsorgung seien mit 16 € pro Tonne zu veranschlagen, daraus ergebe sich ein Restgeld von 9,52 Millionen Euro. Die Frage sei, was mit diesem Geld passiert sei.

Die durchschnittlichen Preise, die mit diesem Tatprofil auf dem deutschen Entsorgungsmarkt von den Leuten verlangt würden, die am Ende der Kette gewesen seien, hätten sich auf rund 20 bis 30 € die Tonne belaufen.

8 Erkenntnisse italienischer Ermittler

8.1 Lieferung von Hausmüll aus Kampanien, Zeuge Dr. Paolo Sirleo

Zu diesem Komplex ist der Zeuge Dr. Paolo Sirleo vernommen worden. Er hat angegeben, er stehe zurzeit im Dienst bei der Staatsanwaltschaft Reggio Calabria, und zwar seit Februar 2012. Die Ermittlungen über die Verbringung von Müll unter ande-

rem aus Kampanien nach Deutschland würden den Zeitraum von 1994 bis 2009 betreffen. Normalerweise würde die Müllentsorgung den Regionen obliegen. In diesem Falle habe die Regierung aber ein Kommissariat eingesetzt, um die Entsorgung selbst in der Hand zu haben.

Der Ursprung des Problems habe darin gelegen, dass täglich 7500 t an festem Siedlungsabfall angefallen seien und es keine getrennte Müllsammlung gegeben habe. So sei die Situation in den neunziger Jahren gewesen. Im Jahr 1998 sei in Kampanien eine Ausschreibung erfolgt zur Abfallentsorgung, und zwar durch eine Arbeitsgemeinschaft, eine vorübergehende Unternehmensgruppierung unter dem Vorsitz der Firma Impregilo S.p.A. An dieser seien mehrere Unternehmen beteiligt gewesen, darunter auch zwei deutsche. Das System habe den Bau von sieben sogenannten MBA vorgesehen sowie von zwei Anlagen zur Müllverbrennung, RDA-Anlagen, für den trockenen Abfall aus der Müllsammlung, der einen Brennwert aufweise, ferner von entsprechenden Deponien zur Entsorgung. 35 % des Mülls hätte Brennstoff ergeben, ein weiterer – organischer – Teil habe der biologischen Behandlung unterzogen werden und ein Restanteil an nicht organischem und nicht brennbarem Abfall habe aus Keramik, Glas usw. bestehen sollen.

Die Verträge über das Entsorgungsmanagement seien für zehn Jahre abgeschlossen gewesen und hätten das gesamte Verfahren von der Müllanlieferung durch die regionalen Müllsammelunternehmen bis hin zur Endbestimmung für den Abfall einbezogen. Es seien entsprechende Parameter vorgesehen gewesen, die bei der Herstellung der einzelnen Fraktionen einzuhalten gewesen seien. Der Brennstoff aus Müll habe gemäß einem ministerialen Beschluss eine Beschaffenheit von 15.000 Joule pro Kilogramm aufweisen sollen. Wo dieser Wert nicht eingehalten worden sei, habe es Probleme gegeben. Ab 2001 seien nach und nach MBA gebaut und in Betrieb genommen worden, die Müllverbrennungsanlage sei schon weit vorher gebaut worden. Nachdem es zu vielen operativen Problemen gekommen sei, habe die Staatsanwaltschaft schließlich eine Ermittlung aufgenommen, die 2004 zur Beschlagnahme der Anlagen geführt habe. Den Anlagenleitern seien Auflagen gemacht worden, damit die vorgeschriebenen Parameter auch hätten eingehalten werden können.

Es sei dann zu einem Mangel an Deponien gekommen mit der Folge, dass nicht mehr 100 % der Fraktionen hätten aufgenommen werden können. Somit sei das gesamte System in die Krise geraten. Die Anlagen hätten geschlossen werden müssen. Daraufhin habe die Regierung eingegriffen, um das Problem zu lösen. Der Vertrag sei aufgelöst worden. Als Übergangsregelung habe die Regierung die Anlagen direkt an ein Kommissariat übergeben. Dieses habe die Anlagen mit den alten Betreibern sozusagen als „operativer Arm des Regierungskommissariats“ betrieben. Die Betreiber seien keine Lizenznehmer gewesen und keine Beauftragten der Regierung mehr, sondern hätten direkt dem Regierungskommissariat unterstanden. Sowohl gegen Unternehmer als Betreiber als auch gegen Mitglieder des Regierungskommissariats, das die Entsorgung hätte beaufsichtigen sollen, sei ein Ermittlungsverfahren eingeleitet worden. Die Beschuldigten seien aber von dem Gericht in Neapel freigesprochen worden, da die Nichteinhaltung von Parametern nicht als Straftatbestand anzusehen gewesen sei.

Nachdem der Vertrag aufgelöst worden sei, habe es keine festgesetzten Parameter mehr gegeben. Mit zwei Beschlüssen mit der Nummer 3479 und 3481 aus dem Jahr 2005 habe der Präsident des Ministerrats begonnen, eine neue Struktur zu schaffen, um die Anlagen direkt zu leiten, wobei die Angestellten und Mitarbeiter gleich geblie-

ben seien. Es seien nur neue Parameter aufgestellt worden. Die Anlagen seien für die ausgehenden Abfälle neu klassifiziert worden. Für den ausgehenden, zur Verbrennung geeigneten RDS-Müll sei die Abfallschlüsselnummer 19 12 12 festgesetzt (vorher 19 12 10), die feuchte Fraktion sei mit der Abfallschlüsselnummer 19 05 01 gekennzeichnet worden. Die bezeichne gemäß dem europäischen Abfallschlüsselkatalog die aerob behandelte, nicht kompostierte Fraktion. Das technische System habe vorgesehen, dass die feuchte Fraktion nach dem Siebprozess auf sogenannten Stabilisierungsflächen gelagert und dort aerob behandelt worden sei. Diese Behandlung habe 28 Tage lang andauern sollen, um einen biologischen Zyklus in Gang zu setzen, der dazu geführt habe, dass die Bakterien aus dem Abfall entfernt wurden, die zur Perkolatbildung, also zur Sickerwasserbildung geführt hätten und auch an Geruchsausdünstungen schuld gewesen seien. Das tätige Unternehmen habe keine eigentliche Bezahlung erhalten, sondern nur eine Kostenerstattung. Das Ganze sei bis zu einer neuen Ausschreibung als Zwischensystem vorgesehen gewesen.

Nachdem die Produktionslinien der Anlagen geschlossen worden seien, habe es überhaupt keine aerobe Behandlung der Abfälle mehr geben können. Es seien aber in Kampanien täglich 7500 t Abfälle angefallen. Es habe sich um einen äußerst komplexen Sachverhalt gehandelt, der zu extrem umfangreichen Ermittlungen geführt habe. Dabei habe man sich am Anfang vor allem auf das Abhören von Telefonaten gestützt, welche die Mitarbeiter der müllverarbeitenden Anlagen und deren Vorgesetzte auf der einen Seite und zuständige Mitarbeiter des Regierungskommissariats auf der anderen Seite geführt hätten. Dabei habe sich ergeben, dass es einen Entsorgungsweg nach Deutschland gegeben habe. Mit dem Transport habe die FIBE – das sei das Unternehmen der Anlagenbetreiber – mit Genehmigung des Regierungskommissariats die Firma Ecolog S.p.A. beauftragt. Diese Firma gebe es heute in der Form nicht mehr, sie habe zur Bahn gehört. Aufgabe der Firma Ecolog S.p.A. sei es gewesen, Anlagen zu finden, wohin der Müll habe geliefert werden können. In diesem Fall sei das die Firma WEV gewesen.

Die Ermittlungen hätten ergeben, dass die Deponie Cröbern und die Anlage in Großpösna Bestimmungsort für die Abfälle gewesen seien. Die entsprechenden Verträge hätten für das Jahr 2007 Abfallmengen von 150.000 t mit der Abfallschlüsselnummer 19 05 01 vorgesehen. Bei Kontrollen im April 2007 vor Ort habe sich ergeben, dass die Abfallschlüsselnummer nicht mit dem gelieferten Müll übereingestimmt habe. Die Staatsanwaltschaft Neapel habe festgestellt, dass dieser Müll keiner aeroben Behandlung unterzogen worden sei und deshalb eigentlich mit der Schlüsselnummer 19 12 12 hätte gekennzeichnet werden müssen. Diese Schüsselnummer bezeichne Siedlungsmüll, der nur einer mechanischen Behandlung unterzogen worden sei.

Gleichzeitig habe es auch Telefonüberwachungsmaßnahmen beim Generaldirektor der Firma Ecolog, Herrn Miracle, gegeben. Dieser wiederum habe Beziehungen zu dem Geschäftsführer Roberto Cetera unterhalten. Man habe belegen können, dass nicht nur die Abfallschlüsselnummern falsch gewesen seien, sondern auch die angegebenen Verfahrensarten für die Behandlung des Mülls am Bestimmungsort. Als Verfahrensart sei D 1 angegeben worden. Das bedeute gemäß dem europäischen Abfallkatalog: Entsorgung auf der Deponie. Nachdem das Regierungskommissariat eingegriffen habe, sei diese Verfahrensart in R 12 umgeändert worden, was bedeute: Austausch von Abfällen zwischen verschiedenen Anlagen. Aus den abgehörten Telefonaten sei hervorgegangen, dass die Abfälle grundsätzlich zum Verbleib für die Deponie bestimmt gewesen seien. Sie hätten – eventuell mit einer Vorbehandlung – dort deponiert werden sollen. Man könne sagen: Italien habe Abfall an die WEV geschickt, es habe aber definitiv kein Austausch von Abfällen stattgefunden.

Eine Mitarbeiterin bei der Region Kampanien sei erstaunt gewesen über die Zuordnung der Verfahrensart und habe es sonderbar gefunden, dass die Versendung nicht mit der Kennzeichnung D für Müllbeseitigung erfolgt sei. Die zuständige Beamtin beim Regierungskommissariat habe aber dennoch dafür gesorgt, dass ihre Vorgesetzte, die von diesem Verfahren nichts gewusst habe, die Genehmigung erteilt und die Notifizierung unterschrieben habe. Sie sei später auch wegen Beihilfe zum illegalen Abfalltransport verhaftet worden. Die Notifizierungsunterlagen, die man bei der Deponie gefunden habe, seien auf Deutsch gewesen. Die Beamtin habe kein Wort Deutsch gesprochen und sei gar nicht in der Lage gewesen, die Unterlagen entsprechend zu prüfen. Die Telefonüberwachung habe auch ergeben, dass Herr Miracle Beziehungen gepflegt habe zu Herrn Kurt Schmitz, der den deutschen Behörden und der deutschen Polizei bereits bekannt gewesen sei und gegen den auch schon wegen illegaler Abfallentsorgung ermittelt worden sei. Dieser habe Beziehungen zu dem Leiter der deutschen Deponie gehabt.

Die Zuordnung der Verfahrensarten habe auch bei dem Beamten im Transitland Österreich Erstaunen ausgelöst. Herr Doruch von der WEV habe sich dann bei diesem österreichischen Beamten, Herrn Gruber, eingefunden, um diesem die Funktionsweise der deutschen Anlage zu erklären und alle Zweifel zu zerstreuen.

Es seien also große Mengen von nicht gefährlichen Abfällen nach Deutschland transportiert worden, die keinerlei aerobe Behandlung erhalten hätten, weil die Anlagen in Italien nicht funktioniert hätten bzw. ausgeschaltet gewesen seien. Das habe zu einem Problem für die Entsorgung auf den Deponien geführt, weil der ganze Stabilisierungsprozess auf der Deponie direkt stattgefunden habe. Gleichartige Abfälle seien auch auf italienische Deponien geliefert worden. Die Folge sei einerseits eine hohe Produktion von volatilem Biogas gewesen, dass für die Tierwelt schädlich sei. Auch habe das zu großen Problemen durch Geruchsbelästigung der Bevölkerung geführt. Auch gebe es in einem solchen Fall eine hohe Perkolatbildung. Nach den EU-Richtlinien müsse Perkolat, also Sickerwasser, aus Deponien regelmäßig abgesaugt und entsorgt und in Kläranlagen verbracht werden. Dazu müsse man Kläranlagen finden, die in der Lage seien, derartige Mengen Perkolat ordnungsgemäß zu verarbeiten.

Weiter hat der Zeuge Dr. Paolo Sirleo ausgeführt, dass in dem Verfahren gegen Herrn Cetera ein Gutachten eines deutschen Sachverständigen vorgelegt worden sei, das die Rechtmäßigkeit des Handelns der Firma Ecolog in Deutschland habe begründen sollen. Auch Herr Miracle habe auf dieses Gutachten hingewiesen. Die Frage sei allerdings nicht gewesen, ob in Deutschland eine Behandlung der Abfälle stattgefunden habe oder nicht, sondern einfach die Tatsache, dass die Abfälle so nicht nach Deutschland hätten transportiert werden dürfen, da die Angaben in den Dokumenten von der wirklichen Beschaffenheit des Abfalls abgewichen sei. Ob und in welcher Weise noch eine Behandlung in Deutschland stattgefunden habe, sei nach dem italienischen Gesetz völlig egal gewesen, da dieser illegale Abfallhandel dadurch schon begangen worden sei, dass die Merkmale der Beschaffenheit des Abfalls nicht den in den Notifizierungsunterlagen angegebenen entsprochen hätten. Das Gutachten habe also nicht als technischer Beweis zur Entlastung angesehen werden können.

Bei dem Abfall mit der Schlüsselnummer 19 05 01 habe es zwei Probleme gegeben. Einmal seien Plastik- und auch Papierbestandteile enthalten gewesen, die für eine organische Behandlung nicht geeignet gewesen seien und eigentlich der trockenen Fraktion hätten zugewiesen werden müssen. Zum anderen habe der nicht stabilisier-

te Abfall eine organische Belastung mit dem sogenannten DOC-Wert aufgewiesen, wobei man sagen müsse, dass das für die italienischen Deponien damals noch nicht von Belang war, weil die EU-Deponiegesetzgebung in Italien noch nicht umgesetzt gewesen sei.

Ob deutsche Personen im Zusammenhang mit den Abfalltransporten nach Deutschland bestochen worden seien, hätten die Ermittlungen nicht ergeben. Zu den Maßnahmen der deutschen Behörden, was die Verfahrensnummer R 12 betreffe, könne er nichts sagen. Die Änderung von D 1 in R 12 sei aus für sie nicht erkennbarem Grund vorgenommen worden.

Seines Wissens gebe es immer noch enorme Probleme bei der Müllentsorgung in Italien. Er sage das nicht als Ermittlungsperson, sondern als Privatperson. Er wisse, dass aus Neapel bis vor kurzem noch Müll nach Deutschland verbracht worden sei, was eigentlich keine normale Situation sei, da ein Land in der Lage sein sollte, den Müll auf dem eigenen Territorium zu entsorgen. Er wisse, dass es aktuell immer noch Probleme auch in Kalabrien gebe, wo er lebe, und dass man dort mit dem Betrieb der Anlagen immer noch sehr im Verzug sei. Das führe dazu, dass keine ordentlichen Müllsammlungen durchgeführt werden könnten und dass das Müllentsorgungssystem immer noch sehr rückständig sei.

Eine Dienststelle beim Bundeskriminalamt für deutsch-italienische Abfallkriminalität, kurz DIAK genannt, sei ihm nicht bekannt. Eine solche Koordinierungsbehörde kenne er in Italien lediglich im Bereich der Drogenkriminalität.

Es wäre komisch, wenn bei der Müllanlieferung bei der WEV nicht bemerkt worden wäre, dass es sich nicht um Müll mit der Schlüsselnummer 19 05 01 gehandelt habe. Bei der Beschlagnahme des Waggons, der nach Deutschland habe gehen sollen, sei festgestellt worden, dass der Abfall nass gewesen sei. Normalerweise dürfe er das nicht sein, da durch die Belüftung außer dem biologischen Abbau von Bakterien auch eine Trocknung des Abfalls vorgenommen werde. Wenn er sichtbar nass sei, müsse das auf jeden Fall bemerkt werden. Außerdem habe der Abfall bei der Beschlagnahme starke Ausdünstungen entwickelt, was im Falle einer Vorbehandlung auch nicht so hätte sein dürfen. Der Abfall dürfte dann nicht stinken.

Erkenntnisse darüber, dass die WEV gewusst haben könnte, dass Arsenproben an anderer Stelle so gezogen worden seien, dass keine erhöhten Arsenwerte zustande kämen, hätten sie nicht.

Das gegenwärtig anhängige Verfahren liege jetzt beim Gericht in Rom, nachdem es für die Voruntersuchung in Neapel eröffnet worden sei. Es stehe noch in den Anfängen. Ob Herr Dr. Schmitz gerichtlich verurteilt worden sei, könne er nicht sagen. Von italienischer Seite gebe es keinerlei strafrechtliche Vorwürfe gegen Herrn Schmitz oder Herrn Doruch.

Es gebe ein Telefongespräch zwischen Herrn Miracle und Herrn Dr. Schmitz, in dem darauf Bezug genommen werde, dass es für die WEV wirtschaftlich nicht sinnvoll wäre, eine Vorbehandlung zu machen. Herr Miracle habe dabei gesagt, das gehe alles auf die Deponie, es sei klar, dass sich das wirtschaftlich nicht lohne, den Müll zu behandeln. Die würden nur „schnell drübergehen“. Da werde Bezug genommen auf eine Behandlung, die normalerweise einen Monat dauern müsste. Dr. Schmitz spreche hier also von einer schnellen Behandlung, da es anders nicht wirtschaftlich wäre. Dieses Gespräch sei ein klarer Anhaltspunkt dafür, dass man denken könne, dass keine besonders weitreichende Behandlung durchgeführt worden sei.

8.2 Sonderabfälle aus Corridonia

8.2.1 Zeuge Dr. Paolo Sirleo

Auch zu diesen Vorgängen hat sich der Zeuge Dr. Paolo Sirleo geäußert:

Hierbei habe es sich um gefährliche Abfälle aus einem Ort namens Corridonia gehandelt, die eigentlich in den Abfallverwertungsanlagen hätten umgewandelt werden müssen. Zum einen sei es Abfall aus Ölraffinerien gewesen. Zum anderen habe der Abfall aus kontaminierten Böden bestanden, die von unbekannten Personen abgelagert worden seien. Die anorganischen Abfälle hätten der Müllverbrennung zugeführt werden, die organischen so behandelt werden müssen, dass die nicht zur Deponierung geeigneten Stoffe zuvor abgebaut worden wären.

Die Ermittlungen hätten ergeben, dass alle diese Abfälle mit Erde vermischt worden seien, und zwar ohne die Zusätze, die nötig gewesen wären, um die nicht deponierbaren Substanzen abzubauen. Diese Abfälle seien dann nach Deutschland verschickt worden. Sie hätten gefährliche Stoffe in solchen Konzentrationen enthalten, dass auch Deponien, die für gefährliche Abfälle zugelassen seien, sie nicht so einfach hätten deponieren dürfen.

Sie hätten anhand von Dokumenten des Steuerberaters bei Eco Service die Vorgänge rekonstruieren können, und zwar durch einen Vergleich zwischen den Mengen an behandeltem Abfall und den Zusatzstoffen, die dafür tatsächlich eingesetzt worden seien. Im Jahr 2007 hätte zur Stabilisierung Zement im Umfang von 1576,45 t eingesetzt werden müssen und im Jahr 2008 dann 838,51 t. Die Unterlagen hätten ergeben, dass deutlich weniger Zement abgerechnet worden sei. Man habe davon ausgehen können, dass zwar ein Teil stabilisiert, ein anderer Teil aber lediglich mit Erde und Stäuben vermischt worden sei. Anlässlich des Ortstermins beim Steuerberater seien zwar Analysen durchgeführt worden, die hätten aber nicht zu einem brauchbaren Ergebnis geführt, weil eine adäquate Probenentnahme nicht möglich gewesen sei. Es seien dann bei offiziellen Kontrollen in Canosa di Puglia Analysen gemacht worden, die einen wissenschaftlichen Wert gehabt hätten. Diese hätten gezeigt, dass die Anlage nicht in der Lage gewesen sei, das herzustellen, was angegeben worden sei. Die Abfälle hätten eine völlig andere Beschaffenheit aufgewiesen.

Für gefährliche Abfälle mit der Abfallschlüsselnummer 19 02 04 gebe es in Italien keine Anlagen, auch wenn dort versucht worden sei, mit falschen Abfallschlüsselnummern auf italienischen Deponien zu entsorgen, und zwar durch die Umwandlung der Abfallschlüsselnummer. Die einzige Anlage, die dann als berechtigt zur Aufnahme dieser Abfälle ausgemacht worden sei, sei eben die Anlage in Sachsen gewesen.

Der Gewinn, den die Eco Service dabei erzielt habe, liege einerseits in der Ersparnis beim Einkauf der Zusatzstoffe, also von Zement, Kalk und anderen Stoffen, die für die Behandlung der Abfälle notwendig gewesen wären. Der Gewinn liege andererseits auch darin, dass mehr Abfälle – und zwar fast das doppelte von dem, was bei einer normalen Abfallbehandlung möglich gewesen wäre – angenommen worden seien. Das heiße, Eco Service habe eigentlich 700 Tage für die Behandlung der Abfälle gebraucht und stattdessen nur ein Jahr dafür einsetzen müssen. Es hätten also sehr viel mehr Abfälle behandelt und dementsprechend auch abgerechnet werden können.

Aus den Ermittlungen, die er zusammen mit Herrn Di Venere durchgeführt habe, seien allerdings keine Anhaltspunkte für Kontakte mit kriminellen Organisationen hervorgegangen. Allerdings hätten Unternehmen diese Abfälle ohne Skrupel nach

Deutschland und auch in andere Anlagen versandt, um zu einer großen Kostenersparnis zu kommen. Bei den Versendern habe es sich um Mitglieder einer autonomen Umweltkriminalitätsorganisation gehandelt – ohne Verbindung zu mafiösen Vereinigungen. Es seien daran erstens die Personen beteiligt gewesen, welche die Vermischung der Abfälle aus Corridonia vorgenommen hätten, sowie des weiteren Abfallbroker, welche die Kontakte zwischen den Abfallunternehmen und den Entsorgungsunternehmen sowohl in Italien als auch in Sachsen hergestellt hätten.

Die Entsorgung der Abfälle in Sachsen sei nur möglich gewesen aufgrund von Analysen und Charakterisierungen der Abfälle, die gefälscht gewesen seien. Die vom Hersteller in Corridonia vergebene Abfallschlüsselnummer sei nicht repräsentativ gewesen, da die Abfälle nicht behandelt worden seien und deshalb auch diese Schlüsselnummer nicht hätten bekommen dürfen. Die Schlüsselnummer sei 19 02 04 gewesen. Damit würden schon gefährliche Abfälle bezeichnet; die wirkliche Beschaffenheit des gelieferten Abfalls sei aber schlimmer gewesen. Die Fälschungen seien anhand von Kontrollen festgestellt worden, die auf der Anlage in Cröbern stattgefunden hätten. Der DOC-Wert sei höher gewesen als gesetzlich zugelassen. Aufgrund der in Cröbern vorgenommenen Probenanalyse sei in der Anlage in Corridonia extra eine Probe für die Analyse zur Verfügung gestellt worden, deren DOC-Wert unter dem gesetzlich zugelassenen gelegen habe, um diese Analysen zu umgehen. Das heiße, wenn die Abfallprobe mit den guten Werten genommen werde, werde der Abfall dann insgesamt für gut befunden. Damit seien die Analysezertifikate eindeutig mit falschen Werten, also unter falschen Voraussetzungen, hergestellt worden. In gleicher Weise sei in Bezug auf die Arsenwerte verfahren worden, weil eine nicht repräsentative Probe herangezogen worden sei. Das habe natürlich Auswirkungen auf die internationalen Notifizierungen gehabt, die entsprechenden Dokumente hätten nicht der Wahrheit entsprochen.

Soweit seien allerdings keine Verantwortlichkeiten deutscher oder italienischer Behörden festgestellt worden, weil sich die Notifizierung auf augenscheinlich korrekte Dokumente bezogen hätten.

Die Deponie in Cröbern habe die Genehmigung zur Aufnahme von Abfällen mit der Schlüsselnummer 19 02 04 gehabt. Corridonia hätte diese Abfälle auch herstellen können und dürfen, wenn die Anlage richtig funktioniert hätte. Daraus ergebe sich, dass die Abfalllieferungen formal richtig gewesen seien. In solchen Fällen greife man normalerweise auf Telefonüberwachungen zurück. Diese seien von ihnen in großem Umfang bei den Unternehmen durchgeführt worden. Kontakte mit Beamten, die für die Ausstellung der Unterlagen für die grenzüberschreitenden Transporte verantwortlich gewesen seien, hätten sich daraus nicht ergeben.

Im Gegensatz dazu habe sich auf italienischer Seite eine Verbindung zwischen dem Anlagenbetreiber in Corridonia und einem bestochenen Polizeibeamten der Kriminalpolizei herausgestellt. Dieser sei bei der Abteilung Umweltpolizei bei der Staatsanwaltschaft in Macerata beschäftigt gewesen. Er habe die Unternehmen über alle Kontrollen und Maßnahmen der Justizbehörden informiert. Dieser Beamte habe selbst in den Büros der Justizbehörden in Macerata kontrolliert, ob die Telefone unter Überwachung gestanden hätten. Er habe allerdings nichts feststellen können, und zwar deswegen, weil die Akten über die Telefonüberwachungsmaßnahmen nicht in Macerata gelegen hätten.

Gegenüber deutschen Beamten seien keine Verantwortlichkeiten festgestellt worden, weil die Unterlagen in Ordnung zu sein schienen. Die Unregelmäßigkeiten, dass die

italienischen Unternehmer die deutschen betrogen und hintergangen hätten, seien erst bei Kontrollen festgestellt worden.

8.2.2 Zeuge Guiseppe Di Venere

Er hat zur Person erklärt, er sei Luogotenente der Carabinieri, der Sondereinsatztruppe für Umweltangelegenheiten. Sie heiße NOE. Derzeit sei er bei der NOE in Ancona und seit drei Jahren für Ermittlungen nach Rom abgeordnet. Er könne aus seiner Erfahrung sprechen, die er in vielen Jahren Ermittlungstätigkeit im Bereich der illegalen Abfalltransporte erworben habe:

Der Zeuge hat ausgeführt: Die illegalen Abfalltransporte würden grundsätzlich auf gefälschten Formularen, gefälschten Analysen und gefälschten Notifizierungen beruhen. Das heiße, dass die Dokumente formal den Gesetzen entsprechen, die dazu gehörigen Abfälle aber nicht den Notifizierungen, Schlüsselnummern und Angaben in den Dokumenten. Das sei das Grundprinzip.

Die italienischen Unternehmen würden für die Entsorgungskosten bezahlen. Sie hätten auf der einen Seite die Abfälle in der Hand und auf der anderen Seite das Geld. In dem Moment entstehe der Wunsch, einen möglichst hohen Profit zu erzielen und den Gewinn zu maximieren. Das bedeute, wenn man 1000 € einnehme und den Abfall entsorgen müsse, versuche man, nur 500 € dafür zu bezahlen und den Rest als Gewinn einzustecken. Dieses Prinzip bewege nicht ausschließlich rein kriminelle Organisationen, sondern auch lediglich nichtgesetzeskonforme. Es komme dann auch Korruption ins Spiel in Bezug auf Mitarbeiter von Deponien, Kontrollorganen und auch der Kriminalpolizei.

In diesem Fall sei es um die Firma Eco Service gegangen. Das sei ein Abfallbehandlungsunternehmen für gefährliche und auch nicht gefährliche Abfälle in Corridonia. Es habe schon seit vielen Jahren bestanden und ursprünglich gut funktioniert und effizient gearbeitet. Als Eco Service dann das Abfallvolumen gesteigert und immer mehr Abfälle angenommen habe, seien Probleme entstanden. Die Anlage sei für derart große Abfallmengen nicht mehr geeignet gewesen, die Kapazitäten hätten nicht ausgereicht. Dann seien die Abfälle vermischt und nicht mehr behandelt worden. Damit habe die korrupte und nicht mehr legale Zusammenarbeit auch mit verschiedenen Deponien begonnen.

Für sie als Ermittlungsbehörde sei es wichtig gewesen, technische Maßnahmen, das heiße hier eine Telefonüberwachung, vornehmen zu können. Man habe beweisen müssen, dass es sich um organisierte illegale Abfalltransporte mit hohen Volumina, der Verflechtung von Unternehmen und dem Einsatz von gesetzwidrigen Verfahren gehandelt habe. Die Firma Eco Service habe die gefährlichen Abfälle von einer Raffinerie in Sizilien erhalten und von Bodensanierungsmaßnahmen in Casoria sowie von einem chemischen Unternehmen in Caffaro, das nicht mehr in Betrieb, sondern in der Sanierungsphase gewesen sei. Das gesetzwidrige Handeln der Firma Eco Service habe darin bestanden, Abfälle zu vermischen und zu lösen, und zwar mit Stäuben und anderen Abfällen wie Schlämmen und anderen Stoffen. Anfänglich seien diese Abfälle dann auf italienischen Deponien entsorgt worden. Die Firma Eco Service habe ihre Abfälle unter anderem zu Deponien nach Taranto oder nach Ascoli Piceno geschickt. Dann sei der Tag gekommen, an dem diese Deponien die Abfälle zurückgeschickt hätten mit dem Hinweis, sie würden nicht mit den Angaben in den Begleitdokumenten übereinstimmen. Da sei Eco Service auf die Idee gekommen,

diese Abfälle nach Deutschland zu verschicken. Zu der Zeit habe die NOE auch zwei Abfallladungen bei verschiedenen Deponien beschlagnahmt, und zwar wegen falscher Abfallschlüsselnummern. Das Grundproblem sei eben gewesen, dass die Anlage enorme Abfallmengen entgegengenommen, diese aber nicht mehr habe verarbeiten können, weil die Kapazitäten einfach nicht da gewesen seien.

Die Firma Eco Service habe Abfälle mit der Abfallschlüsselnummer 19 03 05 auf die italienischen Deponien geliefert, das sei gefährlicher Abfall. Auf dem Papier sei daraus ungefährlicher Abfall geworden. Den entsprechenden Beweis habe man durch die Beschlagnahme führen können.

Nach Deutschland seien die Abfälle dann mit der Schlüsselnummer 19 02 04 gekommen, das seien gefährliche Abfälle. Die Analysen hätten gezeigt, dass auch diese Abfälle nicht mit den entsprechenden Begleitdokumenten übereingestimmt hätten. Vertraglich hätten sie vorbehandelt und stabilisiert werden müssen. Das geschehe normalerweise durch die Zugabe von Zement, Kalk oder anderen Zusatzstoffen. Im Anschluss daran würden die Abfälle dann auf die Deponie geliefert. Eine Stabilisierung habe aber überhaupt nicht stattgefunden, weil die Zeit dafür nicht gereicht habe. Da sei man wieder bei dem Prinzip: zu wenig Zeit und zu wenig Kapazität. Dann beginne der illegale Abfallhandel.

Sie hätten festgestellt, dass die Eco Service sich eines italienischen Brokers bedient habe. Das sei Sergio Gozza gewesen, der Geschäftsführer der Firma Eco Valsabbia, einer Firma in der Provinz Brescia. Mit Hilfe von Telefonüberwachungsmaßnahmen sei festgestellt worden, dass dieser Broker der Firma Eco Service die Beschwerden der einzelnen Deponien übermittelt habe. Manchmal sei es darum gegangen, dass der Arsenwert zu hoch gewesen sei oder der DOC-Wert und dass die Abfälle Lösungsmittel enthalten hätten. In anderen Fällen habe es sich um Geruchsbelästigung oder auch Perkolat gehandelt, also Sickerwasser, das entwichen sei. Eco Valsabbia habe den Anlagen über die Beschwerden der Deponien berichtet, die darauf beruht hätten, dass die Abfälle unzulässige Stoffe enthalten hätten. Das sei der kritische Punkt. Ihnen als Ermittler würden hier keine Dokumente vorliegen, die das beweisen würden, sondern lediglich die abgehörten Telefongespräche. In einem Fall hätten sie festgestellt, dass von der Deponie in Deutschland eine neue Probe und auch eine neue Abfallladung verlangt worden sei. Das habe die Eco Valsabbia der Eco Service mitgeteilt. Damit lasse sich feststellen, dass die nach Deutschland gelangten Abfälle nicht mit den Dokumenten übereingestimmt hätten. Bei den Abfalllieferungen habe es sich um nicht homogene Mischungen gehandelt, weil es unbehandelter Abfall gewesen sei, nämlich einfach eine Abfallmischung. Diese sei schwierig zu behandeln, weil sie eben nicht homogen und nicht repräsentativ für eine spezifische Abfallart sei.

Zwischen Juli und Dezember 2007 seien 900 t geliefert worden, im Jahr 2008 seien es 4000 t gewesen. Bei der Beschlagnahme eines LKW sei dieser versiegelt worden. Zum Glück habe man vorher den Inhalt fotografiert. Dank dieser Fotografien und der Telefonüberwachungsmaßnahmen habe man bei der Probenname feststellen können, dass der Inhalt einfach ausgetauscht worden sei, nachdem man zuvor die Siegel entfernt habe.

Die Firma Eco Service habe ein eigenes Labor gehabt, das sei also kein unabhängiges Labor gewesen. Das erleichtere natürlich die Erstellung von Analysen, die den Notwendigkeiten hätten angepasst werden können. Daher seien die von Eco Service selbst angefertigten Analysen nicht richtig und verlässlich und sollten mit der Lupe betrachtet werden.

Die Kontrollorgane, die in der Provinz Macerata für die Anlagen zuständig gewesen wären, seien nicht vorhanden gewesen. Die dafür bei den Behörden zuständige Person, ein Herr Ciopettini, sei korrupt gewesen und auch in der Folge verhaftet worden.

Eco Service habe an die WEV 131,50 € pro Tonne gezahlt und habe auf der anderen Seite von den Erzeugern der Abfälle 200, 220 oder auch mehr Euro pro Tonne erhalten. Um Abfälle auf einer italienischen Deponie zu entsorgen, habe Eco Service 70 bis 80 € pro Tonne gezahlt. Der Unterschied zwischen der Entsorgung in Italien und der in Deutschland sei recht beträchtlich gewesen. Für die Eco Service sei es günstiger gewesen, in Italien zu entsorgen, weil sie in Deutschland fast das Doppelte dafür habe bezahlen müssen. Sie habe das ganz große Geschäft in Italien gemacht. Sie habe in vier Jahren 100.000 t entsorgt.

Der Zeuge Guiseppe Di Venere hat auch bekundet, ein Projekt beim Bundeskriminalamt zur deutsch-italienischen Abfallkriminalität, kurz DIAK genannt, sei ihm nicht bekannt. Die Telefonüberwachungsmaßnahmen bei der Eco Valsabbia hätten auch ergeben, dass die WEV zu hohe Arsenwerte beanstandet habe. Produzent dieses Abfalls sei die Firma Caffaro gewesen. Deren eigene Analysen hätten gezeigt, dass es sich um gefährlichen Abfall gehandelt habe, der nicht auf der Deponie hätte entsorgt werden dürfen, weil er einen zu hohen Arsenanteil gehabt habe. Es hätte eine Vorbehandlung stattfinden müssen. Daraufhin sei bei der Eco Service das Analysesystem verändert worden. Es sei nicht mehr der ursprüngliche Abfall analysiert worden, sondern die Analysen seien am unsortierten Abfall vorgenommen worden. Damit habe man natürlich ein völlig anderes und weniger gefährliches Ergebnis erzielt.

IV. Komplex S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch; Genehmigungen, Prüfungen, Kontrollen

Die Firma S.D.R. Biotec war seit dem März 1999 im Besitz einer immissionsschutzrechtlichen Genehmigung. Am 12.08.2005 wurde der immissionsschutzrechtliche Bescheid zur wesentlichen Änderung der Immobilisierungsanlage der Firma Biotec erlassen. Zum Bereich Überwachungen/Kontrollen und zur behördlichen Zuständigkeit und deren Übergang im Rahmen der Umsetzung der Funktionalreform des Freistaates Sachsen mit Wirkung vom 01.08.2008 hat der Ausschuss drei Zeugen vernommen, ferner zur Frage der Immobilisierung mit Langzeitstabilität ebenfalls drei Zeugen.

1 Entwicklung / Genehmigungen

1.1 Genehmigung 1999, Zeuge Dr. Günter Kiesel

Der Zeuge Dr. Günter Kiesel war nach seinen Angaben im April 1999 Leiter der Abteilung Abfall, Altlasten und Bodenschutz im Staatlichen Umweltfachamt Leipzig, der Fachbehörde für das damalige Regierungspräsidium Leipzig und die Landratsämter. Die Fachaufsicht übte das Regierungspräsidium Leipzig aus.

Im Einzelnen hat sich der Zeuge Dr. Günter Kiesel wie folgt geäußert:

Die Firma S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH habe eine immissionsschutzrechtliche Genehmigung aus dem März 1999 besessen. Die zentralen Anforderungen aus der Technischen Anleitung Abfall hätten sich in den Nebenbestimmungen der Genehmigung wiedergefunden, zum Beispiel im Hinblick auf die Eingangskontrolle, Sanierungsziele, Erprobung, Analytik und Überwachung. In der Nebenbestimmung 4.3.40 heiße es zum Beispiel:

„Die Untersuchung des Immobilisatproduktes hat gemäß Nummer 3 Anhang H der Technischen Anleitung Abfall zu erfolgen. Für die Herstellung des Eluates sind zylinderförmige Körper von 7 cm Durchmesser und 7 cm Höhe zu verwenden.“

Die Genehmigung habe die anzuwendenden Verwaltungsvorschriften umfasst und den darüber hinausgehenden Kenntnisstand sachgerecht berücksichtigt.

Im März 2001 sei die Abfallablagerungsverordnung bundesweit in Kraft getreten, die Zuordnungswerte der damaligen TA Siedlungsabfall seien Gesetz geworden. Für die materiellen Anforderungen in Bezug auf die Genehmigung der Firma Biotec sei dadurch kein Änderungsbedarf entstanden.

Am 01.01.2002 sei die Abfallverzeichnisverordnung wirksam geworden. Dies habe eine vollständige Umschlüsselung aller im Genehmigungsbescheid enthaltenen Abfallarten erfordert.

Mit der Deponieverordnung hätten im August 2002 die Regelungen der sogenannten Technischen Anleitung Abfall in wesentlichen Teilen Gesetzesstatus erlangt. Regelungen im Sinne eines Standes der Technik für Abfallbehandlungsanlagen habe diese Deponieverordnung jedoch nicht übernommen. Sie habe lediglich die Anforderungen an die Abfallqualitäten für den Entsorgungsweg festgelegt.

§ 6 DepV habe verfestigte Abfälle angesprochen, bei denen die Ausgangsabfälle bereits die Zuordnungswerte der jeweiligen Deponieklasse hätten einhalten müssen. Diese Anforderungen hätten jedoch unmittelbar auch für den Abfallerzeuger gegol-

ten. Insofern habe die Verordnung keinen Handlungsbedarf zur Anpassung von fachlichen Inhalten nach sich gezogen, die im Genehmigungsbescheid festgelegt seien. Im Hinblick auf die Abfallverzeichnisverordnung seien die abfallrechtlichen Nebenbestimmungen im Genehmigungsbescheid für die Biotec zeitnah angepasst worden.

1.2 Genehmigung 2005, Zeuge Dr. Günter Kiesel

Weiter hat der Zeuge Dr. Kiesel ausgeführt:

Am 12.08.2005 sei der Immissionsschutzrechtliche Bescheid zur wesentlichen Änderung der Immobilisierungsanlage der Firma Biotec erlassen worden. Am 01.09.2005 sei die Deponieverwertungsverordnung mit dem erwarteten Inhalt in Kraft getreten und habe die Diskussion über Untersuchungsverfahren von Immobilisaten beendet. Darüber hinaus habe der Gesetzgeber beispielhaft geeignete Behandlungsverfahren aufgeführt, so zum Beispiel die sulfidische Schwermetallfällung oder die Umwandlung von Chrom (VI) in Chrom (III). Da genau auch diese Verfahren durch die Firma Biotec angewendet worden seien, habe es keine Zweifel an der grundsätzlichen Eignung der Behandlungsmethode gegeben. Die Einzelheiten dazu würden sich in der Deponieverwertungsverordnung im Anhang 2 unter Nummer 3 finden. Es heiße dort wörtlich:

„Ob eine Langzeitbeständigkeit im Einzelfall vorliegt, ist hier in jedem Fall nach dem unter Nummer 4 Buchstabe b benannten Verfahren nachzuweisen.“

Unter dieser Ziffer werde das pH-stat-Verfahren genannt. Dazu der Zeuge weiter:

„Der Gesetzgeber hatte gesprochen. Das pH-stat-Verfahren ist für die Prüfung der Langzeitbeständigkeit anzuwenden.“

Damit sei die Anwendung des Arbeitsblattes Nr. 2026 des damaligen Staatlichen Umweltfachamtes Leipzig nicht mehr infrage gekommen. Dieses sei 2003 nach mehrjähriger Arbeit als Richtschnur mit fachlichen Eckpunkten für den Umgang mit Abfallimmobilisierungen von seiner Abteilung formuliert worden.

2. Überwachungen / Kontrollen, Zeuge Dr. Günter Kiesel

Darüber hinaus hat der Zeuge Dr. Kiesel erklärt, er habe für eine halbjährliche Überwachungsplanung und -umsetzung durch das federführende Referat Industrie gesorgt. Im August des Jahres 2001 habe eine Überwachung der Immobilisierungsanlage der Firma Biotec durch die Abteilung Immissionsschutz des Staatlichen Umweltfachamtes Leipzig unter Beteiligung seines Referates stattgefunden. Die abfallrelevanten Nebenbestimmungen des Bescheides seien auf Umsetzung bzw. Einhaltung geprüft worden. Es habe keine Beanstandungen gegeben. Die Federführung bei den Überwachungen habe immer das Immissionsschutzreferat des Umweltfachbereiches gehabt. Mitarbeiter seines Referates hätten teilgenommen und ihre Belange geprüft. Wenn einmal die Ablagerung heißer Schlacken auf dem Gelände der Firma Biotec aufgenommen und zu den Akten genommen worden sei, hätten das offensichtlich die Kollegen des Immissionsschutzes gemacht.

Eine weitere gemeinsame Überwachung habe es im November 2004 gegeben. Gegenstand der abfallrechtlichen Prüfung seien die Betriebsunterlagen im Zeitraum Mai bis Oktober 2004 zum Abfall-Input und -Output, zur Mengenbilanz und die Unterla-

gen gemäß Nachweisverordnung, (Entsorgungsverwertungsnachweise, Begleitscheine, Übernahme- und Wiegescheine) gewesen, ferner Probennahmen und Analysenprotokolle gemäß den Nebenbestimmungen des Genehmigungsbescheides.

Im Ergebnis seien leichte Mängel formaler Art festgestellt worden. Insbesondere habe es sich um eine Korrektur von drei Abfallschlüsselnummern gehandelt. Diese hätten jedoch nicht im Zusammenhang gestanden mit der Abfallbehandlung. Zum weiteren Ergebnis werde im Protokoll ausgeführt:

„Sämtliche angenommenen Abfälle mit den genannten Abfallschlüsselnummern sind im Input in die Immobilisierungsanlage zur Behandlung oder als Additiv und die erzeugten Abfälle als Output mit Abfallschlüsselnummern vollständig enthalten. Die In- und Outputmassen sind plausibel und nachvollziehbar. Probennahme und Analysenprotokolle entsprechen in Art, Umfang und Aussage den Nebenbestimmungen des Genehmigungsbescheides. Die Nachweisbücher sind komplett geführt."

Weiterhin sei nach Auswertung der Abfallbilanz 2005 im Oktober 2006 eine Regelüberwachung durch den Umweltfachbereich durchgeführt worden. Es seien eine Betriebsbegehung und eine stichprobenhafte Prüfung der Unterlagen erfolgt, ferner eine Prüfung der aktuell lagernden Input- und Outputmengen im Hinblick auf Lagermenge und Zulässigkeit. Außerdem sei der Entsorgungsweg des Outputs im Zeitraum Januar bis Oktober 2006 geprüft worden. Es seien nur zwei geringe Mängel festgestellt worden. Einmal sei das Formblatt für eine Deklarationsanalyse nicht vollständig ausgefüllt gewesen, ein anderes Mal sei eine Abfallschlüsselnummer für einen Input nicht richtig vergeben worden. Unter der korrekten Abfallschlüsselnummer habe der Abfall aber angenommen werden dürfen.

Die nächste Regelüberwachung bei der Firma S.D.R. Biotec habe es – wiederum gemeinsam mit dem Referat Immissionsschutz des Umweltfachbereiches des Regierungspräsidiums Leipzig – im Januar 2008 gegeben. Prüfschwerpunkt seines Referates seien die Abfallarten und Lagermengen im Eingangs- und Fertiglager nach Inaugenscheinnahme und Abgleich mit der Genehmigung sowie die Überprüfung der aktuell gültigen Entsorgungsnachweise gewesen. Für zwei Tage im November 2007 seien konkret die Übernahme- und Wiegescheine zum Anlagenoutput zum Entsorgungsnachweis für die Zentraldeponie Cröbern auf Vollständigkeit und Richtigkeit der Mengenangaben überprüft worden. Die Genehmigung des Landesverwaltungsamtes Sachsen-Anhalt für die Verwertung von vorgemischten ungefährlichen Abfällen auf den Deponien Griebo und Freiheit III durch die Firma Biotec sei vorgelegt und zur Prüfung der Entsorgungsnachweise herangezogen worden. Ergebnis: die Entsorgung sei zulässig, die Behandlungsgenehmigung konform gewesen.

Zwischenfazit:

Bis Mitte 2008 seien nach seinen Informationen Abfallbehandlung und -entsorgung ordnungsgemäß bzw. schadlos gewesen. Das ergebe sich sowohl aus der Überwachungstätigkeit als auch aus der fachlichen Befassung darüber hinaus.

Auf Vorhalt der Aussage von Herrn Robel (Mitarbeiter des Referats 53 des SMUL), dass bei früheren Überwachungen kaum Mängel festgestellt worden seien, das lasse im Nachhinein auf gewisse Defizite bei der Überwachungstätigkeit schließen, hat der Zeuge Dr. Kiesel erklärt, er habe in seinem Statement eigentlich eindeutig klargestellt, dass das nicht der Fall gewesen sei. Dasselbe gelte für einen handschriftlichen Aktenvermerk durch Herrn Robel: *„Anmerkung: Anscheinend hat das RPL, also das*

Regierungspräsidium Leipzig, bei den von uns veranlassten Kontrollen im Jahre 2008 regelmäßig geschlafen.“

Die Auffassung von Herrn Voll, geäußert im November 2011 in der „LVZ“, die Landesdirektion hätte wesentlich früher zupacken und kontrollieren können, erst als er die Zuständigkeit gehabt habe, sei die Sache losgegangen, könne er aus der Wahrnehmung von Herrn Voll durchaus nachvollziehen, er wolle damit sagen, dass er seiner Wahrnehmung nicht entgegentreten könne.

Am 01.08.2008 sei eine Verwaltungsreform in Kraft getreten, in deren Folge es nicht nur zu einer Umstrukturierung des Regierungspräsidiums, sondern auch zu neuer Aufgabenverteilung zwischen den neu gegründeten Landesdirektionen und den unteren Behörden gekommen sei. In der Landesdirektion Leipzig sei das Referat Abfall, Altlasten, Bodenschutz und Grundwasser gebildet und die Trennung von Fach- und Vollzugsaufgaben aufgehoben worden. Die Leitung dieses Referates sei ihm übertragen worden. Die Fach-und Vollzugsaufgaben für die Immobilisierungsanlage der Firma Biotec seien auf das Landratsamt Nordsachsen übergegangen. Ihm habe nunmehr die Fachaufsicht oblegen.

Bereits zum 16.10.2008 habe er das Landratsamt Nordsachsen fachaufsichtlich zur Durchführung einer Anlagenüberwachung angewiesen. Hintergrund sei eine Anfrage des Landesamtes für Umwelt und Geologie zur Behandlung von drei Abfallarten in der Immobilisierungsanlage gewesen. Wegen der kurzfristigen Terminstellung habe er nur nach Aktenlage antworten können. Am 29.10.2008 habe er gegenüber dem Landratsamt den erforderlichen Überwachungsinhalt konkretisiert. Das habe die Überprüfung betroffen, ob entsprechend der Genehmigung im Vortest ein Behandlungserfolg für diese Abfälle nachgewiesen und im Falle der weiteren Behandlung für das Output die richtige Abfallschlüsselnummer vergeben worden sei und der Entsorgungsweg die Schadlosigkeit der Abfallentsorgung gewährleistet habe. Zum Überwachungsergebnis habe er um Berichterstattung bis Mitte Januar 2009 gebeten. Nach mehreren telefonischen Mahnungen und persönlicher Vorsprache aus anderem Anlass beim Leiter des Umweltamtes des Landratsamtes Nordsachsen sei die Überwachung schließlich am 26.02.2009 durchgeführt worden. Erst am 24.06.2009 sei das Überwachungsprotokoll nebst Anlagen übersandt worden. Ursache sei eine verspätete Unterlagennachreichung durch die Firma Biotec aufgrund einer Nachfrage des Landratsamtes gewesen. Das Landratsamt habe im Kern zum Ergebnis festgestellt, dass die Firma Biotec mit den vorgelegten Unterlagen den Behandlungserfolg für zwei Abfallarten nicht habe nachweisen können. Es habe somit den behandelten Abfall weiterhin als gefährlich angesehen. Es habe sich um Schlacken aus der Metallverhüttung der Firmen Muldenhütten und Hoppecke gehandelt.

Der Zeuge Dr. Kiesel habe, so hat er weiter ausgesagt, das mehrere Dutzend Seiten umfassende Unterlagenkonvolut zum Überwachungsprotokoll des Landratsamtes geprüft und dazu umfänglich am 10.07.2009 Stellung genommen. Er habe das Bewertungsergebnis des Landratsamtes bestätigt und dieses ausführlich begründet.

Es sei also herauszustellen, dass der vom Landratsamt nachgeforderte gutachterliche Nachweis zur Ungefährlichkeit der behandelten Abfallarten entgegen der Erwartung von der Firma Biotec nicht habe erbracht werden können.

Am 16.07.2009 sei die Verordnung zur Vereinfachung des Deponierechts in Kraft getreten und habe alle vorhergehenden gesetzlichen Regelungen integriert und erweitert. Nunmehr seien Deponiebetreiber unabhängig von einer Verwertung oder Beseitigung verpflichtet, alle vollständig stabilisierten Abfälle mittels pH-stat-

Verfahrens zu untersuchen. Damit habe der Gesetzgeber den Anwendungsbereich des pH-stat-Verfahrens auch auf die Beseitigung vollständig stabilisierter Abfälle erweitert. Weiterhin seien die Anforderungen für die Herstellung vorgemischter Abfälle – verfestigte oder vergleichbar den verfestigten Abfällen – geregelt, nämlich Einhaltung der Zuordnungswerte im Einzelfall vor der Behandlung. Aufgrund dringlicher Bitte des Landratsamtes habe er, der Zeuge Dr. Kiesel, am 10.09.2009 eine behördeninterne Beratung in der Landesdirektion Leipzig organisiert, an der auch das Sächsische Ministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) teilgenommen habe. Das Anliegen des Landratsamtes sei gewesen zu klären, ob die entstandenen offenen Fragen zur Abfallbehandlung durch die Firma Biotec überhaupt durch Verwaltungshandeln zielführend aufklärbar seien oder nicht besser eine Abgabe an die Staatsanwaltschaft habe erfolgen sollen.

Vor dem Hintergrund der mit verschärften Anforderungen in Kraft getretenen neuen Deponieverordnung sei folgendes Vorgehen zwischen dem Umweltministerium, dem Landratsamt und der Landesdirektion Leipzig abgestimmt worden:

Das Landratsamt prüfe weitere Input- und Outputanalysen, um eine belastbarere Bewertung zu erhalten, prüfe die Zulässigkeit des Entsorgungsweges des als nicht vollständig stabilisiert anzusehenden Abfalls, ergreife bei unzulässiger Entsorgung verwaltungsrechtliche Maßnahmen und entscheide nach eigenem Ermessen über eine Abgabe an die Staatsanwaltschaft. Es weise die Firma Biotec ausdrücklich auf die neue Rechtslage nach der neuen Deponieverordnung hin und passe die abfallrechtlichen Nebenbestimmungen im Genehmigungsbescheid auch formal an die Deponieverordnung an. Zur Umsetzung der Anforderungen erhalte das Landratsamt von ihm, dem Zeugen Dr. Kiesel, eine schriftliche Handreichung.

Das sei eine klare Strategie gewesen: Sachverhaltsaufklärung so schnell wie möglich, verwaltungsrechtliche Ahndung von Verstößen wenn nötig.

Dementsprechend habe das Landratsamt am 16. September weitere Unterlagen von der Firma Biotec abgefordert. Fachaufsichtlich habe er am 28. September per E-Mail zu den von der Firma Biotec an das Landratsamt übergebenen Unterlagen Stellung genommen: Es seien keine abfallart- und herkunftsbezogene Angaben zur Art der Metallverbindungen in den Abfällen vorgelegt worden. Es habe auch keine alternativ mögliche Umrechnung von Elementgehalten auf Konzentrationen relevanter Metallverbindungen gegeben, die vorgelegte Expertise sei allgemein und ohne Bezug auf die konkreten Abfälle gewesen. Die Biotec habe viel geschickt, aber keinen belastbaren Nachweis. Er habe dem Landratsamt empfohlen, die Vorlage bewertbarer Unterlagen nunmehr mittels Anordnung einzufordern und zu prüfen, ob eine Ordnungswidrigkeit vorliege, da die Unterlagen bei Einhaltung der abfallrechtlichen Nebenbestimmungen vorliegen müssten. Nachrichtlich habe er darüber das Umweltministerium unterrichtet.

Am 01.10.2009 habe er über ein Schreiben des Landratsamtes an das Immissionsschutzreferat der Landesdirektion Leipzig offiziell Kenntnis erhalten darüber, dass das Landratsamt eine immissionsschutzrechtliche Untersagungsverfügung für die zwei hier relevanten Abfallarten vorbereite und die betroffenen Entsorgungswege aufklären wolle. Für ihn sei somit klar gewesen, dass das Landratsamt nunmehr immissionsschutzrechtlich das am 10. September abgestimmte Vorgehen umsetze.

Am 27.10.2009 sei ihm der Entwurf der immissionsschutzrechtlichen Untersagungsverfügung des Landratsamtes zugegangen. Er sei plausibel gewesen und habe den damaligen Kenntnisstand berücksichtigt. In einem Telefonat am 28. Oktober habe ihn

das Umweltministerium gebeten, eine Vor-Ort-Kontrolle durch das Landratsamt zu veranlassen, in deren Rahmen eine Beprobung von Abfällen habe erfolgen sollen. Hinsichtlich der Beprobungsinhalte, zur Kostenhöhe und zur Vergabe habe er dem Landratsamt fachliche Unterstützung geben sollen. Mit E-Mail an das Umweltministerium und nachrichtlich an das Landratsamt vom 05.11.2009 sei er der Forderung des Umweltministeriums zur Unterstützung einer Beprobung nachgekommen.

Nach umfänglichen Abstimmungen habe das Umweltministerium entschieden, dass die Landesdirektion Leipzig die Beprobung habe organisieren und verantworten sollen. Die Umsetzung sei unangemeldet bei der Firma Biotec am 17.12.2009 erfolgt. Vertreter des Landratsamtes und des Umweltministeriums hätten daran teilgenommen. Durch ein von der Landesdirektion Leipzig beauftragtes Labor seien vier unterschiedliche Behandlungschargen von Abfällen beprobt worden. Darunter habe sich auch eine Charge von Schlacken der Herkunft Muldenhütten befunden, die intern von der Biotec als vollständig stabilisiert zur Entsorgung freigegeben worden seien. Mitte Januar hätten die Ergebnisse der im Dezember 2009 im Auftrage der Landesdirektion beprobten Abfälle der Firma Biotec vorgelegen. Es habe sich gezeigt, dass bei den Immobilisaten der Filterstäube aus Müllverbrennungsanlagen die Zuordnungswerte der Deponieklasse III für Chlorid und in einem Fall für Zink nicht eingehalten worden seien. Das Immobilisat des Metallhydroxidschlammes habe bei Kadmium und Zink den Zuordnungswert der Deponieklasse III überschritten. Im Immobilisat der Muldenhüttenschlacken seien die Zuordnungswerte der Deponieklasse II und damit das Behandlungsziel dagegen eingehalten bzw. erreicht worden. Das habe eine gewisse Bedeutung. Es würde dem verschiedentlich geäußerten Pauschalvorwurf entgegenstehen, dass das Behandlungsverfahren der Firma Biotec a priori ungeeignet sei.

Am 29.01.2010 habe in der Landesdirektion Leipzig unter seiner, des Zeugen Dr. Kiesel, Leitung die erste Beratung aller involvierten Behördenvertreter sowie der Firma Biotec nebst rechtlicher Vertretung stattgefunden. Es seien insgesamt 13 Personen anwesend gewesen. Drei Themenkomplexe seien beraten worden.

Seitens der anwaltlichen Vertretung der Firma Biotec sei heftige Kritik geübt worden, insbesondere weil die gesetzlich erforderlichen Untersuchungen nach dem pH-stat-Verfahren durchgeführt worden seien und keine Überschreitung von Deponiezuordnungswerten vorgelegen habe.

Darüber hinaus seien falsche Beurteilungskriterien für die Abfallgefährlichkeit herangezogen worden, da nicht die Elementgehalte der Schwermetalle, sondern die tatsächlich gefahrenrelevanten Verbindungsgehalte zu beurteilen gewesen wären. Im Übrigen habe die Firma Biotec behauptet, alle gesetzlichen Anforderungen erfüllt und die notwendigen Unterlagen dem Landratsamt vorgelegt zu haben. Das sei vom Landratsamt bestritten worden.

Zur Beratung sei ein weiteres Unterlagenkonvolut als Tischvorlage übergeben worden, um ein genehmigungskonformes Handeln der Firma Biotec zu dokumentieren. Schon eine erste Durchsicht dieser Unterlagen während der Beratung durch ihn, den Zeugen Dr. Kiesel, habe keine Vollständigkeit der geforderten Unterlagen belegen können. Einvernehmlich sei die Nachreichung fehlender Unterlagen bis zum 08.02.2010 abgestimmt worden. Bis dahin habe das Landratsamt die Vollziehung der Untersagungsverfügung ausgesetzt.

3 Streit über die Untersuchungsergebnisse der Landesdirektion Leipzig aus der Beprobung vom Dezember 2009, Zeuge Dr. Günther Kiesel

Die Ergebnisse zu den Filteraschen aus den Müllverbrennungsanlagen sowie zu der Metallhydroxidschlacke seien durch die Firma Biotec und deren Gutachter streitig gestellt worden. Begründet worden sei das mit angeblich zum Zeitpunkt der Beprobung nicht abgeschlossenen chemischen Reaktionen im Abfall. Ein Behandlungserfolg solle frühestens nach 14 Tagen nachweisbar sein. Eine entsprechende Aufbewahrungszeit der entnommenen Proben führe nicht zum gleichen Verhandlungsergebnis, weil keine Nachdosierung notwendiger Wassermengen erfolgen könne.

Parallel zu diesen Aktivitäten habe er, der Zeuge, eine Überprüfung der Unterlagen zurückliegender Abfallanlieferungen der Firma Biotec zur Zentraldeponie Cröbern beim Deponiebetreiber veranlasst. Es habe sich herausgestellt, dass im Jahre 2008 in zwei Fällen Probleme mit dem Parameter „gesamter organischer Kohlenstoffgehalt“ und 2009 in einem Fall mit dem „Chloridgehalt“ aufgetreten seien. Es habe sich also nicht um Schwermetalle gehandelt. Insoweit habe auch kein Zusammenhang mit der Untersagungsverfügung bestanden. Grundsätzlich seien in Einzelfällen Abweichungen von Parametern bei der Untersuchung von Abfällen nichts Außergewöhnliches und könnten häufig durch Nachuntersuchungen aufgeklärt werden. Er habe aber aufgrund der zwischenzeitlich aufgetretenen Unklarheiten das Landratsamt am 03.02.2010 zur Überprüfung der dazugehörigen Unterlagen bei der Firma Biotec angewiesen.

Weiterhin habe er eine Untersuchung der Abfallanlieferung der Firma Biotec im Rahmen der Überwachungstätigkeit seiner Behörde auf der Zentraldeponie Cröbern veranlasst. Am 05.02.2010 habe ein Mitarbeiter seines Referates die Beprobung einer Abfallanlieferung der Firma Biotec auf der Zentraldeponie Cröbern kontrolliert und begleitet. Es habe sich herausgestellt, dass in Transportbehältnissen falsch deklarierter Abfall angeliefert worden sei und bei einem angeblich vollständig stabilisierten Abfall Schwermetalle die Zuordnung der Deponieklasse II und III überschritten hätten. Die Rückführung des Abfalls sei veranlasst worden.

Die Firma Biotec habe die Falschdeklaration im Nachhinein als einmaliges Versehen dargestellt und im Weiteren die Richtigkeit der Kontrollanalysen des Deponiebetreibers unter Verweis auf die firmeneigenen bzw. beauftragten Untersuchungen bestritten.

Weiter hat der Zeuge Dr. Kiesel ausgeführt, dass er ebenfalls am 05.02.2010 vom Rechtsvertreter der Firma Biotec die an das Landratsamt nachgereichten Unterlagen zur Kenntnis erhalten habe. Er habe sie geprüft und festgestellt, dass keine übereinstimmenden Parameterspektren zwischen einzelnen Untersuchungen vorgelegen hätten, das Gefährlichkeitskriterium H 10 – fortpflanzungsgefährdend – für diese Abfälle einschlägig gewesen sei und die Angaben zur Rezeptur nicht aus dem Prüfzeitraum stammen würden. Das habe er dem Landratsamt mitgeteilt. Dem zuständigen Bearbeiter habe er seine Stellungnahme auf telefonische Rückfrage am 12.02.2010 ausführlich erläutert.

Die Unterlagen hätten somit weiterhin nicht den Anforderungen entsprochen. Er, der Zeuge, habe seinen Kontrollauftrag an das Landratsamt vom 03.02.2010 am 11.02.2010 erweitert. Es habe auch der Umgang und der Verbleib der zurückgewiesenen Abfälle aus der Untersuchung von Anfang Februar auf der Zentraldeponie Cröbern bei der Firma Biotec überprüft werden sollen.

Da die nachgereichten Unterlagen der Firma Biotec immer noch unzureichend gewesen seien, sei am 03.03.2010 eine weitere Beratung unter seiner Leitung in der Landesdirektion Leipzig durchgeführt worden. Der teilnehmende Personenkreis habe dem der Beratung aus dem Januar des Jahres entsprochen. Folgende Fragen hätten geklärt werden sollen:

a) Entsprachen die im Februar durch die Firma Biotec nachgereichten Unterlagen den abgestimmten Anforderungen aus der Beratung vom Januar?

b) Wie waren die Element- und Verbindungsgehalte von Metallen in den verschiedenen vorgelegten Untersuchungsergebnissen zu bewerten?

Zu a)

Der Rechtsvertreter der Firma Biotec habe zunächst zugegeben, in Verkennung von Tatsachen zurückliegend Unterlagen falsch zugeordnet zu haben. Nunmehr würden alle erforderlichen Nachweise vorliegen.

Zu b)

Es seien vor allem zwei durch die Landesdirektion Leipzig aufgeworfene Widersprüche aufzulösen gewesen. Einer habe die Frage betroffen, wie es denn sein könne, dass im Vortest Bleioxid mittels Röntgenfluoreszenzanalyse als quasi wasserlöslich ausgewiesen worden sei, im normalen Eluattest aber dennoch Bleigehalte über dem Zuordnungswert der Deponieklasse II ausgewaschen worden seien. Es sei zu klären gewesen, in welchem Anteil Blei aus dem Ausgangsabfall in das Immobilisat eingebunden worden sei, da es ja im Verlaufe dieses Behandlungsprozesses nicht habe verschwinden können.

Bei beiden Beratungen habe der Rechtsvertreter der Biotec versucht, eine Drohkulisse aufzubauen mit dem Hinweis, man habe nun zum x-ten Mal so viele Stapel Papier vorgelegt und die Behörde sei immer noch nicht in der Lage nachzuvollziehen, dass die Biotec ordentlich gearbeitet habe. Das sei natürlich schon ein Vorwurf gewesen, dahinter habe letztendlich gestanden, dass man vor das Verwaltungsgericht gehen würde, wenn die Behörde es jetzt nicht „in die Reihe kriege“, das ordentlich zu bewerten. Das sei schon in gewisser Weise ein Druck gewesen, wobei der Ausdruck „Drohkulisse“ vielleicht nicht ganz richtig sei.

Festzuhalten bleibe im Ergebnis:

Die Gutachter der Firma Biotec seien in Erklärungsnotstand geraten. Letztendlich habe im Raum gestanden, dass die Untersuchungsverfahren mit zu hoher Nachweisgrenze bzw. nicht repräsentativ angewendet worden seien. Neben den fachlichen Defiziten der Untersuchungen der Firma Biotec seien auch neuerlich fehlende Analysenberichte für den Anlagenoutput festgestellt worden. Der Anwalt der Firma Biotec habe eine umgehende Nachreichung angekündigt (die dritte Ankündigung, Unterlagen nachzureichen).

Am 04.03.2010 habe das Landratsamt eine weitere Anlagenkontrolle durchgeführt und das Überwachungsprotokoll am 23. März an ihn übersandt. Darin seien keine Beanstandungen enthalten gewesen. Das sei ihm, dem Zeugen, nicht plausibel erschienen, so dass er dieses mit Schreiben vom 01.04.2010 kritisch bewertet und Untersuchungsberichte nachgefordert habe. Einerseits sei der Kenntnisstand der Firma Biotec zur Qualität von Filteraschen aufzuklären gewesen. Andererseits sei zu prüfen gewesen, welche Untersuchungen die Firma Biotec bei der Nachbehandlung der von

der Zentraldeponie Cröbern im Februar des Jahres zurückgeführten Abfälle durchgeführt habe.

Weiterhin habe er das Landratsamt angewiesen, wegen offensichtlicher Falschangaben der Firma Biotec zum Kenntnisstand von Filteraschen und der noch zu klärenden Fragen aus den erbetenen Analyseberichten die Mängelbewertung im Protokoll zu diesen Punkten zu korrigieren, das heiße, keine abschließende Mängelfreiheit festzustellen. Seine Unterlagennachforderung gegenüber dem Landratsamt zum Überwachungsprotokoll sei am 20.04.2010 eingegangen.

Wenn man eine Regelüberprüfung durchführe, sei man auf die Unterlagen, die der Anlagenbetreiber vorlege, im Rahmen der Prüfung angewiesen. Wenn die Überprüfungen keine Anhaltspunkte dafür ergeben würden, dass Probleme vorhanden seien, dann würde man diesen Unterlagen auch vertrauen müssen. Erstens sei man nicht die Kriminalpolizei, und zweitens sage er aus seiner Erfahrung heraus: „Wer betrügen will und illegal handeln will, findet immer Wege und Möglichkeiten, illegal zu handeln."

Er sehe mit Blick auf den Beweisbeschluss keine Anhaltspunkte dafür, dass nach den anzuwendenden Rechtsvorschriften oder dem Stand der Technik erforderliche Prüfungen und Kontrollen nicht oder zu spät erfolgt wären.

4. Immobilisierung, Zeuge Dr. Günter Kiesel

Leise Zweifel daran, ob das Verfahren der Firma Biotec in der Lage sei, die behandelten Abfälle zu immobilisieren, hätten sich für ihn, den Zeugen Dr. Kiesel, Ende 2009 ergeben, als das Unternehmen keine entsprechenden Unterlagen zur Ungefährlichkeit vorgelegt habe. Das sei nämlich am 05.02.2009 der Fall gewesen, als die Firma Biotec mindestens in diesem Fall illegal, in betrügerischer Absicht, wie man das auch bezeichnen möchte, gehandelt habe.

Im Hinblick auf den Nachweis der Langzeitstabilisierung hat der Zeuge auf den Anhang 2 – Nummer 4 b – der Deponieverwertungsverordnung verwiesen. Es heiße dort nämlich:

„Zum Nachweis eines vollständig stabilisierten Abfalls ist eine Eluation nach dem pH-stat-Verfahren bei pH 4 und 11 und einer Korngröße kleiner 10 mm durchzuführen. Stückige Abfallproben sind gegebenenfalls ... auf eine Korngröße kleiner 10 mm zu verkleinern. Durch die vorweggenommene Zerkleinerung werden Proben und Prozesse, wie zum Beispiel thermische Verwitterung beim Abbinden durch höhere Temperaturentwicklung oder der Zerfall durch Frost/Tau-Wechsel, Senkungen oder Rissbildungen berücksichtigt. Festigkeitsprüfungen am Prüfkörper nach verschiedenen Belastungszuständen erübrigen sich somit."

Das heiße also, durch die Anwendung des pH-stat-Verfahrens sage der Gesetzgeber: „Wir verkleinern das Material, das hier untersucht werden soll, und nehmen damit die Verwitterung – ein bisschen untechnisch gesagt – vorweg und bekommen ein Ergebnis, das uns eine Aussage im Hinblick auf das zukünftige Verhalten dieses Abfalls gibt."

Das Material werde also vor der Untersuchung regelrecht zerstört und nicht an dem Probekörper an sich geprüft. Alternativ zum pH-stat-Verfahren sei ihm nur das Verfahren zur vollständigen Auslaugung nach niederländischer Norm bekannt.

Er müsse allerdings sagen, dass das pH-stat-Verfahren bei einigen Parametern bessere Ergebnisse gebracht habe als das nach niederländischer Norm, nachdem sie im Dezember 2009 bei der Firma Biotec Untersuchungen parallel nach beiden Verfahren durchgeführt hätten. Ein besseres Verfahren für die Untersuchung von Abfällen in diesem Kontext als das pH-stat-Verfahren sehe er nicht. Es würden dabei höhere Auslaugraten erzielt, und zwar bei einigen Parametern, nicht durchgehend. Es sei ein härteres Prüfkriterium und im Grunde genommen schlechter für das Unternehmen als für die Überwachungsbehörde, um eine genauere Prüfung vorzunehmen.

5. Behördliche Zuständigkeiten / Übergang

5.1 Übergang, Zeuge Ulrich Fiedler

Dazu hat im Zusammenhang mit dem Komplex Biotec auch der Zeuge Ulrich Fiedler Stellung genommen. Der Zeuge ist Dezernent und Erster Beigeordneter des Landkreises Nordsachsen. Er hat erklärt:

Am 01.08.2008 sei das Gesetz zur Neuordnung der Sächsischen Verwaltung in Kraft getreten. Eine ganze Menge Aufgaben sei vom Regierungspräsidium auf den Landkreis übertragen worden. Gleichzeitig damit sei natürlich auch Personal übergegangen. Dieser Übergang sei nach dem Schlüssel der Einwohnerzahlen erfolgt. Die Stadt Leipzig habe damals 514.000 Einwohner gehabt, der Landkreis Nordsachsen 214.000 und der Landkreis Leipzig 272.000 Einwohner. Im Landkreis Nordsachsen hätten sich 568 BImSchG-Anlagen befunden. Dafür seien vier Mitarbeiter auf den Landkreis übergegangen. Zum Landkreis Leipzig mit 508 BImSchG-Anlagen hätten acht Mitarbeiter gewechselt, die Stadt Leipzig habe für 213 BImSchG-Anlagen insgesamt zwölf Mitarbeiter übernommen. Dieser Schlüssel sei für den Landkreis Nordsachsen nicht gerade sehr vorteilhaft gewesen.

Der Fall Biotec habe sehr viel Kapazität gebunden. So hätten sie im Zeitraum 03.09.2008 bis 29.06.2012 25 Überwachungen durchgeführt, obwohl nur alle zwei Jahre eine Überwachung vorgesehen sei. Insgesamt hätten sie gegenüber Biotec 139 einzelne Maßnahmen, Anordnungen, Bescheide und Auswertungen usw. durchführen müssen.

Sie hätten dann nach und nach Personal zusätzlich eingestellt. Damit sei der Landkreis heute in der Lage, die anfallenden Aufgaben zu erfüllen. Im Jahre 2008 hätten sie zurückgehende Anträge gehabt, die Zahl habe sich jetzt wieder erhöht. Das sei normal, solche Spitzen könne man mit dem vorhandenen Personal abfangen. Sie hätten die Akten von der Landesdirektion übergeben bekommen und hätten sich dann einarbeiten müssen. Der Aktenstand sei im Großen und Ganzen für die Anlagen, die sie übernommen hätten, vollständig gewesen. Zum Teil seien noch ein paar Akten nachzufordern gewesen.

Der Geschäftsführer der Biotec Dr. Schmidt habe ihm nach dem Übergang der Zuständigkeit ins Gesicht gesagt: „Naja Herr Fiedler, nehmen Sie es mir nicht übel, das ist Kristallografie. Davon haben sie doch sowieso keine Ahnung.“ Damit habe er erst einmal recht gehabt, natürlich hätten sie sich damit beschäftigen müssen. Sie hätten ihm dann aber nachweisen können, dass sein Verfahren mehr oder weniger schlecht bzw. gar nicht funktioniere. Es sei schon eine Herausforderung gewesen. Sie hätten dann ja noch zusätzlich Personal eingestellt.

Dr. Schmidt habe dazu geneigt, zum Landrat zu rennen, wenn er mit seinem Anliegen bei ihnen nicht durchgedrungen sei. Auf ihn, den Zeugen, und seine Mitarbeiter sei dann aber in keiner Weise irgendwie Druck ausgeübt worden. Der Versuch, über Einflussnahme das Ziel zu erreichen, habe nicht funktioniert. Das versuche manch einer. Die Behördenmitarbeiter könnten ja eigentlich ihre Entscheidung nur auf der Grundlage von Gesetzen treffen. Alles andere wäre vergebene Liebesmühe, wenn sich damit jemand versuchen sollte. Von den Problemen mit der Biotec habe er eigentlich durch Zufall erfahren. Seine Mitarbeiter Dr. Schurig und Frau Eckstein hätten sich über Staubmessungen auf dem Gelände der Biotec unterhalten, in diesem Zusammenhang sei der Satz gefallen: „Ja, und diese Bleikonzentrationen sind eigentlich bedenklich."

Da hätten sie angefangen, sich mit der Biotec zu beschäftigen. Sie hätten der Biotec Bodenproben auferlegt, die dann der Geschäftsführer nicht sofort gemacht habe. Zwischendurch seien die Untersuchungen der Straßenbankette ins Gespräch gekommen, wo sie nicht gewusst hätten, ob die überhaupt nach der Bundesbodenschutzverordnung genommen worden seien. Straßenbankette hätten sowieso keine Prüfwerte. Die Biotec sei auch schriftlich aufgefordert worden, Bodenproben zu nehmen. Sie selbst hätten auch Bodenproben gezogen, um überhaupt erst einmal das Problem Bleibelastung in den Böden abgrenzen zu können. Das Ganze sei im November/Dezember 2008 aufgekommen.

Über Herrn Voll, dessen Vorgesetzter er gewesen sei, habe er sich dann über den Stand bei Biotec berichten lassen. Als Erstes sei die Biotec darauf hingewiesen worden, dass sie die Stäube aus der Bleiverhüttung in den Hallen zu entladen habe, das habe sie nicht gemacht. Weiterhin sei die Benutzung von Reifenwaschanlagen angeordnet worden.

5.2 Übergang, Zeuge Bernhard Voll

Zu diesem Komplex hat sich auch der Zeuge Bernhard Voll in seiner Vernehmung ausgesagt. Der Zeuge hatte bis zum 30.06.2010 die Funktion des Leiters des Umweltamtes beim Landratsamt Nordsachsen inne. Er hat angegeben:

Die Zuständigkeit für die Biotec sei im Rahmen der Umsetzung der Funktionalreform des Freistaates Sachsen mit Wirkung vom 01.08.2008 auf das Landratsamt Nordsachsen übertragen worden. Ursprünglich habe die Firma Biotec mit Bescheid des Regierungspräsidiums Leipzig vom 25.03.1999 die immissionsschutzrechtliche Genehmigung zur Errichtung und zum Betrieb einer Abfallbehandlungsanlage, hier einer Abfallimmobilisierungsanlage, erhalten. Diese Anlagegenehmigung sei mit Bescheid vom 12.08.2005 ebenfalls durch das Regierungspräsidium wesentlich geändert worden und bestehe seitdem in der heutigen Form. Zum Zeitpunkt der Aktenübergabe habe das Landratsamt Nordsachsen davon ausgehen müssen, dass alle Aspekte der Genehmigungsfähigkeit, unter anderem auch deren verfahrenstechnische Umsetzbarkeit, unter dem Gesichtspunkt der Gesetzeskonformität geprüft worden seien. Es seien keinerlei Hinderungsgründe am Vollzug der Genehmigung ersichtlich gewesen. Ein laufendes Widerspruchsverfahren, das eine aufschiebende Wirkung beim Vollzug der Genehmigung hätte entfalten können, sei aus den Unterlagen nicht zu erkennen gewesen. Das Landratsamt habe davon ausgehen müssen, dass die Immobilisierungsanlage rechtmäßig gebaut und betrieben worden sei.

Die Unterlagen seien bis zum 01.08.2008 übergeben worden. Hinweise auf Probleme beim Nachweis des zu erreichenden Sanierungsziels nach der Immobilisierung seien ihnen nicht zu entnehmen gewesen. Die bis zu diesem Zeitpunkt vorliegenden Unterlagen über die durchgeführten turnusmäßigen Überwachungen hätten dem Anlagenbetreiber im Wesentlichen einen anlagenkonformen Betrieb bescheinigt.

Die umfangreichen Akten seien durch ein Speditionsunternehmen überbracht worden. Anhand der beiliegenden Listen habe man erkennen können, um welche Unterlagen es sich gehandelt habe. Es sei ein logistisches Problem gewesen, diese einzuordnen. Sie hätten ganze Regalzeilen damit gefüllt. Es sei ja nicht nur die Zuständigkeit für die Biotec übergegangen, sondern es seien 250 bis 300 Anlagen betroffen gewesen. Nähere Erläuterungen zu den Unterlagen hätten sie zu dem Termin nicht erhalten. Von der Landesdirektion hätten sie acht Mitarbeiter in den so genannten Fachbereich übernommen. Für den Bereich Genehmigung/Überwachung hätten insgesamt 16 bis 18 Mitarbeiter zur Verfügung gestanden. Sie seien fachlich qualifiziert gewesen. Die Kapazität für die Überwachung habe allerdings eindeutig nicht ausgereicht. Im Jahr 2009 hätten sie lediglich 12 % der Überwachungen durchführen können, die turnusmäßig angefallen seien. Er habe zwei Mitarbeiter gehabt, die immissionsschutzrechtliche Anlagen überwacht hätten. Er gehe mal davon aus, dass diese sich zu 80 % mit Fragen der Biotec beschäftigt hätten. Dadurch seien auch andere, eigentlich anlassbezogene Überwachungen entfallen. Sie seien dann berechtigterweise dafür kritisiert worden, dass sie ihren Überwachungsplan nicht geschafft hätten.

5.3 Überwachungen / Kontrollen, Zeuge Bernhard Voll

Dazu hat der Zeuge Bernhard Voll weiter ausgeführt:

Der ersten geplanten Routinekontrolle sei das Landratsamt am 26.02.2009 nachgekommen. Der Überwachungszyklus sei soweit verkürzt gewesen, dass Mitarbeiter des Umweltamtes mindestens quartalsweise vor Ort gewesen seien. Die im Rahmen anlassbezogener und turnusmäßiger Überwachungen durch das Landratsamt Nord festgestellten Sachverhalte seien protokolliert, deren Beseitigung sei terminiert worden. In mehreren Fällen seien Anordnungen notwendig gewesen. Diesen sei der Anlagenbetreiber nachgekommen, in einigen Fällen erst nach Androhung und Festsetzung von Konsequenzen in Form von Zwangsgeld.

Im Falle einer Mengenüberschreitung im Jahre 2008 sei die Staatsanwaltschaft Leipzig über den Verstoß gegen den Genehmigungsbescheid am 26.03.2009 förmlich informiert worden.

Eine Mitarbeiterin aus seinem Bereich Immissionsschutz – Frau Eckstein – sei vom LfULG angerufen worden. Ihr sei avisiert worden, dass es Auffälligkeiten in Bezug auf Blei auf der Anlage der Biotec gegeben habe. Am 8. oder 10. Dezember sei dann eine Liste über diese Problematik „Staub“ bei ihnen eingegangen. Die Auswertung habe ergeben, dass extrem hohe Gehalte an Blei und Cadmium im Staub festgestellt worden seien. Darauf sei noch zum Ende des Jahres 2008 eine außerordentliche Anlagenkontrolle durchgeführt worden mit dem Ziel festzustellen, was man denn nun machen müsse. Am 14.01.2009 sei eine Bodenbegutachtung angeordnet worden, deren Ergebnisse am 25.02.2009 vorgelegen hätten. Diese hätten Auffälligkeiten im Umkreis um die Anlage ergeben, allerdings seien keine Werte erreicht worden, die zum sofortigen Handeln Veranlassung gegeben hätten. Man habe festgestellt, dass

die Werte von der Anlage weg geringer seien. Ergebnis sei gewesen, dass man eine weitere Staubmessung durchgeführt habe, um zu sehen, wie sich im Zeitstrahl die Frage mit dem Staub entwickeln würde. Aufgrund von Hinweisen aus den Medien und entsprechenden Hinweisen der Deutschen Umwelthilfe sei zu den bereits im März 2009 gemachten Bodenuntersuchungen im Umfeld der Anlage eine weitere Untersuchung der Straßenbankette auf allen zur Anlage führenden Straßen durchgeführt worden. Das Ergebnis habe Auffälligkeiten ergeben, die mit einem normalen Anlagenbetrieb nicht erklärbar gewesen seien.

Darauf sei die Beseitigung der Kontamination der Bankette angeordnet und vom Unternehmen auch durchgeführt worden. Dem Unternehmen sei aufgegeben worden, die Bankette feucht zu halten und die Reifenwaschanlage zu benutzen. Die Warnung vor dem Verzehr von Wintergemüse sei zunächst einmal vorsorglich ausgesprochen worden, und zwar solange, bis sie die Bodenproben gehabt hätten. Ebenfalls seien Untersuchungen der an den Straßenverläufen anliegenden privaten Vorgärten gemacht worden. Über das Ergebnis seien die Besitzer entsprechend informiert worden. Eindeutige Wirkbeziehungen und Hinweise, dass die Anlage Biotec Verursacher der teilweise erhöhten Bodenwerte sei, hätten nicht zweifelsfrei hergestellt werden können. Unstimmigkeiten mit Biotec habe es erst gegeben, als die Ergebnisse der Staubuntersuchung vorgelegen hätten. Bis dahin seien keine negativen Ergebnisse des Anlagenbetriebes aufgetreten, die sie hätten feststellen können. Die Analysen seien immer okay gewesen, bis sich im Laufe des Jahres 2009 ergeben habe, dass etwas offensichtlich nicht stimmen könne.

Es habe sich gezeigt, dass die Staubexposition, die sie festgestellt hätten, aus dem Verfahren überhaupt nicht herleitbar gewesen sei. Es habe sich dann herausgestellt, dass durch die Annahme von zu heißem Material, also 300° heißer Schlacke, erhebliche Staubmengen in die Atmosphäre getragen worden seien. Das sei aber Annahmematerial gewesen, nicht das behandelte. Aus diesem Material habe auch die Mehrheit des Staubes gestammt, es seien Hoppecke-Schlacken mit besonders hohem Schadstoffgehalt gewesen. Die exorbitant hohen Staubimmissionen seien durch das Löschen der heißen Schlacken entstanden, das sei fast sicher. Die Ablagerung des heißen Materials sei ein Verstoß gegen die Genehmigung gewesen. Das sei an Ort und Stelle – im Dezember 2008 – behördlich untersagt und danach auch schriftlich bestätigt worden. Man habe im Verlauf des Jahres ja weiterhin Staubuntersuchungen bzw. Messungen gemacht und habe feststellen können, dass es dann eine starke Abnahme der Staubimmissionen gegeben habe. Das sei ein Indiz dafür, dass aus dem übrigen Anlagenbereich, aus den definierten Immissionsquellen, diese Staubbelastung nicht habe stammen können. Sie müssten von einem besonderen Ereignis – und das sei dieses Abkippen der Schlacke – herrühren.

Auf Vorhalt hat der Zeuge Bernhard Voll erklärt, er sei der persönlichen Meinung, dass die Erkenntnisse, die er und die damit beschäftigten Mitarbeiter im Jahre 2009 erlangt hätten, auch schon früher hätten gewonnen werden können.

Der Geschäftsführer der Biotec Dr. Schmidt habe das Landratsamt und ihn, den Zeugen, regelrecht als Gegner betrachtet. Er habe immer wieder gesagt, bei der Landesdirektion laufe das alles viel besser. Das Verhältnis sei sehr gespannt gewesen. Dr. Schmidt habe sich ihm und seinen Mitarbeitern gegenüber völlig deplatziert verhalten und schon ziemlich ehrenrührig. Er habe auch tatsächlich die Idee gehabt, sich dagegen gerichtlich zu wehren. Im öffentlichen Dienst müsse man aber ein dickes Fell haben. Das habe er dann nicht gemacht.

Beim ersten Kontakt habe der Geschäftsführer Dr. Schmidt ihnen eineinhalb Stunden lang erklärt, dass sie eigentlich nichts wüssten. Im Übrigen habe er ihnen gegenüber immer nur das gesagt, was sie schon gewusst hätten. Er, der Zeuge, habe schon das Gefühl gehabt, dass das Unternehmen auch mit diesen persönlichen Verunglimpfungen die Behörde von ihrer Fachaufsicht ein bisschen habe abhalten/abschrecken wollen.

5.4 Untersagungsverfügung vom 20.01.2010, Zeuge Bernhard Voll

Ausgehend von den Erkenntnissen und mehreren Anlagenkontrollen, einer intensiven Diskussion unter den Experten des Landratsamtes zu der Frage der Immobilisierung der Schadstoffe, einem umfangreichen Schriftverkehr und Diskussionen mit den Aufsichtsbehörden im Verlauf des Jahres 2009 habe sich im Umweltamt des Landratsamtes Nordsachsen die Erkenntnis entwickelt, dass offensichtlich Zweifel an der Funktionalität des Behandlungsverfahren bei Biotec bestanden. Es sei daher am 22.01.2010 eine Untersagungsverfügung erlassen worden. Innerhalb dieser Anordnung sei die Annahme von Schlacken mit der Abfallschlüssel Nummer 10 04 01 mit Stern untersagt worden, die aufgrund der Eigenschaften „T-plus sehr giftig für die Schwermetallverbindungen Arsen, Quecksilber und Cadmium“ als gefährlicher Abfall eingestuft worden seien und die aus den Abfallbereichen Muldenhütten und Metallhütte Hoppecke gestammt hätten. Die Annahme von Schlacken aus anderen Abfallbereichen, die das Gefährlichkeitsmerkmal H6 aufgewiesen hätten – mit Sanierungsziel der Verwertung als stabiler Abfall mit der Abfallschlüsselnummer 19 03 05 ohne Stern – sei ebenfalls untersagt worden.

Gegen die Untersagungsverfügung hätten die Rechtsanwälte Köhler und Klett für die Biotec am 19.02.2010 Widerspruch eingelegt.

Ausgangspunkt sei die am 26.02.2009 durchgeführte turnusmäßige Überwachung gewesen. Bei einer anlagenbezogenen Überwachung würden nur ganz bestimmte Sachverhalte geprüft, bei einer turnusmäßigen werde der gesamte Genehmigungsbescheid auf Durchführung oder Einhaltung untersucht. Im Rahmen des daraus entstandenen Protokolls seien Nachforderungen von Unterlagen zum Nachweis der Nichtgefährlichkeit des Outputmaterials von Biotec gefordert worden. Mit Fax vom 06.03.2009 sei das Unternehmen aufgefordert worden, diesen Nachweis der Nichtgefährlichkeit nachzuholen. Ebenfalls mit Fax vom 06.03.2009 habe Biotec auf das Untersuchungsergebnis der Firma Dr. Wessling hinsichtlich der Materialprüfung hingewiesen und ebenfalls auf ein Schreiben von Professor Dr. Herbert Pöllmann zur Bindungsform von Blei in Schlacke und Asche. Das sei der Versuch gewesen, die Nichtgefährlichkeit nachzuweisen. Am 16. März seien noch Unterlagen nachgeschickt worden, welche die Nichtgefährlichkeit des Outputmaterials hätten untermauern sollen.

Am 09.04.2009 hätten sie eine Expertise zur Stellungnahme zur chemischen und kristallinen Wandlung von mineralischen Abfallstoffen mit gefährlichen Inhaltsstoffen in nicht gefährlichen Matrizen durch eine SCP-Abfallbehandlung der Biotec erhalten. Das sei eine Darstellung der Verfahrensunterlagen gewesen, die sie sie zur Prüfung vorgelegt bekommen hätten. Darauf habe es am 28.05.2009 eine weitere Nachforderung an das Unternehmen gegeben, Unklarheiten zu erklären.

Mit einem Brief vom 10.06.2009 habe die Biotec versucht, die Nichtgefährlichkeit des Outputmaterials nachzuweisen. Dazu seien Prüfberichte mit Angaben zum Feststoff-

gehalt in Filterstäuben, stabilisierten Industrieschlämmen, festen mineralischen Abfallstoffen und stabilisierten Schlacken übergeben worden. Dieser Brief sei Herrn Dr. Kiesel von der Landesdirektion am 24.06.2009 zur Bewertung zugeschickt worden. In der Antwort vom 10.07.2009 habe Herr Dr. Kiesel bestätigt, dass der Nachweis der Nichtgefährlichkeit des Outputmaterials unvollständig sei.

Am 10.09.2009 habe es in der Landesdirektion ein Gespräch mit Vertretern des SMUL, der Biotec, Vertretern des Landratsamtes (Frau Eckstein und Herr Kellenberger) und Herrn Dr. Kiesel gegeben. Ergebnis sei gewesen, dass der Nachweis der Nichtgefährlichkeit des Outputmaterials nicht erbracht worden sei, dass also falsche Zuordnungen vorgenommen worden und dadurch der Eindruck erweckt worden sei, man habe es mit ungefährlichen Abfällen zu tun. Das Gegenteil sei der Fall gewesen. Dieses Ergebnis sei mit Brief vom 16.09.2009 der Biotec zugeschickt worden mit der Aufforderung, die Abfalldeklaration anzupassen und den Nachweis zu erbringen, dass falsch deklarierte Abfälle – Abfälle ASN 19 02 03 und ASN 19 03 04 mit Stern – ordnungsgemäß und zulässig entsorgt worden seien.

Mit Schreiben vom 24.09.2009 habe die Biotec dazu Stellung genommen und darauf verwiesen, dass die Stabilisate und chemisch-physikalisch behandelten Outputmaterialien, hergestellt nach dem SCP-Verfahren der Biotec, im Labor für Materialprüfung analysiert worden seien.

Darauf habe Herr Dr. Kiesel am 28.09.2009 in einer E-Mail wiederholt, dass der Nachweis der ordnungsgemäßen und schadlosen Entsorgung des Abfalls nicht erbracht worden sei, verbunden mit dem Hinweis, dass geprüft werde, ob ein OWiG-Tatbestand vorliege.

Am 26.11.2009 seien zahlreiche umfangreiche Unterlagen durch Biotec übersandt worden. Nach einer weiteren anwaltlichen Stellungnahme für die Biotec sei noch einmal am 17.12.2009 eine exorbitant neue Abfalluntersuchung im Beisein des Umweltministeriums und der Landesdirektion durchgeführt worden.

Die Auswertung der analytischen Untersuchung der stabilisierten Abfälle anlässlich dieser Beprobung sei am 02.02.2010 erfolgt. Ergebnis sei gewesen, dass die Schlacken – entgegen der Behauptung von Biotec – nicht vollständig stabilisiert gewesen seien. Auf Verlangen der Rechtsanwälte der Biotec vom 05.02.2010 habe am 15. Februar erneut eine Besprechung stattgefunden, in der das Landratsamt erklärt habe, dass die Untersagungsverfügung gelte und es keine Rücknahme gäbe.

Zur wissenschaftlichen Absicherung der Untersagungsverfügung vom 21.01.2010 habe das Umweltamt des Landratsamtes zur fachlichen Einschätzung des Verfahrens am 15.03.2010 ein Gutachten in Auftrag gegeben. Dieses sei von Professor Dr. Gert Klöß von der Universität Leipzig erarbeitet und dem Landratsamt am 20.12.2010 vorgelegt worden. Darin würde die Position des Umweltamtes bestätigt, so dass auch die fachliche Rechtfertigung der Anordnung nunmehr außer Zweifel gestanden habe. Professor Klöß habe eine Dokumentenauswertung vorgenommen und dargestellt, dass das Verfahren insgesamt aus seiner Sicht so nicht funktionieren könne. Das hätten sie ja vermutet, aber nicht beweisen können.

Am 25.03.2011 habe die Biotec schriftlich erklärt, die Abfallimmobilisierungsanlage für die Behandlung gefährlicher Abfälle nach dem 31.03.2011 nicht mehr zu nutzen. Der zwischenzeitlich als Ergebnis der Besprechung mit der Landesdirektion Leipzig erstellte Entwurf einer nachträglichen Anordnung gemäß § 17 BImSchG sei dadurch überholt worden. Das Landratsamt Nordsachsen habe die Biotec aufgefordert, eine

rechtsverbindliche Verzichtserklärung abzugeben. Eine solche Erklärung sei am 19.04.2011 von der Biotec erfolgt. Sie habe damit auf die Annahme gefährlicher Abfälle ab dem 14.03.2011 und die Behandlung sowie Lagerung gefährlicher Abfälle ab 31.03.2011 verzichtet, ausgenommen die noch lagernden 1600 t Outputmaterialien. Für die verbleibenden 1600 t Material werde ein geeigneter Entsorgungsweg durch die Biotec gesucht. Der Entsorgungsnachweis dafür sei auf den 31.12.2011 befristet.

Zu den unterschiedlichen Ergebnissen bei der Erprobung von Muldenhüttenschlacken einmal durch die Landesdirektion Leipzig und einmal durch die von Biotec beauftragte Firma Dr. Wessling hat der Zeuge Bernhard Voll bekundet, derartige Unterschiede in Zehnerpotenzen könne er sich nicht erklären. Es müssten seitens der Firma Dr. Wessling Fehler gemacht worden sein. An einen ähnlichen Vorgang könne er sich nicht erinnern. Das sei einmalig, zumindest ungewöhnlich. Das Argument von Herrn Dr. Schmidt, die Ausreaktionszeit von 14 Tagen sei nicht erreicht worden, sei für ihn nicht schlüssig.

Weiter hat der Zeuge Voll ausgesagt, dass es in Bezug auf Sicherheitsleistungen bei Abfallbehandlungsanlagen mit Wirkung zum 01.03.2010 einen Erlass des Freistaates gegeben habe, der jetzt umgesetzt werde. Damit sollten Forderungen, die die Genehmigungsbehörde an das Unternehmen haben könnte, etwa bei Beendigung des Betriebes, ausgeglichen werden. Mit der Änderungsgenehmigung für die Biotec vom 12.08.2005 sei die Sicherheitsleistung auf 30.000 € festgesetzt worden. Nunmehr könne eine Sicherheitsleistung in Höhe von 15,03 Millionen € errechnet werden, die sich mit Hilfe der Parameter Input, Lagerkapazität – hier 3000 t – und Entsorgungspreis errechne. Als Entsorgungspreis seien 5.010 € pro Tonne angenommen worden. Das Verfahren sei aber bis zu seinem Ausscheiden nicht beendet worden.

Mit der Stilllegungsanzeige ist die Information gegeben worden, dass noch 1600 t Material bei der Biotec liege und dass man stark damit beschäftigt sei, das Material abzufahren. Der Termin sei der 31. Dezember des Jahres, bis dahin sei der Entsorgungsnachweis terminiert. Das Unternehmen entsorge selbst.

6 Deponie Spröda, Zeuge Ulrich Fiedler

Dazu hat der Zeuge Ulrich Fiedler ausgeführt:

Mit Vertrag vom 29.11.1993 sei die Deponie in Spröda an die Kreiswerke Delitzsch zum Betrieb einer Kreisabfalldeponie verpachtet worden. Der Landkreis sei Grundstückseigentümer. Die Deponie bestehe aus mehreren Teilbereichen und sei in der DDR-Zeit angelegt worden. Es gäbe zum einen die verdeckte Altsalzdeponie. Dort würden Rückstände aus der Autoaufbereitung aus dem Aluminiumwerk in Rackwitz abgelagert. Des Weiteren gebe es die alte Altsalzdeponie. Das sei eine Kiesgrube gewesen. Auch dort seien Schlackeabfälle aus der Altalu-Aufbereitung in Rackwitz eingebracht worden. Dann gebe es noch die neue Altsalzdeponie und die Kommunalmülldeponie.

Die Kreiswerke Delitzsch hätten sich vertraglich verpflichtet, das Pachtobjekt nach Beendigung des Pachtverhältnisses in einem rekultivierten Zustand zurückzugeben. Ferner hätten sie sich verpflichtet, für die Sanierung und Rekultivierung Rückstellungen zu bilden.

Für die Sanierung der verdeckten Altsalz- und der alten Altsalzdeponie seien durch den Landkreis damals Fördermittel beantragt worden. Bei der Ausreichung der Mittel

durch den Zuwendungsgeber sei ausdrücklich erlaubt worden, diese an die Kreiswerke Delitzsch weiterzureichen. Beide Deponien seien mittlerweile saniert, im Verwendungsnachweis sei das Erreichen des Sanierungszieles durch die Landesdirektion Leipzig bestätigt worden. Die Kommunalmülldeponie und die neue Altsalzdeponie würden gegenwärtig durch die Kreiswerke Delitzsch noch saniert. Dafür seien keine Fördermittel beantragt worden. Die Kreiswerke würden die Sanierung aus dem eigenen Cashflow heraus betreiben.

Die Kreiswerke Delitzsch müssten solange Sicherungs-und Nachsorgemaßnahmen betreiben, bis die Deponie aus der Nachsorge entlassen sei. Dann könne sie an den Landkreis saniert zurückgegeben werden. Das könne vielleicht 2025 der Fall sein. Das hänge ein bisschen davon ab, wann die Setzungserscheinungen abgeklungen seien. Zurzeit werde auf der kommunalen Mülldeponie eine temporäre Abdeckung aufgebracht. Das sei kurz vor dem Abschluss. Das müsse vertraglich bis Ende 2013 abgeschlossen sein. Das Material sei schon zum großen Teil da. Es würde ständig daran gearbeitet.

An den Bauberatungen habe eine Kollegin aus dem Landratsamt teilgenommen. Auch die Landesdirektion sei beteiligt gewesen und habe den Baufortschritt kontrolliert, ob die verschiedenen Termine eingehalten würden. Es seien Fremdüberwachungen und Eigenüberwachung durch die Kreiswerke eingesetzt.

Rücklagen hätten die KWD für die Deponiesanierung nicht gebildet, sondern nur bilanzielle Rückstellungen vorgenommen. Das habe man für ausreichend gehalten. Auch der Landkreis habe seines Wissens keine Rücklagen für die Depotsanierung bereitgestellt.

Auf der verdeckten Altsalzdeponie gäbe es ein Kurzzeitzwischenlager. Diese Deponie sei damals mit einer Asphaltdecke abgedeckt worden. Dort habe man ein Kurzzeitzwischenlager für ballierte heizwertreiche Fraktion eingerichtet. Kurzzeitige Lager würden immer bedeuten, dass man innerhalb eines Jahres das Material wieder auslagern müsse. Auch ein Langzeitlager sei genehmigt worden, allerdings nie eingerichtet. Von dieser Genehmigung habe man keinen Gebrauch gemacht. Auch auf der alten Altsalzdeponie sei ein kurzzeitiges Lager errichtet worden, dessen Genehmigung auch einmal verlängert worden sei. Die Landesdirektion habe sich dort monatlich Input und Output vorlegen lassen. Es sei durch die Landesdirektion – damals noch das Regierungspräsidium – genau kontrolliert worden, in welchem Monat wie viel eingebaut und in welchem Monat dann ein Jahr später entsprechend zeitversetzt wieder ausgebaut worden sei. Das habe einer genauen Kontrolle unterlegen.

Hintergrund sei gewesen, dass die Qualität bei der Herstellung von Ersatzbrennstoffprodukten sich nicht mehr eins zu eins habe umsetzen lassen. Man habe andere Brennstoffe benötigt, um den qualitätsgesicherten Ersatzbrennstoff zu erzeugen. Einmal habe der ZAW verschiedene alternative Verwerter vorgeschlagen, unter anderem Buffet in Sachsen-Anhalt oder Parentin in der Nähe von Leipzig. Es seien auch Firmen im Brandenburgischen gewesen. Bei einer Nachfrage bei den dafür zuständigen Genehmigungsbehörden habe sich herausgestellt, dass diese Interessenten nicht im Besitz einer Genehmigung zur Verwertung von heizwertreicher Fraktion gewesen seien, sie hätten zum Teil überhaupt keine Anlagen gehabt, um diese zu verwerten. Es sei damals wirklich sehr schwierig gewesen, über die Verwertungswege, die 2005 bestanden hätten, eine heizwertreiche Fraktion über andere Wege zu verwerten. Das sei nicht gegangen.

Das Herstellen von Ersatzbrennstoff sei ein mechanischer Prozess. Man hole also heizwertreiche Fraktion, bringe sie in eine Aufbereitungsanlage und vermische sie mit anderen Abfällen. Dann werde konfektioniert, man müsse eine bestimmte Stückigkeit haben, es müsse auch ein bestimmtes Flugverhalten geben, weil der Ersatzbrennstoff im Wirbelschichtverfahren eingesetzt werde. Das könne man nicht so eins zu eins machen.

Wenn man Ersatzbrennstoff für Zementwerke herstelle, müsse man das Material noch einmal anfassen und noch einmal über verschiedene Anlagen fahren. Es müsse mechanisch zerkleinert und anpelletiert werden. Es müsse eine bestimmte Konsistenz haben, damit es auch die geforderten Abbrandeigenschaften und auch die geforderte Chemie erfülle.

Die Kreiswerke Delitzsch hätten ja schon über längere Zeit Ersatzbrennstoff hergestellt. Sie hätten gerade im Zusammenhang mit dem Zementwerk in Bernburg neue Verfahren ausprobiert. Das Zementwerk habe seine Produktion auf die heizwertreiche Fraktion hochkalorisch und mittelkalorisch abgestellt. Es habe wohl auch andere Brennstoffe noch dazu gefeuert, aber zum großen Teil die heizwertreiche Fraktion hochkalorisch in der Sinterzone eingesetzt, also direkt in den Drehrohrofen eingeblasen. Die müsse dort wohl über 22.000 kJ/Kilogramm erbringen und ein Abbrandverhalten haben, das der Art von Braunkohlenstaub entspreche. Die Flammzone dürfe nur ungefähr 3 m lang sein. Das sei ein hoch spezialisiertes Produkt für den Drehrohrofen. In dem so genannten Vorkalzinator – dort werde aus $CaCO_3$ CaO hergestellt – werde auch dieses Material im Wirbelschichtverfahren verbrannt. Bei Verwendung des Ersatzbrennstoffes aus Cröbern hätten die ganzen Transporteinrichtungen schlagartig nicht mehr funktioniert. Das sei bis hin zum drohenden Flammabriss in den Wirbelschichtöfen gegangen.

Von den Kreiswerken sei ihnen versichert worden, dass ungefähr eine Menge von 1200 t des bei der Deponie Spröda angelieferten Materials der Deklarationsanalyse nicht entsprochen habe. Diese 1200 t seien zum Teil an die Biotec zurückgeliefert worden. Die restliche Menge sei bereits eingebaut. Mittlerweile sei die Deponie in der Sanierung. Sie sei abgedeckt. Das eingebaute Material liege so weit oben, dass nicht irgendwo eine Gefahr bestehe.

7 Sanierung Spröda, Zeuge Ulrich Fiedler

Darüber hinaus hat der Zeuge Ulrich Fiedler dargelegt:

Die Deponie habe keine Basisabdichtung. Es sei über das Deponiejahrbuch nachweisbar, an welcher Stelle der Einbau erfolgt sei. Das Deponiejahrbuch sei jedes Jahr der Aufsichtsbehörde vorzulegen. Das sei die Landesdirektion. Die Kreiswerke Delitzsch hätten die Auskunft erteilt, das Material liege oberhalb der Grundwasserlinie. Es sei auf der Deponie Spröda großflächig untersucht worden, wie hoch der Grundwasserstand sei und wie weit die Deponiesohle in das Grundwasser hineinreiche. Nur ein Teil der Deponien liege mit der Sohle im Grundwasser, und zwar zum großen Teil die alte Altsalzdeponie und eine kleine Ecke der kommunalen Mülldeponie. Es seien verschiedene Möglichkeiten untersucht worden: erst einmal, wie der Grundwasserstrom verlaufe. Das nächste sei gewesen, wie sich dieser auf die Stabilität der Deponie auswirke. Es seien ja Schlacken aus der Altaluminiumaufbereitung. Damals sei vor allen Dingen ein Salzgemisch auf die Aluminiumoberfläche aufgebracht worden, um die Oxidation des flüssigen Aluminiums zu verhindern. Die Salz-

schlacken würden im Deponiefuß liegen. Es sei untersucht worden, welche Standsicherheit der Deponiefuß in Auswirkung auf das durchströmende Grundwasser habe. Es sei festgestellt worden, dass die Standsicherheit nicht beeinträchtigt sei, dass man also auch die Deponieoberflächenabdichtung auf die Deponie aufbringen könne, ohne dass die Gefahr bestehe, dass eventuell durchströmendes Grundwasser dort ein Standsicherheitsproblem hervorrufen könne.

Als das ausgeschlossen worden sei, habe man verschiedene Dichtungssysteme untersucht. Man habe über die Filterbrunnen, die im Bereich der Deponie angeordnet seien, überprüft, welches technische Bauwerk man denn dort überhaupt einbringen müsse. Es seien 27 verschiedene Möglichkeiten untersucht worden. Diese verschiedenen Möglichkeiten der technischen Basisabdichtung hätten sich in einem Kostenrahmen zwischen rund eine Million € und neun Millionen € bewegt.

Mittlerweile habe die Landesdirektion das Verfahren an sich gezogen, weil man dort noch die Wirksamkeit einer nördlich der Deponie befindlichen geologischen Barriere untersuchen wolle. Man wolle klären, wie weit die geologische Barriere geeignet sei, den Grundwasserstrom so weit zu unterbinden, dass man gegebenenfalls mit einer minimalen technischen Variante oder auch ohne technische Variante auskomme.

Im Zuge der Sanierung der alten Altsalzdeponie sei eine Sickerwasserleitung errichtet worden. Diese habe allerdings dann kein Sickerwasser mehr geführt. Es habe den Anschein gehabt, dass aufgrund des Grundwasseranstiegs Grundwasser eingedrungen sei. Statt weniger Kubikmeter in der Woche oder im Monat seien dort 100 m³ am Tag durch die Sickerwasserleitung geflossen. Sie sei dann wieder außer Betrieb genommen worden. Aus dem Grunde seien dann die Untersuchungen für die hydraulische Sicherung begonnen worden. Es sei einmal ein Sickerwassertank von 500 m³ geplant gewesen. Das habe man bei dem Grundwasseranfall dann nicht mehr machen können. Das Problem des Grundwasseranstiegs bestehe überall in Delitzsch. Das hänge zum Teil mit den gestörten Bodenverhältnissen im Großraum Delitzsch zusammen. Überall seien Kohlegruben gewesen. Es sei das Unterste nach oben gekehrt worden; Grundwasserleiter seien zerschnitten worden. Es seien Materialien, die eigentlich nie in dem Bereich hätten abgelagert werden dürfen, eingebaut worden. Aus Grundwasserleitern habe man Grundwasserstauer gemacht. Das Grundwasser steige, bis es irgendwo über den Stauer hinwegkomme. Es seien vollkommen unvorhersagbare Wasserverhältnisse.

Der Lober-Leine-Graben sei direkt hinter der Deponie. Alles, was an strömendem Grundwasser durch die Deponie hindurchfließe, und zwar auf der gesamten Fläche, finde sich irgendwo in dem Naulandgraben oder im Lober-Leine-Kanal wieder. Das habe aber nichts mit der Deponie Spröda zu tun. Das sei großflächig und komme vom Grundwasserwiederanstieg. An dem ganzen Problem habe man als Landratsamt bestimmt schon vier Jahre gearbeitet. Zurzeit sei es die Landesdirektion, welche die vorhandene natürliche geologische Barriere als mögliche Sicherungsmaßnahme prüfe.

8 Immobilisierung mit Langzeitstabilität, Zeuge Professor Dr. Herbert Pöllmann

Zu dieser Fragestellung hat sich der Zeuge Professor Dr. Herbert Pöllmann wie folgt geäußert:

Er sei Professor für Mineralogie und Geochemie an der Martin-Luther-Universität in Halle. Ursprünglich stamme er von der Universität in Erlangen. Dort sei er im Rahmen von umfangreichen Untersuchungen an Sondermülldeponien an der Entwicklung eines Konzeptes beteiligt gewesen, das darauf fuße, dass man Schadstoffe in Speichermineralien einbauen könne, die anschließend auslaugsicher verwahrt würden. Das beruhe auf einem naturnahen Konzept, da es in der Natur ähnliche Verbindungen gebe, die Schadstoffe immobil fixieren könnten.

Sie hätten das dann angewandt auf verschiedenste industrielle Reststoffe bis hin zu Sondermüll, Schlacken und Aschen. Sie hätten das gemacht in Zusammenarbeit mit einer Sondermülldeponie, bei der sie den Input und Output hätten untersuchen können, also das gesamte Inventar gekannt hätten. Das hätten sie in der Praxis in einer laufenden Deponie umgesetzt und die entsprechenden Untersuchungen gemacht. Auf diesen erfolgreichen Ergebnissen aufbauend hätten sie das auch auf andere industrielle Reststoffe entsprechend angewendet.

Das von der Firma Biotec praktizierte SCP- Verfahren sei geeignet und wirksam für die Behandlung schwermetallhaltiger Abfälle. Es wende das von ihm vorgeschlagene Prinzip an in Erweiterung dessen, dass die unterschiedlichen Abfälle dann auch mit einem entsprechend optimierten Verfahren jeweils behandelt werden müssten. Das heiße, man könne nicht die Bleischlacke mit einem ähnlichen Verfahren behandeln wie eine komplett anders zusammengesetzte Schlacke. Aber es beruhe auf solchen Mineralumwandlungen, die aus den Ausgangsstoffen solche formen, die auslaufsicher gebildet würden. Es werde eine Auslaugerschwerung herbeigeführt. Natürlich sei kein Mineral absolut auslaugsicher. Es hänge von den Bedingungen und von den Zeiten und von den Mengen ab.

Es werde eine primäre Analyse der Zusammensetzung des entsprechenden zu behandelnden Materials durchgeführt, um überhaupt Kenntnis davon zu haben, was man immobilisieren müsse. Dann würden durch Zugabe verschiedener Reaktionschemikalien eine oder mehrere Reaktionen initiiert, die dann solche Minerale bilden würden, die hinterher auslaugsicher seien. Die Menge der Zugabe und die Art der Zugabe seien abhängig von dem jeweils zu behandelnden Stoff. Nach seiner Kenntnis seien das Polysulfide gewesen, um eine Sulfidbildung zu erreichen. Er denke, es würden auch Eisen (II)-Sulfate zugegeben, um die Chrom (III)-Reduktion mit zu verursachen. Es könne auch eine Calciumhydroxid-Zugabe erfolgt sein, er sei sich da aber nicht ganz sicher.

Bei dem von der Biotec angewendeten Verfahren auf der Basis der Speichermineralbildung spiele hauptsächlich Ettringit-Bildung eine ganz entscheidende Rolle. Der Ettringit bilde sich langsam mit der Zeit um und baue Silicium in sein Gitter ein, was bedeutete: Die leichte Löslichkeit bei sehr niedrigen pH-Werten werde erschwert. Bei einem ähnlichen Kristallgitter würden Ionen ausgetauscht, dadurch werde der Ettringit auslaugsicherer.

Er gehe davon aus, dass Biotec das SCP-Verfahren grundsätzlich erfolgreich anwende.

Es werde von der mineralogischen Seite her das Konzept dahingehend umgesetzt, dass sich Minerale bilden, von denen sie die Auslaugdaten kennen und sagen würden, dass die Auslaugbarkeit deutlich niedriger sei. Getestet werde dann hinterher, wie viel Schadstoff noch in der entsprechenden Lauge vorhanden sei. Ein Teil dieser Reaktionen, die dabei ablaufen würden, ergebe sich allein dadurch, dass sich diese Verbindungen unter Reaktion mit Wasser bilden würden, so ähnlich wie man Zement

mit Wasser anmache und der dann fest werde. Solche ähnlichen Minerale, wie sie auch im Zement entstehen, würden sich dann auch während des Kontakts mit wässriger Lösung ergeben und dadurch zusätzlich die Auslaugbarkeit verhindern. Die Adaptation der chemischen Reaktionen müsse so stattfinden, dass sich ein Maximum von Verbindungen neu bilden könne. Dieses müsse so hoch liegen, dass dann tatsächlich die Werte in der Lauge unterhalb der Grenzwerte liegen würden. Es könne dann sein, dass 90 % nicht ausreichen würden, wenn die restlichen 10 % den gesamten Schadstoff enthalten würden.

Im Labor werde man das sicher einfacher schaffen können, als wenn man es auf eine große Charge anwende. Dieser Upscaling-Effekt spiele natürlich eine Rolle. Man werde immer ein bisschen überdosieren, um auf der sicheren Seite zu sein.

Die anorganischen Abfallstoffe würden sich für das Verfahren sehr gut eignen, auf die organischen sei es nur zum Teil anwendbar. Diese würde man sicher anders behandeln, wobei die Schlacken von vornherein durch den Prozess sehr niedrige Anteile organischer Stoffe enthalten würden. Für die gängigen Schwermetalle sei es anwendbar, weil diese eben auch in das Gitter der neugebildeten Speicherminerale eingelagert werden könnten. Darauf sei das Verfahren ja ausgerichtet. Bei den meisten würde es funktionieren.

Grundsätzlich gelte, je länger die Reaktionszeit, umso günstiger werde die Speichermineralbildung stattgefunden haben. Es seien einfache Reaktionen, die eigentlich sehr schnell ablaufen würden, wenn man das alkalische Milieu einstelle. Bevor das Material das Firmengelände verlasse, sollte die Auslaugrate bestimmt werden. Wenn die Grenzwerte eingehalten seien, könne es zur Deponie gebracht werden. Wie lange dieser Prozess dauere, hänge vom Abfall ab. Ein Hauptteil der Reaktionen werde in einer bis ungefähr vier Wochen erfolgen.

Weiter hat der Zeuge Prof. Dr. Pöllmann ausgeführt:

Es sei natürlich immer eine Schlüsselfrage, was „stabil“ tatsächlich bedeute.

Man kenne ja ähnliche Verbindungen aus der Natur. Das bedeute: Sehr lange Zeit, die sie in der Praxis nicht erforschen könnten. Die Forschungen, die er in Erlangen an der Universität gemacht habe, seien über zwölf Jahre gelaufen. Diese hätten an verschiedenen Deponien stattgefunden. Man habe Bohrungen gemacht, oben das Jüngste, unten das Älteste, bei denen man einen ähnlichen Faktor von 10 bis 20 Jahren habe erfassen können. Man habe festgestellt, dass der Zeitablauf für das Speichermineralkonzept einen sehr positiven Effekt gehabt habe, den sie dann auch noch thermodynamisch hätten berechnen können. Es hätten sich, wie in der Theorie vorausgesagt, mit der Länge der Zeit die stabileren Minerale gebildet, von denen wiederum ein Großteil Speicherminerale seien, die u.a. Schwermetalle mit einbauen könnten. Je älter die Bohrungen gewesen seien, umso mehr habe sich die Umwandlung zum Positiven hin entwickelt.

Es sei damals ein Teil der Deponie mit einer großen Halle abgedichtet gewesen, um Regeneinfluss ausschließen zu können. Dort, wo die Halle gebaut worden sei, seien die Ergebnisse schlechter gewesen als dort, wo sich mit Regenwasser und entsprechender Umsetzung genau dieser Trend hin zu den stabilen Mineralien habe entwickeln können.

Es würden sich praktisch sofort mit Beginn des Verfahrens sehr schnell Speicherminerale bilden, diese Tendenz setzte sich über Monate und Jahre fort. Genau das möchte man haben: Stabilität unter den jetzigen Bedingungen mit der Kapazität, ent-

sprechende Schwermetalle und auch Anionen mit einzubinden. Das sei eine Art Selbstheileffekt, den man beispielsweise bei Betonen auch künstlich anwenden möchte, um Risse in so einem Kunstgestein zu beheben, die sich selber ausheilen. Damit entfalle die Durchsickerung wieder und damit natürlich auch die Auslaugbarkeit. Das sei ein ganz positiver Effekt. Genau denselben Prozess kenne man aus der Natur, aus oberflächlichen Gebieten von Bleilagerstätten, von Kupferlagerstätten, von Zink und von Kadmium. Dort würden sich die Minerale auch bilden und sozusagen verhindern, dass in der Umgebung der Lagerstätten die Gewässer verseucht würden, weil sich genau diese Minerale bilden.

Er habe auf den Deponien Raindorf und Gallenbach in Bayern Untersuchungen durchgeführt. In Raindorf habe man ab Einlagerung des Materials untersuchen können, in Gallenbach – einer älterer Deponie – hätten sie über Bohrkerne, die sie gezogen hätten, auch Rückschlüsse für ein paar Jahre mehr ziehen können. Die Tendenzen seien schon fast hundertprozentig gewesen, die Ähnlichkeit sehr groß. Das könne man übertragen, indem man sage, in der Deponie würden sich entsprechende Minerale bilden. Wenn sie stabil seien, würden sie auch über lange Zeit dort erhalten bleiben.

Veränderungen der Temperatur würden sich bei jedem Mineral unterschiedlich auswirken. Bei Ettringit – dem Hauptmineral in diesem Zusammenhang – gebe es eine Grenze, die so bei 80° liege. Bei Überschreitung finde beim Normalettringit eine Zersetzung statt. Die anderen Minerale seien temperaturmäßig viel stabiler. Wenn ein Mineral kaputt gehe, bedeute das nicht, dass bei der sich dann ergebenden Neubildung Schadstoffe sofort freigesetzt würden. Es könnten sich andere Minerale bilden, die dann gleichzeitig die Schadstoffe festhalten würden.

Zur Frage der „Langzeitstabilität“ hat der Zeuge Professor Dr. Pöllmann ausgeführt, jeder werde sich hier anfangen zu winden. Wenn man die Stabilität von Mineralien thermodynamisch errechne, könne man sagen, man habe den stabilsten Zustand. Um den umzuwandeln, müsse man Energie zuführen. Trotzdem seien 1000 Jahre schon eine sehr lange Zeit, selbst 100 Jahre seien schon sehr lange. Auch könne man ältere Deponien untersuchen, die jetzt schon 50 Jahre in Betrieb seien, um festzustellen, was sich in den 50 Jahren gebildet habe.

Ein Eluattest sage etwas aus über den jetzigen zeitnahen Zustand. Wenn man Rückschlüsse auf die Langzeitstabilität ziehen wolle, nütze der mineralogische Hintergrund sehr viel, weil man immer sagen könne: Wenn sich solche Minerale bilden würden, die man in der Natur schon sehr lange kenne, könne man davon ausgehen, dass diese entsprechend lange stabil seien.

Wenn man unterhalb der Grenzwerte liege, könne man sagen, das Material sei entweder durch Behandlung oder von sich aus eben ein Material, das man entsprechend der Deponieverordnung ablagern dürfe. Ob dazu eine Mineralumbildung stattfinde oder nicht, sei eigentlich überhaupt nicht vorgeschrieben. Es sei aufwändiger, die einzelnen Minerale nachzuweisen, als einen einfachen chemischen Test durchzuführen. Es erhöhe allerdings die Sicherheit, wenn man sagen könne, welches Element in welchen chemischen Verbindungen gebunden sei. Man habe dann eine relative Sicherheit. Eine absolute werde es auch nie geben.

Es gebe zwei Möglichkeiten. Man könne das Material einschließen (einkapseln), man könne es aber auch noch in ein Kristallgitter bringen. Dieses Gitter des Minerals sei dann erhöht stabil, wenn man solche Minerale nehme, die man aus der Natur kenne und die dem Ganzen noch einmal einen weiteren Sicherheitsfaktor für lange Zeit ge-

ben würden. Damit sei man dann auf der sehr sicheren Seite. Wenn man das Material in Gitter einbinde, müsse man das Gitter aufbrechen und viel mehr Energie aufwenden, als wenn man eine Box baue und das Material darin einschließe. Das Verfahren gebe es natürlich auch, aber wenn die Box undicht werde, laufe das ganze Material aus.

Bei den Speichermineralien versuche man, besonders solche mitzunehmen, die möglichst viele von den Schadstoffen immobilisieren könnten, weil man eben nicht für jede kleine Tonnage ein eigenes Konzept aufbauen könne. Deswegen seien solche Mineralien, die das halbe Periodensystem einbauen könnten, natürlich die, die man am liebsten heranziehe. Es gebe solche. Das seien halbe Alleskönner, aber sie könnten eben auch nicht alles. Vorher müsste jeder einzelne Inputstoff analysiert werden. Auch Dioxine und Furane könnten zum Teil ins Gitter eingebaut werden. Das seien diese LDH-Verbindungen. Das hätten sie in früheren Versuchen durchgeführt. Ettringit könne es nicht.

Bei sehr hoch chloridhaltigem Material müsse man sich von vornherein damit vertraut machen, dass das Chlorid nicht komplett in mineralischen Verbindungen immobilisiert werden könne. Das gehe einfach nicht, weil die meisten dieser Verbindungen nicht komplett umgesetzt werden könnten und im Ausgangsprodukt meist Calciumchlorid bzw. Natriumchlorid seien. Die seien eben einfach so gut wasserlöslich, dass sie dann zum Teil ausgewaschen würden. Sie würden nicht komplett in solche Neubildungen umgesetzt, weil man das Verfahren mit Sicherheit nicht so adaptiert habe, um zu sagen, man wolle jetzt das gesamte Chlorid immobilisieren. Dann würde man mehr an Zusatzstoffen brauchen als von vornherein als Ausgangsstoff vorhanden sei. Das sei komplett unwirtschaftlich.

Die Untertageverbringung sei ein Alternativverfahren, das hinsichtlich der Transportkosten davon abhängig sei, wie weit entfernt sich die Untertagedeponie befinde. Im Endeffekt bestehe ein Salzstock aus selbst abdichtendem Material, das Hohlräume wieder verschließe. Darin könne man solche Stoffe durchaus unterbringen. Die Bergwerke würden eigentlich auch Material suchen, mit dem sie Hohlräume wieder verfüllen könnten.

Die Obertageverbringung, die auf dem Speichermineralkonzept fuße, setze dem entgegen, man könne bei sehr vielen Stoffen durch die Umwandlung eine Sicherheit erreichen, die eine obertägige Deponierung erlaube. Von den Kosten her werde das sicher von den Tonnagen abhängig sein. Beide Verfahren seien nicht ganz billig. Er, der Zeuge, stecke da nicht drin. Er nehme aber an, dass eine Untertageverbringung in Mitteldeutschland erheblich billiger sei, weil es mehr Möglichkeiten gebe. In Bayern seien keine vorhanden.

SCP-Verfahren sei eine Benennung durch Biotec. Er spreche bewusst von Umbildung in Speicherminerale. Es gebe verschiedene Verfahren, die von den einzelnen Anwendern unterschiedlich bezeichnet würden, aber ein ähnliches Konzept zum Ursprung hätten. Jeder Hersteller bemühe sich um eigene Verfahren, um nicht Verfahren zu imitieren und Patent- und Lizenzgebühren zahlen zu müssen. Er denke, dass das SCP-Verfahren patentiert sei, wisse es aber nicht. Er könne nicht im Detail sagen, ob es günstiger sei als andere, es sei sicher nicht billig. Das Niveau sei vielleicht ähnlich. Man könne natürlich versuchen, die Kosten zu drücken. Wenn man zu stark an der Kostenschraube drehe, könne man dann einfach die Auslaugdaten nicht mehr einhalten. Er halte das SCP-Verfahren für ein sehr gutes Verfahren, das mit anderen durchaus mithalten könne. Man könne sowohl Auslaugdaten gewinnen als auch sa-

gen, in welche Verbindungen die Schadstoffe eingebunden seien. Das sei ein besseres Verfahren, als wenn man das nur über Auslaugdaten sicherstelle, auch wenn das im Zweifelsfall das entscheidende Kriterium sei. Es sei ein sehr gängiges Immobilisierungsverfahren.

Die Anlage von Biotec sei vom Chemismus her die einzige in Deutschland. Das beziehe sich auf die Chemikalien, die verwendet würden. Es gebe auch Anlagen, die dann einfach Zement zusetzen würden. Das sei universeller. Das Biotec-Verfahren sei von den Reaktionen her spezieller auf die Mineralneubildungen eingegangen. Beim Zementzusatz entstehe mehr deponiefähiges Material.

Das Verfahren habe seine Limits, aber auch seine Vorteile. Was im Moment intensiv erforscht werde, sei ein selektives Auslaugen, nämlich der Versuch, das abzutrennen, was an Schadstoff enthalten sei. Den Rest könnte man wieder in einen industriellen Prozess zurückführen. Das sei natürlich aufwändig und im Moment selbst bei ansteigenden Preisen für die Rohstoffe einfach so nicht bezahlbar.

Gutachtertätigkeit

Weiter hat der Zeuge Professor Dr. Pöllmann darauf hingewiesen, dass er einige Gutachten für die Biotec angefertigt habe. Deren Geschäftsführer Dr. Schmidt sei irgendwann 2007 oder 2008 an sein Institut gekommen und habe gesagt, er habe seine Arbeiten gelesen. Das sei genau das, was Biotec im Endeffekt machen würde. Daraus habe sich dieser Kontakt ergeben. Sie hätten jeweils Proben erhalten und nicht selbst Proben gezogen. Es seien Inputstoffe gewesen. Er meine, sie hätten auch zweimal Proben aus einer Deponie bekommen, die sie dann auf ihren Mineralbestand bezüglich der Neubildungen über die Zeit hinweg untersucht hätten. Sie hätten auch ein, zwei Schlacken erhalten, er denke, eine Blei- und eine Kupferschlacke, die sie auch auf den Mineralbestand hin untersucht hätten. In einem Fall hätten sie auch Deponiestabilisate bekommen. Die könnten ein Jahr, vielleicht aber auch länger eingelagert gewesen sein. Sie müssten allerdings mindestens drei Monate alt gewesen sein. Die Gutachten hätten sie angefertigt, um allgemein das Konzept einer möglichen Mineralumbildung zu beschreiben, also aus auslaugbaren Reststoffen solche zu machen, die schlecht auslaugbar, nämlich immobilisiert seien.

Die von Biotec verwendeten Rezepturen seien ihm nicht bekannt.

9 SCP-Verfahren der Firma S.D.R. Biotec, Zeuge Professor Dr. Peter Schreiter

Zu dieser Fragestellung hat auch der Zeuge Professor Dr. Peter Schreiter Ausführungen gemacht. Er ist nach seinen Angaben Diplom-Mineraloge und emeritierter Professor für Mineralogie.

Er habe sich seit Anfang der achtziger Jahre mit Umweltmineralogie beschäftigt, vor allen Dingen vor und nach der Wende mit der Untersuchung von Braunkohlenfilteraschen aus Braunkohlekraftwerken und deren Eigenschaften mit dem Ziel einer nachhaltigen Nutzung. In diesem Zusammenhang sei sehr viel gearbeitet worden über die Möglichkeit der Bindung von Schwermetallen in gelöster Form durch basisch wirkende Kraftwerksaschen. Es habe auch Dissertationen gegeben über die Synthese von so genannten Speichermineralien.

2005 habe sich Herr Dr. Schmidt – Geschäftsführer der Biotec – an ihn gewendet. Er habe um Erläuterungen seiner, des Zeugen, Arbeiten gebeten, die er aus der Literatur kenne. Er habe auch darum gebeten, die Arbeiten nach Möglichkeit zur Verfügung gestellt zu bekommen, und ihn darüber unterrichtet, was in Poritzsch bei der Biotec gemacht werde. Er habe auch erklärt, dass ihre Produkte, die Immobilisate, von der Firma MPA untersucht würden, und zwar durch Herrn Dr. Werner. Dr. Werner sei ein Schüler von ihm, er habe seine Ergebnisse zur Kenntnis genommen und dann seine Meinung dazu geäußert.

Die Frage sei gewesen, ob man überhaupt Schwermetalle in gelöster Form immobilisieren könne. Das Wort sage ja, dass sie zunächst einmal mobil seien und in einen nicht mobilen Zustand versetzt würden, so dass sie nicht wieder in die Umwelt transportiert werden könnten. Die Elemente selbst könne man natürlich nicht beseitigen. Es gehe um die Bindungsformen und um die Frage, ob sie in dem entsprechenden Milieu löslich oder unlöslich seien.

Dazu hätten Untersuchungen von ihm gedient, die früher in seinem Bereich gemacht worden seien, dass nämlich die Schwermetalle im basischen Milieu ausgefällt würden, und zwar als schwer lösliche oder unlösliche Hydroxide, die erst bei pH-Werten unterhalb von pH 4, also in sehr stark saurem Milieu, wieder löslich werden könnten.

Es gebe einmal das Konzept der so genannten inneren Barriere. Das heiße, dass die Schwermetalle in kristallchemischer Form eingebunden werden könnten in kristalline Neubildungen, in denen sie nicht die Hauptkomponenten darstellen würden, sondern nur als ein Teil des Bestandes der neuen Verbindungen, der so genannten Speicherminerale, eingebunden würden. Solange sich diese Speicherminerale in einem Milieu befinden würden, in dem sie thermodynamisch stabil seien, das heiße also in einem pH-Wert von hoch 11 herunter bis zum Neutralwert, etwa 7, könnten sie nicht aufgelöst werden. Demzufolge könnten auch die Schwermetalle nicht wieder freigesetzt werden. Das sei das Prinzip der sogenannten inneren Barriere, das von Professor Bambauer im Wesentlichen in Münster kreiert worden sei, mit dem er, der Zeuge, auch viele Jahre zusammengearbeitet habe.

Der zweite Teil sei die äußere Barriere, allerdings innerhalb eines Stabilisats. Das heiße, dass man ein Material herstelle, das ähnlich wie ein mit Wasser angemachter Zement erhärte und eine Art Beton bilde, dessen Eigenschaft sei, wasserunlöslich und wasserundurchlässig zu sein. In dieses Material würden – sozusagen als Zuschlagstoff – Abfälle eingebunden, die wasserlösliche oder überhaupt lösliche Schwermetalle enthalten würden. Dieses Gemisch erhärte im Laufe der Zeit. Es sei nach 28 Tagen noch nicht vollständig ausgehärtet, werde aber, wie ihm gesagt worden sei, in diesem Zustand auf die Deponie verbracht, wo es dann weiter aushärte. Transportiert werde das Material wie Transportbeton. Bohrproben, die nach Jahren genommen worden seien und deren Untersuchungsergebnisse er habe beurteilen können, hätten gezeigt, dass dieser Härtungsprozess fortgesetzt worden sei und eine Undurchlässigkeit und Unlöslichkeit unter den Milieubedingungen, also den pH-Werten der Deponiewässer, gegeben sei.

Die Immobilisate würden als monolithischer Block in der Deponie liegen, das heiße wie eine Art Betonklotz, und würden von eindringenden Wässern nicht durchströmt. Sie seien quasi wasserundurchlässig – wie bei normalem Beton oder bei Tonen. Wasser oder auftreffende Lösungen könnten nur auf dem Weg der Diffusion ins Innere gelangen, nicht aber in Form von Konvektion, das heiße also durch Strömungen. Die Diffusionsgeschwindigkeit sei derart gering, dass auch nach vielen Jahren noch

kein Austausch der Porenflüssigkeit innerhalb dieses betonähnlichen Immobilisats festzustellen sei. Die pH-Werte würden der Porenflüssigkeit eines Normalbetons entsprechen, sie seien stark basisch in Größenordnungen zwischen 10 und im niedrigen Fall bis 8. In diesem Zustand verbleibe das Ganze. Daraus könne man den Schluss ziehen, dass die Schwermetalle unlöslich in diesem Material gebunden seien, solange die Porenflüssigkeit in diesem pH-Wert verbleibe. Es sei kein Zeitpunkt zu nennen, wann dieser Prozess endgültig abgeschlossen sei. Es sei ein Prozess der Umbildung und der Annäherung an das Gleichgewicht, ein thermodynamisches Gleichgewicht mit Ausbildung von stabilen Phasen eines stabilen Gefüges. Dieser Zeitpunkt werde entsprechend der Definition von Gleichgewicht erst in unendlicher Zeit erreicht werden. Das einmal gebundene Material könne nicht wieder herausgelöst werden, sofern nicht das basische Milieu durch Zufuhr starker Säuren in saures Milieu überführt werde.

Das könne man prüfen, indem man das Material nehme, zerkleinere und mit Säure versetze, solange bis ein pH-Wert von zum Beispiel 4, also sauer, erreicht sei. Man nenne das das pH-stat-Verfahren, das eigentlich konzipiert worden sei zur Feststellung der Säureneutralisierungskapazität eines bestimmten Materials. Das heiße, das Immobilisat wirke als Puffer und neutralisiere auftretende Säure so lange, wie noch eine basische Pufferkapazität vorhanden sei. Diese sei erst dann aufgebraucht, wenn größere Mengen Säure zur Verfügung stünden und diese Säure auch das Material angreifen könne. Das könne nur geschehen, indem man das Immobilisat zerkleinere und es dann mit der Säure verrühre.

Das Ganze passiere aber auf einer Deponie nicht. Daher könne man diese Art des Wiederaufschließens weitgehend ausschließen. Zum anderen werde eine Ausfällung der Schwermetalle im basischen Milieu quantitativ erfolgen. Dieses Verfahren werde ja in der chemischen Analytik genutzt. Dort fälle man Schwermetalle im basischen Milieu aus und erreiche das in quantitativer Form. Ob das Immobilisat die Schwermetalle fixiert habe, ergebe sich bei den Tests, dem pH-stat-Verfahren, wenn keine die festgelegten Grenzen überschreitenden Werte für Schwermetalle anzutreffen seien.

Der Zeuge Professor Dr. Schreiter hat folgendes Fazit gezogen:

„Zusammenfassend würde ich meinen, dass die Produkte, die mithilfe dieses Verfahrens in Poritzsch hergestellt worden sind, erst mal durch den Nachweis mittels des pH-stat-Verfahrens die Schwermetalle unlöslich gebunden haben, und zum Zweiten, dass sie diese Schwermetalle auch in gebundener, in immobilisierter und fixierter Form über lange Zeiträume – für uns lange Zeiträume, das heißt Zehntausende von Jahren mindestens, dass sie die gebunden beibehalten. Ich würde aus diesem Grunde sagen, dass das Verfahren der Herstellung dieses Immobilisats durchaus geeignet ist, in Wasser lösliche Schwermetalle zu fixieren“.

Der Zeuge hat seine Auffassung noch weiter erläutert:

Wenn die Abfallstoffe, die immobilisiert werden sollten, von Haus aus nicht genügend basische Pufferkapazität besitzen würden, müsse man etwas Entsprechendes hinzusetzen. Er kenne das Verfahren selbst im Detail nicht, also auch nicht die Rezepturen. Er wisse aber, dass zum Beispiel Kalk – in welcher Form auch immer – zugesetzt werde, um die entsprechende Basizität beim Anmachen mit Wasser zu erzeugen. Das gelte auch für Eisen (II)-Sulfat, um eine entsprechende Reduktionskapazität zu erzielen. Beispielsweise werde das Chrom – das sei eine gefährliche und wasserlösliche Angelegenheit – durch Eisen (II)-Ionen reduziert zum Chrom (III). Chrom (III)-Oxid sei wasserunlöslich. Das würde man als Chromgrün oder auch als Chromerze

als solche kennen. Da sei das Chrom auch in dieser Form gebunden. Das heiße, dass es in dieser Form unlöslich und demzufolge auch ungefährlich sei.

Die Auffassung des Zeugen Dr. Werner teile er uneingeschränkt.

Er habe die Ergebnisberichte von der Firma MPA zur Kenntnis bekommen, habe die ihnen zu Grunde liegenden Untersuchungsergebnisse kennengelernt und sich daraus sein Bild gemacht und seine Schlussfolgerungen gezogen. Zum Teile habe er auch die Darstellung von MPA wörtlich beeinflusst.

Selbst habe er keinerlei Untersuchungen durchgeführt. Die Untersuchungen durch die MPA hätten verschiedene Materialien betroffen, frische Immobilisate, aber auch längerfristig gelagerte. Zu den Ergebnissen der MPA habe er sich dann geäußert. Wesentliche Aufgabe der Firma MPA sei es, nicht nur chemische Analysen, sondern vor allen Dingen auch Phasenbestandsanalysen durchzuführen. An dem sogenannten Input sei festgestellt worden, dass schwermetallhaltige Verbindungen zum Teil zumindest in löslicher Form vorhanden gewesen seien. Nach Anwendung des Verfahrens habe das Immobilisat diese Phasen zum großen Teil nicht mehr gezeigt. Vor allen Dingen könne man nicht mehr wasserlösliche Verbindungen von Schwermetallen darin finden. Daher könne er nur sagen: „Das Verfahren ist also wirksam."

Andere industriell angewendete Verfahren seien ihm nicht bekannt. Aus seinen Untersuchungen wisse er, dass zum Beispiel Braunkohlenfilteraschen ebenfalls immobilisierende Wirkung hätten. Grenzen des von Biotec angewendeten Verfahrens könne er nicht angeben. Es könne sein, dass Abfälle noch höhere Gehalte an Schwermetallen besitzen würden, die seines Erachtens bei entsprechenden quantitativen Verhältnissen im Basismilieu auch gefällt würden.

Bei den Untersuchungen, die er beurteilt habe, sei es um Bleischlacken und auch metallurgische Schlacken gegangen, ferner um Müllverbrennungsaschen. Im Zusammenhang mit der von ihm genannten Langzeitstabilität von mehreren 10.000 Jahren seien ihm zwei Quellen bekannt.

Einmal seien Bodenproben aus Deponien genommen worden, in denen schon über Jahre Stabilisate gelagert worden seien. Man habe festgestellt, dass die Bindung der Schwermetalle nach wie vor stabil gewesen sei.

Zum anderen gebe es Untersuchungen von Professor Pöllmann in Halle, der derartige Deponien betreue. Er sei zum gleichen Ergebnis gekommen, nämlich dass eine zunehmende Verhärtung des Immobilisates und eine zunehmende Verdichtung stattgefunden hätten, demzufolge auch keine Herauslösung von Schwermetallen. Dort seien auch Untersuchungen an Deponiesickerwässern durchgeführt worden. Immobilisate seien betonähnlich. Parallel könne man nur Betone heranziehen, die ältesten würden aus der Römerzeit stammen. Die seien bis heute fest, dort sei also Stabilität gegeben. Abwässer von einer Deponie, in der kein Immobilisat enthalten sei, wie zum Beispiel in Seehausen, halte er für wesentlich gefährlicher als diejenigen, die aus einer Deponie stammen, in der Immobilisat eingebaut worden sei.

Der Zeuge Professor Dr. Schreiter hat weiter erklärt, vertragliche oder gesellschaftsrechtliche Beziehungen zur Firma MPA oder zu Dr. Werner habe er nicht. Dr. Werner sei ein Schüler von ihm, er habe bei ihm promoviert. Er sei mit seinen Ergebnissen zu ihm gekommen. Er sei also von Fall zu Fall beigezogen worden und habe auch entsprechend Beraterhonorar erhalten. Zum Umfang der Geschäftsbeziehungen von MPA zu Biotec wisse er nur, dass das nur ein kleiner Teil des Geschäftsvolumens von MPA gewesen sei, der Großteil habe andere Auftraggeber betroffen.

Dass in dem untersuchten Output tatsächlich der angegebene Input enthalten gewesen sei, könne er bejahen. Der größte Teil der Mineralphasen, Metalle und dergleichen, die sich im Input befinden würden, würde sich inert verhalten, sich also nicht verändern. Es sei nur ein kleiner Teil, der wasserlöslich sei.

Bei stärkeren Abweichungen müsste eigentlich für jeden Input eine eigene Rezeptur gemacht werden. Es komme immer darauf an, wie der Phasenbestand des Inputs sei und welche Materialverbindungen man antreffe. Es gäbe ja schon eine Eingangskontrolle. Wenn in der chemischen Pauschalzusammensetzung größere Abweichungen voneinander vorkämen, sei Vorsicht geboten. Ansonsten genüge eine Stichprobe.

Teilweise Entziehung der Betriebserlaubnis der Firma Biotec

In diesem Zusammenhang habe vor dem Umweltamt Leipzig eine Aussprache stattgefunden, an der er teilgenommen habe. Er habe dort seine Meinung geäußert, die sich auf eine Expertise bezogen habe, die von ihm und der MPA im Jahr 2009 ausgearbeitet worden sei. Dazu habe es eine Stellungnahme von Professor Klöß gegeben, der – nebenbei bemerkt – sein Nachfolger sei. Diese, so glaube er nachgewiesen zu haben, enthalte unseriöse Bemerkungen.

Auf Vorhalt des Entwurfes des Protokolls über die Beratung mit der Firma Biotec am 29.01.2010 in der Landesdirektion Leipzig, in dem von Grenzüberschreitungen bei Immobilisaten der Biotec die Rede ist, äußert sich der Zeuge, den Protokollentwurf zitierend, wie folgt:

„Herr Doktor Kiesel fragt konkret nach, ob die Zeitdifferenz zwischen den Beprobungen von vier Tagen den Unterschied zwischen Einhaltung der Zuordnungswerte im pH-stat-Verfahren oder eben nicht ausmachen könne. Professor Schreiter bestätigt dies ausdrücklich, da gerade in diesem Zeitraum verstärkt die Phasenbildung abläuft."

Dazu hat der Zeuge gesagt, das passe doch nicht zusammen. Es handele sich um Probenahmen, Beprobungen mit vier Tagen Unterschied am Input. Er könne Differenzen in den Analysen dieser Proben nicht damit erklären, dass hier eine Phasenbildung ablaufen werde oder so. Hier sei noch gar nicht immobilisiert. Hier sei noch gar nichts passiert. Es handele sich um Werte, die den Input betreffen würden. Das sei dermaßen undeutlich, wenn nicht sogar falsch, dass er das nicht akzeptiere. Er könne auch nicht erklären, warum das so aufgeschrieben worden sei. Hier sei Unsachlichkeit oder Ungenauigkeit im Protokoll vorhanden.

Im Hinblick auf Grenzüberschreitungen von Immobilisaten der Biotec, die bei Deponien in Sachsen-Anhalt festgestellt worden sein sollen, bekundet der Zeuge Prof. Dr. Schreiter weiter, er glaube das schlicht und einfach nicht. Er müsste tatsächlich sehen, welches Labor an welchen Proben diese Ergebnisse gewonnen habe. Es gäbe einen dicken Ordner, der von Professor Dr. Klett, dem Rechtsberater der Biotec, eingereicht worden sei als Erwiderung auf die Untersagungsverfügung. Da sei alles detailliert aufgeführt. Wieso jetzt hier solche Werte drinstünden, wisse er nicht. Damit müsse man sich auseinandersetzen. Er kenne das nicht im Detail. Er müsse fragen, was das für Proben seien. Wie lange die dort schon gelagert hätten. Ob das Bohrproben seien. Das sei dermaßen diffus. Er könne mit diesen Begriffen nichts anfangen. Das sei unseriös. Das tue ihm leid.

10 SCP-Verfahren der Firma S.D R. Biotec, Zeuge Dr. Michael Werner

Auch der Zeuge Dr. Michael Werner hat sich zu diesem Fragenkomplex geäußert. Er ist nach seinen Angaben Diplomkristallograf und Mitarbeiter der Firma MPA Labor für Materialprüfung und Analyse GmbH in Leipzig.

Die MPA befasse sich hauptsächlich mit mineralogischen, chemischen und physikalischen Untersuchungen. Sie würden lichtmikroskopische Untersuchungen und elektronenmikroskopische Untersuchungen an den verschiedensten festen Materialien durchführen. Das Profil der Firma sei sehr weit gefächert. Es umfasse zum Beispiel auch den Bereich Asbest. Sie würden auch Untersuchungen von unbekannten Stoffen machen.

Sie würden – im Unterschied zu chemischen Laboratorien – versuchen, eine komplexe stoffliche Bewertung durch die Einführung der mineralogischen Untersuchungsmethoden zu erreichen. Kurz verdeutlicht: wenn der Chemiker die Elemente bestimmen könne, also Natrium, Kalium und so weiter, könnten sie mit ihren mineralogischen Untersuchungen feststellen, in welchen Verbindungen diese Elemente vorliegen.

Im Jahre 2005 habe der Geschäftsführer der Firma Biotec Dr. Schmidt sie besucht und ihnen das Profil seines Unternehmens vorgestellt. Er hätte erfahren, das sich die Fa. MPA von Beginn an – es gebe sie jetzt 20 Jahre – mit der stofflichen Charakterisierung von verschiedenen Reststoffen mit dem Ziel einer sinnvollen Verwertung im Bauwesen beschäftige. Für diese Gesamtproblematik sei natürlich die Kenntnis der mineralogischen Parameter außerordentlich wichtig. In dem System verändere sich der Gesamtbestand, was eine Vollanalyse und eine vollständige Charakterisierung des Materials angehe, nur sehr unwesentlich, der mineralogische Phasenbestand aber doch sehr deutlich. Das habe Konsequenzen für verschiedene Reaktionen, für verschiedene Abläufe in Richtung Verfestigung und Schadstoffimmobilisierung. Sie könnten also mit ihren mineralogischen Untersuchungen feststellen, inwieweit sich ein Abfallstoff verändere, wenn er behandelt werde.

Sie würden Mikroanalysen durchführen, das heiße Analysen sehr kleiner Probenbereiche, und keine chemische Vollanalyse. Es sei anzumerken, dass Abfallstoffe recht inhomogen seien. Es könne also durchaus passieren, dass Bereiche nur ungenügend mit dieser Analytik charakterisiert werden könnten. Man müsse also bei der Interpretation der Untersuchungsergebnisse in jedem Falle die Gesamtprobe im Auge behalten und dabei sehen, inwieweit es zu Entmischung und Inhomogenität gekommen sei.

Neben der mineralogischen gebe es auch die morphologische Untersuchung, die sie mit Hilfe von licht- und rasterelektronenmikroskopischen Methoden vornehmen würden. Diese würden durchgeführt, um den Ausgangskornbestand zu identifizieren. Handele es sich um ein Pulver, um feste Aggregate, wo würden die Dinge vorliegen, seien es Agglomerate, wie sei die Kornform? Das könne man mit diesen Methoden sehr gut darstellen.

Wichtig sei beim Erhärten von Baustoffen oder auch Stabilisatkörpern, wie das innere Gefüge sich verhalte bzw. sich verändere, und zwar im Hinblick auf die Deponierung. Diese Untersuchungen würden mit Hilfe eines Rasterelektronenmikroskops durchgeführt.

In Kenntnis dieser Tätigkeiten habe Dr. Schmidt sie angesprochen, ob sie nicht in der Lage wären, auch seine Materialien zu untersuchen. Als sogenannte Inputmaterialien

hätten sie im Zeitraum von 2005 bis etwa Anfang 2011 für die Biotec eine weite Palette untersucht, angefangen von Aschen, Schlacken bis hin zu Schlämmen, die sie mit den eben beschriebenen Methoden charakterisiert hätten.

Nach der Behandlung habe Dr. Schmidt die sogenannten Outputmaterialien ebenfalls zur Verfügung gestellt, also die Dinge, die im Ergebnis seines SCP-Verfahrens entstanden seien. Im Allgemeinen seien die Proben dann 28 Tage alt gewesen. 28 Tage sei eigentlich ein willkürlich gewählter Zeitraum in Anlehnung an die Baustofftechnik. Es sei üblich, bei der Erhärtung von zementgestütztem Beton und auch bei anderen Bindemitteln und Mörteln den 28-Tage-Wert als kritischen Wert zu nehmen. Aber auch bei diesen Systemen seien die Vorgänge dann in keiner Weise abgeschlossen. Ein Zementbeton härte auch nach 28 Tagen weiter aus. Er habe dann etwa 80 % seiner Endfestigkeit erreicht. Das sei von der Zementsorte und den Zusätzen abhängig. Bei den Stabilisaten sei es genauso.

Darüber hinaus hätten sie auch Proben untersucht, die von Deponien gestammt hätten. Die seien durch Bohrsondierung oder ähnliche Probengewinnungsmethoden von Deponien entnommen worden. Ihre Tätigkeit habe sich ausschließlich auf die stoffliche Charakterisierung der Proben mittels ihrer Analysetechnik bezogen. Die Übergabe der gefundenen Ergebnisse sei in Berichtsform erfolgt. Gelegentlich hätten sie – nach Aufforderung von Dr. Schmidt – eine etwas tiefergehende inhaltliche Interpretation oder auch eine gutachterliche Stellungnahme vorgenommen, meist in Zusammenarbeit mit Professor Dr. Schreiter.

Ziel des ganzen Prozedere sei natürlich die Herstellung eines Produktes mit einer geringeren eluierbaren Schadstoffkonzentration als bei dem Ausgangsprodukt, also den Inputmaterialien. Ziel sei der irreversible Einbau von Schadelementen in eine unlösliche, unzerstörbare Stoff- und Gefügematrix mit dem Ziel der Immobilisierung, das heiße, einer nachhaltigen Verhinderung der Abgabe der immobilisierten Schadelemente an die Umgebung.

Neben dem SCP-Verfahren der Firma Biotec gäbe es eine ganze Reihe anderer Stabilisierungsverfahren. Bereits vor 25 Jahren habe Professor Bambauer das so genannte Multibarrierenprinzip entwickelt, ein System aus einer inneren und einer äußeren Barriere, um die in Mineralstrukturen fixierten Schadelemente im Deponiekörper zu belassen.

Das hier geschilderte SCP-Verfahren habe die Aufgabe, die geforderte innere Barriere zu errichten. Die äußere Barriere werde meistens durch Deponieabdichtung oder anschließende Abdeckung erreicht.

Bei den von ihnen untersuchten, von Biotec behandelten Inputmaterialien handele es sich nahezu ausschließlich um Reststoffe technischer Hochtemperaturprozesse. Zement sei ebenso ein solches Produkt. Sie würden sich dadurch auszeichnen, dass eine Reaktion mit Wasser erfolgen könne, das heiße, es seien im Wesentlichen hydraulisch reagierende Systeme, in denen sogar zementähnliche Mineralphasen wie C 2 S oder C 3 A nachweisbar seien. Das heiße, die ablaufende Reaktion beim Kontakt mit Wasser führe zur Bildung von Hydratphasen, also neuen Mineralphasen, in die das Angebot von Schadstoff-Ionen eingebaut werden könne.

Das heiße also: Allein durch die Zugabe von Wasser an das Inputmaterial werde eine hydraulische Reaktion ausgelöst, die zu einer Bildung von neuen Mineralphasen führe. Um die hydraulische Kreativität der von ihnen untersuchten Reststoffe bereits im Vorfeld, also vor Anwendung des SCP-Verfahrens, einschätzen zu können, hätten

sie Laborversuche durchgeführt. Sie hätten also die angelieferten Inputmaterialien – Schlacken, Aschen usw. – mit Wasser versetzt, um die Veränderung des mineralischen Stoffbestandes im frühen Hydrationsstadium, das heiße im Zeitabschnitt von 24 bis 48 Stunden, einschätzen zu können. In fast allen Fällen sei eine mehr oder weniger starke Stoffumwandlung allein bei Zusatz von Wasser festzustellen. Diese Umwandlung könne mit mineralischen Untersuchungsverfahren festgehalten werden.

Auch in der Natur sei eine ganze Reihe von Mineralien bekannt, die relevante Schadelemente in ihre Kristallstruktur per se eingebaut hätten. Das heiße also, dass sich diese im thermodynamischen Gleichgewicht befänden und sich unter Normalbedingungen stabil und nicht veränderbar zeigen würden.

Ziel der Behandlung – der Schadstoffimmobilisierung – sei, nach diesem Schema die natürlichen Strukturen nachzuvollziehen. Man gebe Dinge bei, um eine gezielte Kristallbildung durchzuführen und dadurch die Schadstofffracht im Eluat zu reduzieren. Die Bildung der möglichen Kristalle und Mineralien sei jeweils von den Bildungsbedingungen und natürlich auch vom Stoffangebot abhängig. Wesentliche Kriterien dabei seien die Ionenradien und Ladungsverhältnisse. Es sei festzustellen, dass sich alle Schadstoff-Ionen, die sich in der Lösungsphase befinden, natürlich in sich neu gebildete Kristallstrukturen einbauen ließen. Das heiße also, dass aufgrund der thermodynamischen Reaktion und der Bildung von Kristallstrukturen bei diesen Vorgängen automatisch die in der Lösung befindlichen und vorhandenen Ionen in amorphe und kristalline Strukturen eingebaut würden.

Dazu gäbe es umfassende Arbeiten von Professor Pöllmann von der Universität Halle. Dieser habe sich über mehrere Jahrzehnte damit beschäftigt und nahezu alle vorliegenden Schadstoff-Ionen in Bezug auf den Einbau in verschiedene Mineralien untersucht.

Der Nachweis der vollständigen Stabilisierung und Immobilisierung, also der quantitative Nachweis, könne nur durch den Praxistest in Form der Überprüfung der Eluierbarkeit der konkreten Probe durch einen geeigneten Eluattest erbracht werden. Sie könnten zwar mineralogisch sagen, was passiere, aber letztlich sei der Eluattest das Kriterium der Wahrheit, dort entscheide sich, ob eine erfolgreiche Stabilisierung und Mineralisierung durchgeführt worden sei. Dazu gebe es die wichtigen DEV-S4 und pH-stat-Verfahren.

Die Untersuchungen zum Nachweis der Stabilisierung mit diesen Verfahren würden nicht von ihnen gemacht, sondern von mehreren von der Biotec beauftragten akkreditierten Untersuchungslabors, u.a. dem von Dr. Wessling. Sie hätten mit ihren Untersuchungen ein wissenschaftliches Modell geliefert, wie die Anreicherung von Schadstoffen und die Reduzierung der Eluierbarkeit der Schadstoffe wissenschaftlich funktioniere.

Zusammenfassend hat der Zeuge Dr. Werner erklärt:

„Wie auch die Ergebnisse der Eluatuntersuchung, die uns vorliegen, bestätigen, erweist sich aus unserer Sicht das von der Firma S.D.R. Biotec praktizierte SCP-Verfahren als geeignet und wirksam für die Behandlung schwermetallhaltiger Abfälle“.

Ergänzend hat der Zeuge folgende Erläuterungen vorgenommen:

Die Vollanalyse würde im Wesentlichen ein größeres Volumenelement beinhalten. Sie sei daher bei inhomogenen Proben aussagekräftiger. Es könne durchaus sein,

dass die von ihnen durchgeführte Analyse nicht hundertprozentig repräsentativ sei, wenn es sich um Materialien handele, die sich mechanisch nicht oder nur schwer zerkleinern ließen. Das sei der wesentliche Unterschied.

Die Proben der Firma Biotec seien ihnen überwiegend durch Mitarbeiter von Biotec ins Haus gebracht worden. Das Volumen habe etwa 1 l betragen. Die Proben hätten sie „heruntergeviertelt" und homogenisiert, indem sie diese mit einer Kugelmühle aufgemahlen hätten, um ein Feinstkorn zu erzeugen.

In einem einzigen Fall sei er persönlich zur Firma Biotec gerufen worden, um zu entscheiden, in welchem Abstand Proben von Bohrkernmaterialien genommen werden sollten. Bei der Entnahme sei er selbst dabei gewesen. Die Bohrkerne seien geöffnet worden, sie hätten dann gemeinsam entschieden, welche Proben in welchen Abständen hätten untersucht werden sollen. Bei einer weiteren Probennahme sei er ebenfalls zugegen gewesen, und zwar am 23.08.2006 auf der Deponie Spröda. Da sei eine Probe von behandeltem Material entnommen und anschließend von ihnen stofflich untersucht worden.

Eigentlich hätten sie keine Kenntnis gehabt über die Herkunft der Proben. Die Proben hätten eine Bezeichnung – zum Beispiel „Stabilisat“ – und eine große Nummer aufgewiesen. Ihre Interpretation hätte sich rein auf eine stoffliche, mineralogische und mikroanalytische Beschreibung des angelieferten Materials bezogen, eine Wertung oder Gewichtung des Stabilisierungserfolges habe nicht in ihren Händen gelegen. Sie hätten also nur als reiner Dienstleister ihre Ergebnisse erbracht und in Form des Berichtes zur Verfügung gestellt.

Den eigentlichen Prozess, wie die Biotec die Stabilisierung vornehme, kenne er nicht. Er wisse wohl – das habe man natürlich aus den verschiedenen Proben erkennen können –, dass zum Beispiel Kalk zugegeben werde und verschiedene andere Stoffe. Wie der Prozess genau verlaufe und nach welchen Rezepturen und Mengenverhältnissen, sei ihnen nicht bekannt.

Die Leistungen, die sie für die Biotec erbracht hätten, seien seines Wissens nicht auch an andere Labore vergeben worden. Bei anderen Laboren habe es sich hauptsächlich um chemische Untersuchungslabore gehandelt, die dann Eluatuntersuchungen gemacht und die entstandenen Eluate chemisch charakterisiert hätten. Die hätten dann tatsächlich die Kriterien festgelegt für die Deponierung der Reststoffe.

Es gebe kaum andere private Labore, die ein Leistungsspektrum hätten wie sie. Da seien sie ziemlich einsam auf dem Markt. Meist würden sich staatliche MPA oder Materialprüfämter oder auch Universitäten damit beschäftigen. Bei ihm hänge das damit zusammen, dass er sich zu DDR-Zeiten mit der Verwertung von Braunkohlenfilteraschen beschäftigt und auf dem Gebiet promoviert habe. Dann habe er die Möglichkeit gehabt, diese Tätigkeiten unter eigener Regie in einer eigenen Firma fortzuführen. Dabei habe es sehr gute Kontakte zu Professor Schreiter und der Universität Leipzig gegeben. Professor Schreiter sei auch sein Doktorvater.

Wahrscheinlich sei Dr. Schmidt bei seinen Nachforschungen auf eine Diplomarbeit an der Universität Leipzig – gefertigt von Herrn Leidolf – gestoßen, die sich speziell mit der Bildung von Ettringit beschäftige. Diese Arbeit und der Hintergrund, dass es an der Uni Leipzig eine ganze Reihe von Erfahrungen zu diesem stofflichen Bereich gebe, habe Dr. Schmidt letztlich über Professor Schreiter zu ihnen geführt.

Sie selbst hätten auch im kleintechnischen Maßstab Untersuchungen durchgeführt und sogar eine Versuchsanlage gehabt. Sie hätten Materialien entwickelt, die zur

Reinigung von schwermetallbelasteten Wässern eingesetzt werden könnten und darüber hinaus auch Proben für einen kleineren Kreis untersucht, beispielsweise von der Mitteldeutschen Umwelt- und Entsorgungs-GmbH. Die Biotec sei nicht die einzige Firma gewesen, für die sie Untersuchungen durchgeführt hätten.

Für die einzelnen Beprobungen seien Einzelaufträge durch die Biotec erteilt worden. Die seien standardisiert gewesen, es habe draufgestanden: „Phasenanalytische Untersuchung“. Das habe bedeutet, dass es sich um mineralische Untersuchungen gehandelt habe, die erbeten worden seien. An Verfahren gebe es einmal die Elektronenstrahlmikroanalyse EDX, die morphologische Untersuchung mittels Rasterelektronenmikroskopie und die mineralogische Untersuchung mittels Röntgendefraktion. Die Aufträge durch Biotec hätten im Zeitraum 2005 bis 2011 zwischen 15 und 20 % ihres gesamten Geschäftsvolumens ausgemacht.

Bei der Beurteilung der Langzeitstabilität sei sicherlich eine Definitionsfrage, wo „Kurzzeit“ in „Langzeit“ übergehe. Natürlich müsste man eigentlich erst mal 50 Jahre warten und dann die Proben nehmen und Feststellungen treffen. Aber die Kenntnis von grundlegenden chemischen mineralogischen Prozessen gebe die Gewissheit, dass sie sagen könnten, dass die Reaktionen in eine bestimmte Richtung laufen würden, dass also Vorhersagen über das Langzeitverhalten möglich seien. Es würde zum Beispiel niemand auf die Idee kommen, wenn er neuen Zement entwickle, jetzt den Zement herzustellen und 1000 Jahre zu warten, um dann zu sagen: „Der ist o.k., den nehmen wir.“

Das zweite Hilfsmittel in diesem Zusammenhang sei die Beprobung schon älterer Deponien. Dort sei im Wesentlichen der erwartete Trend bestätigt und zum Teil noch übertroffen worden, was die Festigkeit des Gesamtsystems und die Erhöhung der Wasserundurchlässigkeit angehe. Die Ergebnisse hätten gezeigt, dass auf den Deponien ein weiterer Härtungsprozess ablaufe. Die kf-Werte würden immer geringer, so dass also Dichtigkeiten erreicht würden, in die praktisch nichts mehr eindringen könne.

Sie seien als Labor gehalten, die Proben ein Jahr zu archivieren. Das hätten sie gemacht und die Proben bei der nächsten Lieferung an die Biotec zurückgegeben. Insgesamt seien es sicherlich mehr Inputmaterialien als Outputmaterialien gewesen, die sie untersucht hätten, weil natürlich die Charakterisierung des Inputmaterials Rückschlüsse auf das Behandlungsverfahren zulasse.

Untersuchungen hätten gezeigt, dass selbst bei dem pH-stat-Verfahren pH 4 die Schadstofffracht nicht freigesetzt werde. Auch bei pH-stat-4-Eluaten sei eine außerordentlich geringe Konzentration an Schwermetallen nachweisbar gewesen. Das heiße also, dass die Bildung von Speichermineralien und die Bindung der Schadstoffe ein sehr komplexer Vorgang sei, der nicht durch einfache schematische Übertragung der theoretischen Dinge – wie bei der Ettringitbildung – erklärbar sei. Die Ettringitbildung werde bei Absenkung des pH-Wertes im Gesamtsystem auf einen Wert von 2 oder 1 praktisch beendet, der Ettringit verschwinde wieder. Er sei die Hauptbindungsform für Schadstoffe, diese müssten dann wieder freigesetzt werden. Das sei aber nicht der Fall. Es gebe noch eine ganze Reihe von anderen Vorgängen und anderen Bindungsformen im Gesamtsystem, die dazu führen würden, dass auch bei niedrigen pH-Werten keine Schadstoffe freigesetzt würden.

Über das pH-stat-Verfahren gebe es einen Fachstreit. Es würden bei einem pH-Wert 4 Verhältnisse simuliert, die nie in der Praxis eintreten würden. Es handele sich um ein Verfahren, das ausschließlich für einen anderen Zweck kreiert worden sei, näm-

lich zur Ermittlung der basischen Pufferkapazität von Systemen. Es werde in dem Verfahren ein chemischer Vollaufschluss gemacht. Das bedeute, dass das System einem Überschuss an Säure ausgesetzt werde, so dass im Prinzip die Minerale, die vorher gebildet worden seien, um Schadstoffe zu fixieren, vollständig aufgelöst würden. Damit gehe natürlich auch ein Freisetzen dieser Stoffe einher. Er sei der Meinung, es sei ein ungünstiges Verfahren, um eine Langzeitstabilität von Proben nachzuweisen oder zu charakterisieren.

Für den Eluat-Test würde das pH-stat-Verfahren angewendet, dann aber mit einem pH-Wert 11. Es gebe auch noch weitere Verfahren für diesen Test, nämlich das Trog-Verfahren und das DEV S4-Verfahren.

V Komplex: Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch

Im Februar 2009 ordnete das Sächsische Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) eine Sonderermittlung an, nachdem der Verdacht aufgetreten war, dass durch den Betrieb des Unternehmens S.D.R. Biotec in größerem Umfang Schwermetalle in die Umwelt freigesetzt würden. Zu den durchgeführten Untersuchungen in Form von Staubmessungen und Bodenproben hat der Ausschuss sechs Zeugen vernommen, ferner zu den Strukturen/Überwachungen/Kontrollen und den Auswirkungen der Funktional- und Verwaltungsreform im Jahr 2008 zwei Zeugen. Zu der Geeignetheit des von der Firma S.D.R. Biotec verwendeten Verfahrens in der Immobilisierungsanlage, zu Anlagenführung, Kapazität und Betriebsablauf sind weitere zwei Zeugen gehört worden.

1 Staubmessungen

1.1 Zeuge Dr. Ingo Müller

Zu diesem Komplex ist der Zeuge Dr. Ingo Müller vernommen worden. Er ist nach seinen Angaben Referent im Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie und im Referat Boden und Altlasten verantwortlich für den sogenannten stofflichen Bodenschutz.

Er hat ausgeführt:

Das Landesamt sei am 24.02.2009, einem Dienstag, in den Sachverhalt involviert worden. An diesem Tage habe sein Kollege Günter Rank im Landesamt einen Anruf vom sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) erhalten mit der Bitte, Amtshilfe für den Landkreis Nordsachsen – eine untere Bodenschutzbehörde – zu leisten. Um Amtshilfe werde in der Regel dann ersucht, wenn Umweltbelange vor Ort nicht so einfach zu bewerten seien, aber schnell und fachgerecht aufgeklärt werden müssten.

Es habe der Verdacht bestanden, dass durch den Betrieb des Unternehmens Biotec in größerem Umfang Schwermetalle in die Umwelt freigesetzt würden. Aus dem Grunde hätten sie den Auftrag erhalten, eine Sonderermittlung durchzuführen, und zwar eine so genannte orientierende Untersuchung, um zu prüfen, ob im Boden erhöhte Schwermetallgehalte auftreten würden, insbesondere Cadmium und Blei.

Herr Rank habe ihm mitgeteilt, dass der Verdacht nicht nur auf Beschwerden von Bürgern basiert habe, sondern auch auf ersten Emissionsmessungen, welche die Deutsche Umwelthilfe im Umfeld der Anlage erhoben hätte. Der Kollege Rank habe bereits am Dienstagnachmittag aufgrund der dargestellten Dringlichkeit umgehend mit den Planungen und Vorbereitungen für die Probenentnahme begonnen und auch dem chemischen Labor der Staatlichen Umweltbetriebsgesellschaft in Neusörnewitz die Proben für den Mittwochnachmittag angekündigt. Er selbst – so der Zeuge – sei am Dienstag auf Dienstreise gewesen. Herr Rank hätte auch bereits mit Frau Eckstein, einer Kollegin aus dem Landratsamt Nordsachsen, einen Termin für den Mittwochmorgen direkt in Pohritzsch vereinbart, um sich vor Ort einen Überblick zu verschaffen und gleich Bodenproben zu entnehmen.

Herr Rank sei dann in den frühen Morgenstunden am Mittwoch nach Pohritzsch aufgebrochen. Er sei im Landesamt der Experte für Bodenuntersuchungen. Er sei Diplomgeologe, Leiter des Sachgebiet Geochemie, habe langjährige Erfahrungen und

sei verantwortlich für die gesamten Bodenmessprogramme im Freistaat und auch für die Ableitung von sogenannten Hintergrundwerten für Schadstoffgehalte in Böden.

Maßgeblich bei Bodenuntersuchungen seien die Vorgaben der Bundesbodenschutzverordnung zum Regeluntersuchungsablauf. Demnach sei bei Vorliegen eines Hinweises eine Fläche zunächst einer sogenannten orientierenden Untersuchung zu unterziehen. Das bedeute, dass man anhand von Bodenuntersuchungen im Gelände erst einmal festzustellen habe, ob der Verdacht einer schädlichen Bodenveränderung – so der Begriff im Bodenschutzgesetz – sich bestätige oder aber ausgeräumt werden könne.

Bestätige sich der Verdacht, folge anschließend eine sogenannte Detailuntersuchung, in der neben der Feststellung des Ausmaßes, der Ausdehnung und der Höhe der Belastung abschließend auch über den Gefahrenverdacht zu entscheiden sei. Erst dann wären Maßnahmen in einer Sanierungsuntersuchung und anschließenden Sanierungsplanung zu konkretisieren und umzusetzen, wenn sich die Notwendigkeit ergeben sollte.

Ganz wesentlich für die Amtshilfe in der orientierenden Untersuchung sei die dringliche Beantwortung der Frage gewesen, ob in Pohritzsch erhöhte Schadstoffgehalte in Böden angetroffen würden, und zwar in einer Höhe, die Gefahren für die Umwelt und insbesondere für den Menschen hätte bedeuten können. Die Vorplanungen hätten dementsprechend auch die besonders sensiblen Nutzungen im Fokus gehabt, insbesondere Kinderspielplätze und auch Kleingärten.

Entscheidend in der Realität für die tatsächliche Probenentnahme seien natürlich Auffälligkeiten bzw. Abweichungen in der Situation vor Ort. Deshalb habe er am selben Tage, also an dem Mittwoch, direkt mit Herrn Rank telefoniert, der ja in Pohritzsch gewesen sei. Der hätte sich mittlerweile vorn der Lage vor Ort ein Bild verschafft, und zwar gemeinsam mit einer Vertreterin des Landratsamtes und Herrn Mehlhorn, einem versierten Bodenprobennehmer, den sie kurzfristig beauftragt hätten. Es seien dann an diesem Tage von ihnen zwölf Bodenproben entnommen worden an sechs Standorten, zwei davon speziell für die Untersuchung auf besonders umweltrelevante Dioxine. Die Probennahmen seien streng nach Maßgabe der Bodenschutzverordnung erfolgt. Die Regelungen seien im Anhang 1 je nach betrachtetem Wirkungspfad der Belastung, der Flächennutzung und des jeweiligen Schutzgutes festgelegt. Noch an diesem Nachmittag habe Herr Rank die Proben zum Labor der Staatlichen Umweltbetriebsgesellschaft gebracht, wo unverzüglich die chemische Untersuchung auf die Schwermetalle durchgeführt worden sei. Herr Rank habe dann, so hat der Zeuge Dr. Ingo Müller weiter ausgeführt, über die Maßnahmen am Tag des ersten Zugriffs, also am Mittwoch, das Ministerium per E-Mail informiert.

Auf allen Standorten seien auch aus der obersten Bodenschicht, in 0 bis 2 cm, Proben entnommen worden, um mögliche Anreicherungen auch dort nachweisen zu können. Auch in einem Kleingarten, auf einem Kinderspielplatz direkt in der Ortslage, in einer Kirschplantage und in einer Aprikosenplantage hätten sie Proben entnommen.

Es seien zwei Labore beauftragt worden, diese Proben zu analysieren. Zum einen sei es das Labor der Staatlichen Umweltbetriebsgesellschaft gewesen. In diesem Labor seien die Gesamtgehalte der Schwermetalle untersucht worden. Mindestens ebenso wichtig sei aber die Frage nach der Verfügbarkeit dieser Metalle, der Mobilität. Hier gehe es um die Frage, wie schnell und in welchem Umfang die Metalle verlagert, ausgewaschen oder von Pflanzen zum Beispiel aufgenommen werden könn-

ten. Diese Analytik gehöre allerdings nicht zur Untersuchungspalette des staatlichen Labors, daher sei damit ein privates Labor beauftragt worden, und zwar die Eurofins Aua GmbH mit Niederlassung in Freiberg. Dort würden auch die Gehalte der Bodenproben an Dioxinen und Furanen ermittelt.

Die Qualität beider Labore werde regelmäßig geprüft, sie seien zertifiziert. Die Analyseergebnisse seien bei ihnen am frühen Freitagnachmittag, also Tag vier ihrer Befassung, eingetroffen, somit bereits zwei Tage nach dem Zugriff. Parallel seien sie an das Ministerium geleitet worden. Er selbst habe sofort die Daten zur Hand genommen und diese auf Plausibilität überprüft. Auch an diesem Tage habe Herr Rank seinen ausführlichen Probenentnahmebericht erstellt.

Die Ergebnisse würden sich wie folgt zusammenfassen lassen: Alle gemessenen Konzentrationen an Schwermetallen, auch für die Elemente Cadmium und Blei, hätten unterhalb der nutzungs- und schutzbezogenen Prüfwerte der Bodenschutzverordnung gelegen und sich im Bereich der allgemein üblichen Hintergrundwerte eingeordnet. Auffällig sei allerdings, dass sich in den obersten Bodenschichten regelmäßig höhere Konzentrationen hätten finden lassen als darunter. Das gelte auch für Ackerstandorte, die regelmäßig gepflügt würden, bei denen also eine Durchmischung stattfinde. Auch dort hätten sie in den obersten Zentimetern eine Anreicherung gegenüber den unteren Bereichen festgestellt, die dann wieder umgepflügt würden, ein klarer Beleg für einen deutlichen Schadstoffeintrag über den Luftpfad.

Auch die Biotec selbst habe auf Anordnung des Landratsamtes ein Labor mit der Entnahme von Bodenproben beauftragt, und zwar das Labor Dr. Wessling. Noch am selben Tag, nämlich dem 25.02.2009, seien von einem Sachverständigen dieses Labors zehn Proben an fünf Standorten entnommen worden. Bei diesen Probennahmen hätte allerdings die Anlage selbst stark im Mittelpunkt der Betrachtung gestanden. Die Probennahmen seien exakt an den Punkten erfolgt, an denen auch die Immissionsmessungen platziert gewesen seien. Diese Daten seien ihnen ebenfalls übergeben und von ihnen geprüft worden. Auch hier hätten die Ergebnisse unterhalb der Prüfwerte der Bodenschutzverordnung gelegen.

Hier hätten sich allerdings im Nahbereich der Anlage Standorte mit Gehalten an Cadmium und Blei gefunden, die deutlich über den Hintergrundwerten, aber unterhalb der Prüfwerte gelegen hätten. Ebenfalls hätte sich aber gezeigt, dass in der obersten Bodenschicht regelmäßig höhere Gehalte im Vergleich zu den darunter liegenden zu finden gewesen seien, insgesamt also ein sehr deutlicher Hinweis darauf, dass

a) die Stoffgehalte, die sie ermittelt hätten, auf luftgetragene Einträge zurückzuführen gewesen seien, und

b) diese maßgeblich auf die Anlage der Biotec hätten zurückgeführt werden können.

Am Montag, Kalendertag sieben nach ihrer Befassung, sei der Bericht zur Probenname mit Kartenwerk und Beschreibung der Standortorte per Fax und Post an das Ministerium gegangen. Der gutachterliche Bericht zur bodenschutzfachlichen Beurteilung sei nach einer internen Abstimmung und Beratung am 5. März, also am Donnerstag darauf an das Ministerium gesandt worden und habe insgesamt sieben Seiten umfasst. Das Fazit: „Aus bodenschutzfachlicher Sicht können aus den vorliegenden Bodenuntersuchungen zusammenfassend folgende Schlüsse gezogen werden:

1. Die ermittelten Schadstoffkonzentrationen im Oberboden geben keine Hinweise auf das Vorliegen einer Gefahr aufgrund einer schädlichen Bodenveränderung im

Hinblick auf den Wirkungsgrad Boden-Mensch, orale, inhalative Aufnahme.

2. Die Gefahr eines Übergangs der Schadstoffe vom Boden in Nahrungspflanzen kann für die angrenzende Obstplantage aufgrund des stoff- und pflanzenspezifischen Transferverhaltens grundsätzlich als gering bezeichnet, aber nicht völlig ausgeräumt werden, insbesondere, da die Untersuchungsprogramme zunächst den Wirkungsgrad Boden-Mensch im Blick hatten.

3. Im Nahbereich der Anlage finden sich erhebliche Schadstoffanreicherungen im Oberboden, die Anlass zu der Besorgnis geben, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen hier künftig Gefahrenschwellen überschritten werden können."

Weiter hat der Zeuge Dr. Müller erklärt, die Ergebnisse zu den Untersuchungen auf Dioxine und Furane habe er am 18.03.2009 erhalten. Zu den Dioxinen sein Fazit:

„Die ermittelten Schadstoffkonzentrationen in der obersten Bodenschicht liegen im Bereich der bundesweiten Hintergrundbelastung und geben keine Hinweise auf das Vorliegen einer Gefahr. Es finden sich allerdings in geringerer Entfernung zur Anlage – 100 m – höhere Konzentrationen als in größerer – 300 m –".

Der abschließende Bericht zur Sonderermittlung in Pohritzsch sei am 8.12.2009 ergangen und habe folgende Feststellungen enthalten:

„Mit zunehmender Entfernung von der Anlage nehmen die Schadstoffkonzentrationen im Boden bis auf den Bereich der Hintergrundwerte ab, wobei sich die über den Luftpfad eingetragenen Schadstoffe vornehmlich in der obersten Bodenschicht angereichert haben. Der Vergleich der gemessenen Gesamtgehalte von Schwermetall- und Arsenkonzentrationen - zur Bewertung der direkten Einwirkung auf den Menschen, Grundlage der Umweltvorsorge - und deren mobile Anteile - zur Bewertung des Übergangs vom Boden in die Pflanzen - mit Prüf-und Maßnahmenwerten nach Bodenschutzverordnung - zeigten keine Überschreitung an den untersuchten Standorten. Die ermittelten Schadstoffkonzentrationen im Oberboden geben damit keine Hinweise auf das Vorliegen einer schädlichen Bodenveränderung im Hinblick auf den Wirkungspfad Boden-Mensch, orale, inhalative Aufnahme.

Zur Beurteilung des Schadstoffübergangs in Pflanzen sind aus bodenschutzfachlicher Sicht die mittels Königswasserauszug ermittelten Gesamtgehalte nur bedingt geeignet. Daher beruhen die Prüf- und Maßnahmenwerte der Bodenschutzverordnung für Cadmium und Blei für diesen Pfad auf mobilen pflanzenverfügbaren Gehalten. Diese werden im Ammoniumnitratauszug bestimmt. Hier wurden in allen Fällen sehr geringe Konzentrationen ermittelt.

Für die Obstplantage im unmittelbaren Nahbereich der Anlage liegen allerdings keine Untersuchungsergebnisse für mobile Gehalte vor. Es gilt jedoch als fachlich gesichert, dass der Schadstoffübergang vom Boden in Baumobst in nur sehr geringem Umfang stattfindet:...Im Nahbereich der Anlage finden sich erhebliche Schadstoffanreicherungen im Oberboden, die Anlass zu der Besorgnis geben, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen hier künftig Gefahrenschwellen überschritten werden können."

Zusammenfassend hat sich der Zeuge Dr. Müller zum Beweisbeschuss wie folgt geäußert:

1. Zuständige Behörde sei als untere Bodenschutzbehörde der Landkreis Nordsachsen, als mittlere Bodenschutzbehörde die Landesdirektion Leipzig und als oberste

Behörde das SMUL gewesen. Das Landesamt selbst habe hier im Auftrag des Ministeriums als unmittelbar nachgeordnete Fachbehörde in Amtshilfe Sonderermittlungen zur Bodenbelastung im Rahmen einer orientierenden Untersuchung durchgeführt.

2. Auf die Frage, ob hinreichend Messungen nach dem Stand der Technik und der wissenschaftlichen Erkenntnisse durchgeführt worden seien, laute seine Antwort – nach allem, was er wisse: „Ja." Die Anzahl der Proben habe sich nach den Anforderungen der orientierenden Untersuchung, dem gutachterlichen Ermessen und dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit gerichtet. Die Untersuchungen seien nach Maßgabe der bodenschutzrechtlichen Vorgaben und der dort festgelegten Normen durchgeführt worden.

3. Aus dem Ergebnis der Sonderermittlungen hätten keine unmittelbaren Gefahren für die Umwelt und die Gesundheit des Menschen abgeleitet werden können.

4. Daraus habe sich entsprechend auch nach Recht und Gesetz keine Notwendigkeit zum Handeln ergeben.

Erläuternd hat der Zeuge Dr. Müller hinzugefügt, dass für sie die sensiblen Nutzungen, insbesondere durch Kinder, die am Boden spielen, von besonderer Relevanz gewesen seien. Die Planungen hätten sie nach Kartenlage im Büro machen können, man habe dann tatsächlich alles so wiedergefunden, wie es der Kartenlage entsprochen habe. Bei den Kinderspielflächen hätten sie den Spielsand beprobt, aber auch den Oberboden daneben, weil der in der Regel viel länger liege. Man wisse ja, dass Spielsand eigentlich regelmäßig ausgetauscht werde. Die Messwerte würden letzten Endes Punkte auf einer Messwertskala markieren, die langsam ansteige.

Im unteren Bereich gebe es die normale übliche Hintergrundbelastung. Null-Messwerte gäbe es nicht, wie man früher geglaubt habe. Man finde in jedem Umweltmedium bestimmte Schadstoffe wieder, wenn man genau genug messe, so auch Kadmium und Blei. Die Hintergrundwerte würden zum Beispiel vom Landesamt regelmäßig aktualisiert herausgegeben werden, sie würden davon abhängen, aus welchem Material der Boden entstanden sei. Je nachdem, welche Biochemie sich dort widerspiegele, würde man im Boden auch entsprechende Konzentrationen finden. Dazu gebe es statistische Auswertungen. Der übliche normale Gehalt beziehe schon mit ein, dass es durch das Einwirken des Menschen über Jahrhunderte und Jahrtausende so etwas wie eine ubiquitäre allgemeine Umweltbelastung gebe, also nichts Spezielles und Anlagenbezogenes.

Die nächste Stufe, die schon rechtsverbindlich festgelegt sei, seien die sogenannten Vorsorgewerte. Die habe der Verordnungsgeber praktisch als ersten Marker auf die Skala gesetzt, um sozusagen einen Besorgnisausdruck einzuführen. In der Regel sei es so, dass, wenn Vorsorgewerte überschritten seien, die Besorgnis bestehe, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen irgendwann einmal höhere Werte erreicht würden und Gefahren drohen könnten. Wenn Vorsorgewerte überschritten seien, finde eine Begrenzung der Stoffeinträge statt. So sehe es die Verordnung vor. In der Bodenschutzverordnung gebe es einen Anhang „jährliche zulässige Frachten", in dem geregelt werde, wie viel noch zusätzlich auf den Boden dürfe, damit hier nicht möglicherweise später eine Gefahr entstehen könne.

Wenn man auf der Messwertskala noch ein bisschen höher gehe, sei man bei den Prüfwerten. Hier fange die Ampel schon langsam an, auf Gelb umzuspringen. Es werde ein Prüfauftrag signalisiert. Wenn Prüfwerte überschritten würden, heiße es

laut Verordnung, dass im ungünstigsten, aber noch realistischen Fall eine Gefahr vorhanden sei. Das wäre zu prüfen. Deswegen heiße dieser Wert Prüfwert.

Die nächste Stufe auf dieser Werteskala sei der Maßnahmenwert. Hier habe man die Regelvermutung, dass tatsächlich eine Gefahr vorhanden sei, wenn dieser überschritten werde. Das bedeute, dass man eine schädliche Bodenveränderung vor sich habe. Die Bodenfunktionen seien so nachhaltig durch Schadstoffe gestört, dass Schäden in der Umwelt, für die Allgemeinheit und auch für die Menschen entstehen könnten.

In der Wertetabelle der Bodenschutzverordnung werde sehr differenziert, bei dem Pfad Boden-Mensch zum Beispiel werde nach der jeweiligen Flächennutzung unterschieden in Kinderspielflächen, Wohngebiete, Park-Freizeitanlagen, Industrie- und Gewerbestandorte. Für die einzelnen Flächennutzungen habe der Verordnungsgeber durch Gutachter sogenannte Standardexpositionsannahmen getroffen und zum Beispiel fragt, wie lange denn ein Kind im Durchschnitt auf dem Spielplatz im ungünstigsten Falle spiele und wie viel Bodenmaterial es dabei aufnehme. Solche Fragen würden alle als Standardsätze beantwortet werden. Der eher ungünstige, aber noch realistische Fall werde eingeschätzt, und davon würden entsprechend die Werte abgeleitet. Als Beispiel könne man nennen, dass Kadmiumkonzentrationen auf Kinderspielflächen mit 10 mg angegeben würden pro Kilogramm Oberboden. Bei Gewerbegrundstücken dürften 60 mg enthalten sein.

Für den Pfad Boden-Pflanze sehe es ähnlich aus. Dort habe man auch unterschiedliche Schutzgüter und unterschiedliche Nutzungen. Das hänge davon ab, wie die Flächennutzung tatsächlich vor Ort aussehe. Handele es sich um Grünland, wo Tiere weiden, würden andere Maßstäbe angesetzt werden, insbesondere zum Transfer der Metalle in das Futter, als zum Beispiel bei Nahrungspflanzen. Auch hier seien Prüf- und Maßnahmewerte abgeleitet worden. Bei Kadmium würden diese für den Nahrungsmittelanbau nicht mehr auf Gesamtgehalten beruhen, weil man gesagt habe, dass der Zusammenhang zwischen den tatsächlichen Gesamtgehalten und den Gehalten einer Pflanze viel zu gering sei. Dort habe man andere Extraktionsverfahren gewählt, den so genannten Ammonium-Nitrat-Auszug, der die pflanzenverfügbaren Anteile ermitteln solle. Dort gebe es eine recht gute Korrelation zwischen dem, was man im Boden finden würde, und dem, was sich in der Pflanze dann nachher möglicherweise anreichern könne. Anhand dieser Extraktion könne man Prüfwerte und Maßnahmewerte festlegen. Zum Beispiel würden die Werte bei Grünland wieder auf den Gesamtgehalten fußen, wenn es zur Weidenutzung freigegeben sei.

Noch einmal werde unterschieden, ob der Landwirt lediglich Mindererträge zu erwarten hätte im Hinblick auf den Schadstoffübergang und daraus resultierende Wachstumsbeeinträchtigungen. Sobald Konzentrationen überschritten würden, die gesundheitsrelevant werden könnten, gebe es andere Werte, und zwar die Höchstgehalte, die Lebensmittel aufweisen dürften, wenn sie bei uns zum Verzehr freigegeben seien.

Die Aktivitäten der Deutschen Umwelthilfe hätten wohl eine Art quellenorientierten Ansatz im Fokus gehabt. Es hätten eher die Anlage und der Anlagenbetrieb der Biotec im Vordergrund gestanden. Entsprechend seien insbesondere im extremen Nahbereich der Anlage und entlang der Straßenbankette Proben entnommen worden. Die Beurteilung der Messwerte sei auch deshalb nicht ganz gesichert möglich, weil die Probenentnahmen nicht den Vorgaben der Bodenschutzverordnung entsprochen hätten und nicht belegbar gewesen seien. Im Unterschied dazu würden sie Untersu-

chungen exakt nach den Vorgaben machen, daher seien die Prüf- und Maßnahmenwerte eindeutig vergleichbar. Beim Landesamt habe eher der rezeptorientierte Ansatz im Vordergrund gestanden. Sie hätten vornehmlich die Menschen und die Gefährdung ihrer Gesundheit vor Ort im Blick gehabt, deshalb hätten sie die sensiblen Nutzungen wie Kinderspielflächen beprobt und nicht die Straßenränder. Abweichungen in den Ergebnissen würden sich aus den unterschiedlichen Messpunkten ergeben.

Die Untersuchung der Straßenbankette sei ein quellenorientierter Ansatz, wobei die Straße primär üblicherweise kein Schutzgut sei, das geschützt werden müsse, sondern eine Gefahrenquelle. Wenn dort Anreicherungen vorliegen würden, müsse man Maßnahmen ergreifen und diese schlicht entfernen, also im Prinzip eine Quellensanierung betreiben.

Bei Unterschreitung von Prüfwerten könne man von einer Gefahrenlage nicht mehr sprechen. Sie hätten jedoch im Nahbereich der Anlage Überschreitungen der Vorsorgewerte festgestellt. Es bestehe also die Besorgnis, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen für diesen Nahbereich der Anlage künftig Überschreitungen der Gefahrenschwellen zu besorgen seien. Das sei ganz klar der Bereich Umweltvorsorge. Man müsse etwas tun, damit nicht künftig etwas passiere.

Ziel ihrer Untersuchung sei nicht gewesen zu prüfen, ob die Deutsche Umwelthilfe an den Punkten richtig gemessen habe. Sie seien ja in Amtshilfe tätig geworden, um in relativ kurzer Zeit die Gefährdungslage einzuschätzen. Diese habe dann nach ihrer Auffassung nicht bestanden, sie hätten dann – das sei bei Amtshilfe normal und üblich – den Ball wieder in das Tagesgeschäft des Landratsamtes zurückgespielt. Sie seien eine Fachbehörde und hätten das Fachgutachten geliefert. Das Weitere liege dann im Prinzip wieder beim Vollzug. Das sei klassisches Tagesgeschäft. Ihm sei selbstverständlich bewusst und bekannt, dass im Landesumweltamt weiterhin Immissionsmessungen stattfinden würden.

Bei Vorsorgewerten könne man ganz einfach Vorratsberechnungen machen, wenn eine Differenz bestehe zwischen den naturgegebenen Werten und – wie hier – denen im Nahbereich der Anlage. Der Boden sei erst einmal nichts weiter als ein Integral. Er nehme die Schadstoffe auf und speichere sie in den obersten Bodenschichten. Man könne ausrechnen, wann der Prüfwert erreicht sei, wenn die Einträge fortgesetzt würden. Er habe dort zwei Prüfwerte vorgefunden, einmal einen für Industrie und Gewerbe und einen für Park-Freizeitanlagen, weil man vielleicht auch durch die dortigen Obstplantagen flaniere. Bei weiteren ungebremsten Einträgen würden die Höchstgehalte bei Blei etwa in 13 Jahren erreicht werden und bei Kadmium in 34 Jahren. Das sei eine hypothetische Rechnung für den Fall, dass die geschätzten Einträge auch in Zukunft so auf den Boden treffen würden.

1.2 Zeuge Peter Gamer

Auch der Zeuge Peter Gamer ist zu diesem Themenkomplex vernommen worden. Der Zeuge – von Haus aus Diplomingenieur für Verfahrenstechnik und Chemieingenieurwesen – leitet nach seinen Angaben im Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie, kurz LfULG, das Referat anlagenbezogener Immissionsschutz mit aktuell 13 Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeitern. Eines seiner zentralen Arbeitsgebiete ist die fachliche Unterstützung der Immissionsschutzbehörden unter anderem in Fragen der technischen Luftreinhaltung. Im LfULG ist er seit 2004 tätig.

Vorher war er Referent im Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) in der Abteilung Immissionsschutz.

Der Zeuge hat erklärt, als fachlich zuständiger Referatsleiter habe er erstmals Mitte Mai 2008 davon Kenntnis erhalten, dass sein Referat in Sachen S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch involviert sei. Zu diesem Zeitpunkt habe es bereits erste Kontakte und Abstimmungen auf Arbeitsebene zwischen dem damals in seinem Referat zuständigen Mitarbeiter Herrn Dr. Jakob, der damaligen Staatlichen Umweltbetriebsgesellschaft – kurz UBG – und dem Umweltfachbereich des damaligen Regierungspräsidiums Leipzig als der zuständigen Überwachungsbehörde gegeben.

Anlass für die Einbeziehung des LfULG seien Beschwerden von Pohritzscher Bürgern über erhebliche Staubbelastungen gewesen, die von der Firma Biotec ausgegangen seien. Das Regierungspräsidium Leipzig habe darum gebeten, im Wege der Amtshilfe Messungen der Staubbelastungen im Umfeld des Betriebes durch die Umweltbetriebsgesellschaft durchführen zu lassen, um diese Beschwerden gewissermaßen zu objektivieren bzw. den Grad der Belästigung durch Staub sowie mögliche Gefährdungen für die Nachbarschaft und Umwelt abschätzen zu können. Sie selbst als LfULG würden Messungen nicht durchführen. Zunächst hätten orientierende Messungen des Staubniederschlages sowie die Bestimmung der Konzentration einzelner Schwermetalle darin gemacht werden sollen.

Die heutige Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft – kurz BFUL – sei im Zuge der Verwaltungsreform zum 01.08.2008 aus der Umweltbetriebsgesellschaft hervorgegangen. Diese sei seit dem Jahr 2005 eine akkreditierte Messstelle gewesen. Das habe Gewähr gegeben für eine normenkonforme und dem Stand der Messtechnik entsprechende Qualität bei der Durchführung der geplanten Messungen. Die Norm sei die DIN EN ISO/IEC 17025.

Es sei bundesweit übliche Praxis, in solchen Fällen zunächst orientierende Messungen in einem zeitlich und messtechnisch begrenzten Umfang durchzuführen, um den messtechnischen und damit auch finanziellen Aufwand auf das notwendige Maß zu beschränken. Bei den nach der technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft – kurz TA Luft – zulässigen Immissionswerten handele es sich um so genannte Jahreswerte oder Jahresmittelwerte in der Einheit Gramm für Staub bzw. Mikrogramm für Schwermetalle pro Quadratmeter pro Tag. Wenn die dafür festgelegten Werte deutlich unterschritten würden, könne im Regelfall auf weitergehende Messungen verzichtet werden, da dann erfahrungsgemäß auch der Jahresemissionswert sicher eingehalten werde.

Würden dagegen die zulässigen Immissionswerte nur geringfügig unterschritten oder gar überschritten und sei deshalb nicht auszuschließen, dass auch der Jahresimmissionswert überschritten werde, müsse gemäß TA Luft über einen Zeitraum von insgesamt einem Jahr gemessen werden, um eine Grenzwertüberschreitung eindeutig und auch rechtssicher nachweisen zu können. Die Messungen hätten am 08.09.2008 begonnen und hätten sich zunächst über einen Zeitraum von drei Monaten erstrecken sollen. Die Auswertung erfolge in sogenannten Bergerhoff-Gefäßen. Das sei ein Sammelgefäß auf einem Ständer, mit dem der Staubniederschlag aufgefangen werde. Die Auswertung der Folge dann jeweils monatlich.

Bei einer Vorbesprechung vor Ort unter Beteiligung seines Amtes, der Umweltbetriebsgesellschaft und des Regierungspräsidiums Leipzig seien insgesamt drei Messpunkte in unmittelbarer Nähe des Betriebsgeländes der Biotec sowie ein weite-

rer Messpunkt im Ortsbereich in der Nähe des Wohnsitzes des Beschwerdeführers festgelegt worden. Die unmittelbare Anlagennähe sei gewählt worden, um den Einfluss des Betriebes auf die Umgebung zu erfassen. Der Messpunkt 4 habe Aufschluss darüber geben sollen, wie hoch die Staubbelastung durch den LKW-Verkehr gewesen sei, der über die Straße am Haus des Beschwerdeführers vorbei zum Betriebsgelände geführt habe. Der Staubniederschlag habe auf die Inhaltsstoffe Blei, Zink und Chrom analysiert werden sollen. Es sei bekannt gewesen, dass die Biotec unter anderem Schlacken und Filterstäube aus Verbrennungsprozessen behandelt habe. Erfahrungsgemäß seien in solchen Schlacken insbesondere diese Schwermetalle zu finden.

Bereits die Messergebnisse des ersten Monats – also von Anfang September bis Anfang Oktober – hätten eine mehr oder weniger deutliche Überschreitung des Jahres-Emissionswertes für Blei von 100 µg pro Quadratmeter pro Jahr an allen drei in der Nähe des Betriebsgeländes befindlichen Messpunkten ausgewiesen. Die höchsten Messwerte habe der Messpunkt hinter der Lagerhalle gezeigt, und zwar mit über 2000 µg pro Quadratmeter pro Jahr eine Überschreitung von Faktor 20 des Jahresimmissionswertes, somit eine massive Überschreitung. Damit sei schon rein rechnerisch klar gewesen, dass – auf das ganze Jahr umgerechnet – der Jahresimmissionswert überschritten worden sei. Der Jahresimmissionswert von Staub von 0,35 g/Quadratmeter und Jahr sei dagegen deutlich unterschritten gewesen.

Herr Dr. Jakob habe das Landratsamt Nordsachsen hierüber telefonisch sofort informiert. Eine nachträgliche Analyse der Rückstellproben aus den ersten drei Messmonaten auf weitere Schwermetalle hätte auch eine deutliche Überschreitung des Jahresimmissionswertes für Kadmium von 2 µg/Quadratmeter pro Jahr ausgewiesen.

Weiter hat der Zeuge Peter Gamer ausgeführt, dass der Eintrag von Schwermetallen in Form von Staubdepositionen, insbesondere bei bodennahen diffusen Quellen, mit zunehmender Entfernung von der Immissionsquelle sehr schnell abnehme. Das heiße, der Eintrag sei räumlich sehr stark begrenzt.

Als eine Konsequenz aus der orientierenden Messung sei in Abstimmung mit dem SMUL folgendes weitere Vorgehen vereinbart worden:

1. Die Dauer des Messprogramms werde auf zwölf Monate verlängert, weil belastbare Anhaltspunkte dafür vorgelegen hätten, dass der Jahresimmissionsgrenzwert für Blei überschritten werde.

2. Es sei ein weiterer Messpunkt in ca. 800 bis 840 m Entfernung südlich der Betriebsgrenze als Referenzpunkt festgelegt worden, um so den Nachweis führen zu können, dass die ermittelten Überschreitungen tatsächlich und ausschließlich auf den Einfluss der Anlage zurückzuführen seien. Man spreche hier auch von sogenannter Hintergrundbelastung oder Nullbelastung ohne irgendeinen Anlageneinfluss.

3. Der Untersuchungsauftrag sei auf die Schwermetalle Kadmium, Nickel, Thallium, Quecksilber und Arsen erweitert worden.

4. Die Rückstellproben von den ersten drei Monaten würden nachträglich noch in Bezug auf die genannten Metalle untersucht.

5. Zusätzlich zu den kontinuierlichen Staubdepositionsmessungen werde das LfULG eine Ausbreitungsberechnung für die gefassten Quellen – beispielsweise an Silos und an Schornsteinen – durchführen, um zu klären, ob die Staubbelastung im Umfeld des Betriebes vorrangig von solchen gefassten Quellen oder vielmehr von sogenann-

ten diffusen Quellen herrühren würden. Bei diffusen Quellen sei beispielhaft zu erwähnen: frei abgelagerte Abfälle auf dem Gelände, Fahrverkehr, Umschlagsvorgänge, offene Fenstertüren bei den Hallen. Es gebe eine Unzahl solcher diffuser Quellen.

Das Ergebnis sei gewesen – wie nicht anders zu erwarten –, dass die Emissionsbelastungen im Umfeld der Anlage nahezu ausschließlich von sogenannten diffusen bodennahen Quellen hergerührt hätten.

Parallel zu den laufenden Staubdepositionsmessungen sei ab Ende Februar 2009 mit der Entnahme und Untersuchung von Bodenproben begonnen worden. Die Hausleitung des LfULG habe seinerzeit sein Referat damit beauftragt, die Federführung für die regelmäßige Berichterstattung an das Umweltministerium und natürlich auch an die Überwachungsbehörde zu koordinieren. Das heiße, sie hätten auch die Analysewerte der Bodenproben bekommen und hätten dann federführend die Zwischenberichte und letztlich auch den Gesamtbericht erstellt.

Als weitere wichtige Konsequenz aus den zum Teil massiven Überschreitungen des Emissionswertes für Blei seien dem Anlagenbetreiber durch das Landratsamt Nordsachsen beginnend ab Dezember 2008 und über die folgenden Monate hinweg zahlreiche zum Teil drastische und kostenintensive Maßnahmen zur Emissionsminderung auferlegt worden, die dieser dann auch sukzessive umgesetzt habe.

Exemplarisch wolle er einige dieser Maßnahmen benennen: zum einen die Aufgabe der Nutzung von Lagerflächen im Freien für die Zwischenlagerung eingehender gefährlicher Abfälle, insbesondere noch heißer Schlacke bzw. Asche, Verzicht auf die staubintensive mechanische Aufbereitung fester Abfälle mittels Prallmühlen oder Schredder, weiter die Erstellung und Vorlage eines Emissionsminderungsplanes mit Vorschlägen für Sofortmaßnahmen und schließlich die Installation einer LKW-Reifenwaschanlage.

Dass diese Emissionsminderungsmaßnahmen in der Folge eine deutliche positive Wirkung gezeigt hätten, lasse sich an den Messwerten sehr schön ablesen, am deutlichsten wiederum am Schwermetall Blei. Seien im September 2008 noch Werte von zum Teil über 2000 µg/Quadratmeter und Jahr gemessen worden, hätten die Messwerte an allen drei betriebsnahen Messpunkten bereits ab Januar 2009, also wenige Monate danach, deutlich unterhalb des zulässigen Emissionswertes von 100 µg/Quadratmeter und Jahr gelegen.

Im Dezember 2009 habe das LfULG nach Abschluss der Messungen und Auswertung der Messergebnisse den Abschlussbericht erarbeitet, der auch im Internet veröffentlicht worden sei.

In einer behördeninternen Beratung am 25.05.2009 sei beschlossen worden, dass das Staubniederschlagsmessnetz sozusagen nahtlos um ein weiteres Jahr weitergeführt werden sollte, um die Wirksamkeit der Emissionsminderungsmaßnahmen auch dauerhaft zu dokumentieren. Es habe auch ein wichtiger Vertrauensbeweis für die Bevölkerung sein sollen, dass es sich nicht um eine kurzfristige Maßnahme gehandelt habe, die wieder verpuffe, sondern um eine nachhaltige Emissionsminderungsmaßnahme. Die Messanordnung sei nach seinem Kenntnisstand dann durch das Landratsamt Nordsachsen erlassen und auch – im Gegensatz zum ersten Messnetz – vom Betreiber auf seine Kosten umgesetzt worden.

Der Zeuge Peter Gamer hat im Hinblick auf den Beweisbeschluss folgendes Resümee gezogen:

„1. Die Ergebnisse der orientierenden Messungen haben zum Teil erhebliche Überschreitungen der zulässigen Emissionswerte für die Schadstoffdeposition, insbesondere für das Schwermetall Blei, ausgewiesen. Es bestand somit erheblicher Handlungsbedarf.

2. Ob und gegebenenfalls in welchem Umfang aufgrund der festgestellten Überschreitungen von Emissionswerten eine tatsächliche Gefährdung für Umwelt und Nachbarschaft bestand, vermag ich nicht zu beurteilen.

3. Die durch die Umweltbetriebsgesellschaft durchgeführten Messungen wurden entsprechend den einschlägigen Normen, das heißt, nach dem Stand der Messtechnik und den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen, durchgeführt.

4. Auf der Grundlage der Ergebnisse der orientierenden Messungen wurden von der zuständigen Überwachungsbehörde, dem Landratsamt Nordsachsen, unmittelbar umfangreiche Emissionsminderungsmaßnahmen gefordert, die der Anlagenbetreiber dann auch zeitnah realisiert hat.

5. Die durchgeführten Emissionsminderungsmaßnahmen haben in relativ kurzer Zeit bewirkt, dass die Emissionsbelastung stark zurückging und die gültigen Emissionswerte danach deutlich unterschritten wurden. Mit anderen Worten: die potentielle Gefahr für Umwelt und Nachbarschaft konnte beseitigt werden.

6. Das für ein Jahr betriebene Messnetz wurde anschließend auf Kosten des Betreibers für ein weiteres Jahr fortgeführt. Auf diese Weise sollte der Nachweis erbracht werden, dass die durchgeführten Emissionsminderungsmaßnahmen zu einer nachhaltigen Minderung der Staubbelastung im Umfeld des Betriebes führten.“

Ergänzend hat der Zeuge Peter Gamer ausgeführt, es laufe immer so ab, dass sich die zuständige Überwachungsbehörde an das Landesamt wende, wenn sie fachliche Unterstützung brauche. Wenn es dann konkret um Messungen gehe, die das Landesamt nicht selbst durchführen könne, würde es die Umweltbetriebsgesellschaft beauftragen. Dann würden diese drei Institutionen vor Ort überlegen, wo sinnvollerweise Messpunkte zu setzen und welche Parameter zu überprüfen seien. Im Übrigen würden Messpunkte auch in Gegenwart und unter Mitwirkung des Betreibers festgelegt.

Die Messwerte seien im Monatszyklus ausgewertet und dann auch an das Sächsische Umweltministerium und die zuständige Überwachungsbehörde, das heiße das Landratsamt Nordsachsen, weitergegeben worden. Das seien ja die Vollzugsbehörden, die müssten aufgrund der Messergebnisse auch handeln.

In den Bergerhoff-Sammelgeräten würde sich hochempfindliche Analytik befinden. Wenn irgendwo manipuliert worden wäre, hätte man das sofort gemerkt, weil man das an der Streubreite und den Sprüngen in der Analytik gesehen hätte. So genau könne man drei so empfindliche Sammelgeräte gleichzeitig gar nicht manipulieren. Mögliche Auswirkungen der Immissionen auf die Bevölkerung und die Umwelt abzuschätzen oder dazu irgendeine Bewertung abzugeben, sei ihnen als Experten für die technische Luftreinhaltung einfach nicht möglich.

Die erhöhte Belastung insbesondere im Straßenbankett entlang der Straße sei eindeutig auf den LKW-Transport zurückzuführen. Sie hätten auch gesehen, dass die Fahrer bestimmte Maßnahmen zur Reduzierung von diffusen Emissionen nicht ausreichend beachtet hätten.

Es sei nicht automatisch so, dass das Überschreiten von Emissionswerten zwangsläufig und unmittelbar, oder auch mit einer gewissen Nachlaufzeit, zu Gesundheitsbelastungen führen könne. In diesen Emissionswerten sei immer auch ein gewisser Vorsorgegedanke mit implementiert in dem Sinne, dass auch bei einer Akkumulation über längere Zeiträume eine Gefährdung nicht eintrete.

Es habe sich fast ausschließlich um bodennahe emittierte Staubemissionen gehandelt, diese hätten eine endliche Reichweite. Das könne man durch Ausbreitungsrechnungen und durch Fahnenmessungen sehr gut nachvollziehen. Im Bereich der Wohnbebauung sei von diesen bodennah emittierten Staubfrachten nichts mehr aufgetreten oder unterhalb der Nachweisgrenze. Bei der Festsetzung der Emissionswerte werde von der Belastung eines Betroffenen über 24 Stunden und das über ein ganzes Jahr ausgegangen. Es seien also da bewusst schon Sicherheitsmargen berücksichtigt.

Die Ausbreitungsberechnung sei bei ihnen im Hause durchgeführt worden. Er habe dafür einen Experten. Basis dafür seien die gefassten Quellen, bei denen sie aufgrund der Antrags- und Genehmigungsunterlagen genau wüssten, wie viel Staub pro Zeiteinheit daraus entweiche. Da könnten sie gut rechnen. Die zahlreichen diffusen Quellen könne man quantitativ gar nicht richtig erfassen. Bei Messungen in bestimmten Abständen an vergleichbaren Anlagen habe man festgestellt, dass solche bodennah emittierten Emissionen relativ rasch mit der Entfernung abklingen würden. Die Ausbreitungsrechnungen seien standardisiert und in der Verwaltungspraxis schon seit Jahren bewährt und etabliert. Sie seien auch validiert.

Eine Maßnahme habe sich aus den Erfahrungen der Überwachung vor Ort als besonders effektiv herausgestellt. Das sei die Untersagung des Abladens von heißer Schlacke und Asche aus dem Freiberger Raum auf dem freien Feld gewesen. Das habe eine große Flächenquelle dargestellt. Dort habe man unmittelbar sehr große Emissionen gehabt, die natürlich sofort auf der anderen Seite außerhalb des Betriebsgeländes messtechnisch zu erfassen gewesen seien, denn sie würden relativ bodennah abgestrahlt. Diese Maßnahme habe sofort und drastisch zum Rückgang der Emissionen und auch der Emissionsbelastung geführt.

1.3 Zeuge Dr. Norbert Schieß

Auch der Zeuge Dr. Norbert Schieß hat zu diesem Fragenkomplex Bekundungen gemacht:

Er leitet seit April 2007 das Referat „Anlagenbezogener Immissionsschutz, Störfallvorsorge“ im Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL). Er hat erklärt, in dieser Funktion würden sie auch die Fachaufsicht über die Landesdirektion Sachsen – vor der Verwaltungsreform 2008 Regierungspräsidien – ausüben. Zu dieser Aufgabe gehöre es, dafür zu sorgen, dass das Bundesimmissionsschutzgesetz und die darauf fußenden Vorschriften in Sachsen rechtsfehlerfrei umgesetzt würden.

Die Anlagengenehmigungsverfahren würden von den zuständigen nachgeordneten Behörden eigenständig und ohne Selbsteintrittsrecht des Ministeriums ausgeführt. Das heiße, sie könnten von sich aus das Verfahren nicht in die Hand nehmen und dem Anlagenbetreiber Auflagen machen. Das sei und bleibe Aufgabe der zuständigen Behörden vor Ort.

Mit dem Fall der Biotec sei er erstmals durch mehrere Bürgerbeschwerden im Herbst 2007 konfrontiert worden. Sie hätten daraufhin das Regierungspräsidium Leipzig als zuständige Stelle um einen Sachstandsbericht gebeten. Darin sei am 27.09.2007 mitgeteilt worden, dass bei diversen Kontrollen keine Beanstandungen festgestellt worden seien. In diesem Zusammenhang sei auch über genehmigungsrechtliche Fragen berichtet worden, die sie im Haus umgehend geklärt hätten. Dem Regierungspräsidium sei am 30.10.2007 die Rechtsauffassung mitgeteilt worden, dass eine im Raum stehende Änderung der Anlage von Biotec gemäß § 15 BImSchG nicht möglich sei. Den Bürgern hätten sie mit Schreiben von Dezember 2007 den vom Regierungspräsidium Leipzig geschilderten Sachverhalt mitgeteilt.

Im Februar sei eine Beschwerde der Deutschen Umwelthilfe über Staubbelastungen beim Regierungspräsidium Leipzig eingegangen. Eine daraufhin am 11.02.2008 durchgeführte Überwachung habe keine Verstöße ergeben. Am 18.03.2008 hätte diese Beschwerde mit zahlreichen Bildern auch ihnen vorgelegen. Die Bilder würden Emissionen zeigen, die man als Außenstehender als massive Staubbelastung interpretieren könne. Aufgrund der Berichte des Regierungspräsidiums seien sie davon ausgegangen, dass es sich um unkritische Wasserdampfemissionen gehandelt habe und dass die Anlage ordnungsgemäß betrieben werde.

Allerdings seien ihm, dem Zeugen Dr. Schieß, zu diesem Zeitpunkt erstmals Zweifel gekommen, ob hier nicht doch zu gewissen Betriebszeiten erhöhte Emissionen auftreten würden. Sie hätten deshalb das Regierungspräsidium Leipzig am 31.03.2008 gebeten, eine erneute unangekündigte Kontrolle der Anlage durchzuführen. Wie in der Vergangenheit seien keine Staubablagerungen festgestellt worden. Nach Bewertung des Regierungspräsidiums sei die Anlage weiterhin ordnungsgemäß betrieben worden.

Um den Sachverhalt zu klären, habe er in Abstimmung mit dem Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie und dem Regierungspräsidium im April 2008 veranlasst, dass im Umfeld der Anlage Immissionsmessungen durchgeführt würden. Dies sei der Deutschen Umwelthilfe mit Schreiben vom 29.04.2008 mitgeteilt worden. Die Messungen habe die staatliche Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft durchgeführt. Sie hätten im September 2008 begonnen. Erste Messergebnisse hätten im Dezember vorgelegen. Diese hätten an allen Messpunkten in Anlagennähe Überschreitungen des Bleiwertes ausgewiesen. Dabei sei festzuhalten, dass es sich bei den Emissionsgrenzwerten nach der TA Luft – Technische Anleitung zur Reinhaltung der Luft – um Jahresmittelwerte handele und in der Regel mindestens sechs Monate gemessen werden müsse. Die Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft habe einen gewissen Vorlauf benötigt und habe erst noch separat neue Messgeräte erwerben müssen. Daraus erkläre sich der Zeitablauf von April bis September.

Das Landratsamt Nordsachsen – seit der Verwaltungsreform ab dem 01.08.2008 zuständige Genehmigungsbehörde – habe daraufhin noch im Dezember 2008 eine Anlagenüberwachung durchgeführt und festgestellt, dass unzulässiger Weise heiße Schlacken im Freien entladen und gelagert würden. Das sei sofort unterbunden worden.

Die Werte der Folgemonate seien weiterhin sehr hoch gewesen, so dass aus seiner, des Zeugen, Sicht rasch habe gehandelt werden müssen. Anfang 2009 habe die Deutsche Umwelthilfe auf eigene Veranlassung im Umfeld der Anlage, insbesondere am Straßenrand, Bodenproben genommen und hohe Blei- und Kadmiumwerte fest-

gestellt. Dieser Sachverhalt sei ihnen über die Pressearbeit der Deutschen Umwelthilfe im Februar 2009 bekannt geworden. Daraufhin hätten sie am 24.02.2009 mit allen betroffenen Behörden das weitere Vorgehen wie folgt abgestimmt.

1. Die im Januar 2009 vom Landratsamt gegenüber dem Betreiber angeordneten Bodenproben seien unverzüglich durchzuführen. Sie hätten mitbekommen, dass der Betreiber die wohl schon seit geraumer Zeit in seiner Schublade gehabt, sie dann aber erst einen Monat später dem Landratsamt zugeleitet habe.

2. Das Landesamt werde zusammen mit der Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft eigene Bodenproben nehmen. Das sei zwei Tage später gemacht worden. Schneller gehe es beim besten Willen nicht.

3. Das Ministerium werde mit dem Landesamt für Umwelt und Geologie die Frage der Ursachen klären, nämlich ob es sich um diffuse oder gefasste Emissionsquellen für die Überschreitungen handele.

4. Es erfolge eine Pressearbeit durch das Landratsamt mit Information der Bevölkerung. Noch am selben Tag sei die Bevölkerung vorsorglich darauf hingewiesen worden, vorerst kein Wintergemüse aus eigenem Anbau zu verzehren und Bodenkontakt im Umfeld der Anlage zu vermeiden.

Das Landratsamt habe ferner zwei Tage später eine Anlagenüberwachung durchgeführt und erhebliche Mängel festgestellt. Unter anderem seien Filtersysteme nicht ordnungsgemäß gewartet, die Reifen der ausfahrenden LKW nicht gereinigt worden.

Parallel dazu sei im Ministerium der Messbericht der Deutschen Umwelthilfe über die Bodenproben eingegangen. Nach Bewertung der Bodenschützer im Ministerium seien die Proben jedoch nicht nach den einschlägigen Normen genommen worden. Für Straßenbankette gebe es keine vergleichbaren Werte in der Bundesbodenschutzverordnung. Das sei das Problem. Unstreitig habe es aber erhöhte Werte bei Cadmium und Blei gegeben. Die Gemeinde und das Landratsamt hätten sich nach seinem Kenntnisstand dieses Problems angenommen und es beseitigt. Das sei aber kein emissionsschutzrechtliches Problem gewesen.

Am 25.02.2009 seien dann von der Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft Bodenproben genommen und analysiert worden. Die Ergebnisse seien von den Fachleuten im Landesamt wie folgt bewertet worden:

„Aus bodenschutzfachlicher Sicht können aus den vorliegenden Bodenuntersuchungen zusammenfassend folgende Schlüsse gezogen werden: Die ermittelten Schadstoffkonzentrationen im Oberboden geben keine Hinweise auf das Vorliegen einer Gefahr aufgrund einer schädlichen Bodenveränderung im Hinblick auf den Wirkungspfad Boden-Mensch (oral/inhalative Aufnahme). Zweitens: die Gefahr eines Übergangs der Schadstoffe vom Boden in Nahrungspflanzen kann für die angrenzende Obstplantage aufgrund des stoff- und pflanzenspezifischen Transferverhaltens grundsätzlich als gering bezeichnet werden, aber nicht völlig ausgeräumt werden, insbesondere da die Untersuchungsprogramme zunächst den Wirkungspfad Boden-Mensch im Blick hatten. Im Nahbereich der oben genannten Anlage befinden sich erhebliche Schadstoffanreicherungen im Oberboden, die Anlass zu der Besorgnis geben, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen hier künftige Gefahrenschwellen überschritten werden können.“

Entsprechend der jeweiligen Nutzung hätten keine Gesundheitsgefahren bestanden. Insofern habe die vorsorglich ausgesprochene Verzehrwarnung wieder zurückge-

nommen werden können. Die vom Unternehmen veranlassten Bodenproben, die dem Landratsamt im März 2009 vorgelegt worden seien, hätten die gleiche Aussage enthalten.

Ferner sei nach einer fachlichen Ursachenbewertung des Landesamtes festgelegt worden, dass der Betreiber ein Gutachten über vorhandene diffuse Emissionen vorzulegen habe, in welchem auch Maßnahmen zur effektiven Emissionsminderung hätten enthalten sein sollen. Auf Grundlage dieses Gutachtens habe das Landratsamt dann dem Betreiber am 20.04.2009 diejenigen Maßnahmen aufgegeben, die zu einer merklichen Minderung der diffusen Emissionen hätten führen sollen. Das seien zum Beispiel die Installation einer Reifenwaschanlage sowie ein geschlossenes Förderband für den Transport von Schüttgütern ins Fertiglager gewesen.

Die Messergebnisse der Folgemonate hätten gezeigt, dass die ergriffenen Maßnahmen erfolgreich gewesen seien. Die Emissionswerte seien auf ein normales Maß zurückgegangen. Aus immissionsschutzrechtlicher Sicht sei damit der Anlagenbetrieb nicht mehr zu beanstanden gewesen.

Auf Vorhalt einer von ihm im März 2009 gefertigten Aktennotiz, „anscheinend habe das Regierungspräsidium Leipzig bei den von ihnen veranlassten Kontrollen im Jahr 2008 regelmäßig geschlafen“, erklärt der Zeuge, das sei eine doch sehr spontan gemachte Aussage, nachdem der Untersuchungsbericht des Landratsamtes im Februar 2009 auf dem Tisch gelegen habe, wo doch erhebliche Mängel bei der Anlage festgestellt worden seien. Er habe sich persönlich geärgert, dass über Jahre die Berichte, die er bekommen habe, immer signalisiert hätten, es sei alles in Ordnung. Als dann die Messwerte auf dem Tisch gelegen hätten und auch die Ergebnisse der Überwachung durch das Landratsamt, habe sich gezeigt, dass hier doch nicht alles im grünen Bereich gewesen sei. Es sei schwierig, dass im Nachhinein im Einzelnen zu bewerten. Er habe damals jedenfalls gesagt, sie müssten einfach mal Fakten schaffen. Das könnten sie nur, indem sie Messungen vornehmen würden.

1.3.1 Anwendung der §§ 15/16 Bundesimmissionsschutzgesetz (BImSchG)

Es sei im Einzelfall nicht so einfach zu beantworten, ob bei einer Änderung der Lage, Beschaffenheit oder des Betriebes einer genehmigungspflichtigen Anlage eine Anzeige gemäß § 15 BImSchG ausreiche oder gemäß § 16 BImSchG eine Genehmigung beantragt werden müsse.

§ 15 BImSchG sei im Jahre 2000 eingeführt worden. Sie hätten zu diesem Thema am 31.08.2000 eine Dienstbesprechung abgehalten, das darüber geführte Protokoll stelle eine Richtlinie zur Handhabung der genannten Vorschriften dar und habe – wie alle Protokolle – Erlasscharakter.

Bei 5 % Kapazitätserweiterung müsse man näher hinschauen. Bei 10 % sei auf jeden Fall eine „§16.-Genehmigung“ erforderlich, wenn kein atypischer Fall vorliege. Es sei immer auf die letzte Genehmigung zurückzugehen. Rein hypothetisch könne es sein, dass eine erste Änderung mit 10 oder 15 % im Anzeigeverfahren gemäß §15 behandelt worden sei, dass aber die nächste Änderung schon bei 2 % ein „§16-Verfahren“ erforderlich mache. Man müsse immer alles zurückspiegeln auf die letzte Genehmigung.

Es sei im Einzelfall nicht so einfach zu beantworten, ob § 15 oder § 16 BImSchG anzuwenden sei, weil es in diesem Bereich keine gesicherte Rechtsprechung gebe.

Wichtig sei die Bewertung, dass man nicht über eine Art Salamitaktik über viele Jahre durch die Anwendung von § 15 BImSchG riesige Änderungen durchbekomme. Den Eindruck habe er bei der Biotec gehabt. Die hätten 100.000 t genehmigt bekommen und dann per Anzeige nach § 15 BImSchG Stück für Stück immer mehr. Als es ihnen das erste Mal aufgefallen sei, hätten sie sofort reagiert. Es habe eine Erweiterung der Kapazität von 160.000 auf 200.000 t angestanden. Das habe die Biotec über eine Anzeige machen wollen. Sie hätten als Ministerium mit Schreiben vom 30.10.2007 gegenüber dem Regierungspräsidium Leipzig erklärt, so gehe das nicht, es bedürfe eines Änderungsgenehmigungsverfahrens mit Öffentlichkeitsbeteiligung. Das sei dann auch so gemacht worden, auch wenn der Antrag durch die Biotec später zurückgezogen worden sei.

Man könne nicht sagen, dass bei jeder Erhöhung über 10 % eine Genehmigung erforderlich sei. Man könne auch Fälle konstruieren, bei denen eine Erhöhung von 11 bis 12 % kein Problem sei und die „§ 15-Genehmigung“ funktioniere. Es gäbe aber auch Fälle von 5 %, wo schon eine Änderungsgenehmigung erforderlich sei. Es sei ein gewisser Graubereich. Er könne nicht im Nachhinein bewerten, ob im Regierungspräsidium Leipzig im Einzelfall immer richtig entschieden worden sei. Er als Person hätte es anders gehandhabt, wenn er die Verantwortung gehabt hätte. Diese hätte jedoch bei der zuständigen Behörde vor Ort gelegen. Ein Selbsteintrittsrecht des Ministeriums gebe es nicht.

1.3.2 Störfallverordnung

Ob die sogenannte Störfallverordnung (12. Verordnung zur Durchführung des Bundesimmissionsschutzgesetzes) einschlägig sei, lasse sich nicht einfach beantworten. Das gelte gerade für den Abfallbereich, weil die Abfälle nicht nach Chemikalienrecht eingestuft und deklariert werden müssten. Diese Fragen seien erstmalig Anfang 2010 aufgekommen, da habe es wohl eine Falschdeklaration gegeben. Wenn man sehr giftige Stoffe habe, seien die schon bei 5000 kg störfallrelevant. Das heiße, dass ein LKW bereits die „Störfallschwelle“ auslöse, wenn er aus der Anlage rausfahre.

Zur Erläuterung hat der Zeuge Dr. Schieß hinzugefügt: er sei Mitglied der Kommission für Anlagensicherheit. Die Kommission berate die Bundesregierung in Fragen der Störfallverordnung. Dort habe man das Thema mit der Einstufung der Abfälle im Jahr 2009 erstmalig aufgenommen. Das Thema sei nicht einfach zu handhaben. Es gebe jetzt einen Leitfaden. Der sei in der letzten Sitzung am 5./6. Oktober 2012 verabschiedet worden. Das sei fast wie eine Art „Kochrezept“. Die Behörden könnten nachschauen, ob ein Abfall möglicherweise darunterfalle. Allein die Kommission für Anlagensicherheit habe dafür drei Jahre gebraucht. Der Leitfaden sei europaweit einmalig. Das Problem sei vor Ort nicht einfach zu lösen.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß hat sich abschließend wie folgt geäußert:

Die Anlagen in Sachsen würden im zweijährigen Rhythmus umfassend überwacht werden. Es gebe einen Überwachungserlass vom Ministerium, nach dem hätten die Behörden vor Ort eigenständig zu handeln. Dieser Erlass sei ausreichend. Er enthalte auch eine Bestimmung, das anlassbezogen – wenn Beschwerden da seien – auch häufiger überwacht werden könne. Die Anlage der Biotec sei, so glaube er, im Jahr drei bis vier Mal überwacht worden. Die sächsischen Umweltbehörden hätten rasch und konsequent gehandelt. Durch eigene Messungen hätten sie vor Ort ermittelt und daraufhin die erforderlichen Anordnungen unverzüglich erlassen. Die Messungen

seien frühzeitig ergriffen worden, noch bevor die Deutsche Umwelthilfe eigene Untersuchungen durchgeführt habe. So lasse sich im Hinblick auf den Beweisantrag sagen:

„Die Bodenuntersuchungen des Landes haben gezeigt, dass entsprechend der jeweiligen Nutzung keine Gefahr für Mensch und Umwelt eingetreten ist."

1.4 Staubmessungen Zeugin Dr. Andrea Kaltz

Die Zeugin Dr. Andrea Kaltz – so hat sie angegeben – ist Referentin im Referat 52 „Anlagenbezogener Immissionsschutz, Lärm" des Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie. Sie ist von Haus aus Biologin und von Anfang August 2008 im Referat 52 tätig. Zuvor hatte sie eine Tätigkeit in anderen Referaten des Amtes inne. Sie hat ausgeführt: Sie sei erstmals am 01.12.2008 mit dem Thema Biotec in Berührung gekommen. Damals habe sie Dr. Jakob – ebenfalls Referent im Referat 52 – mit zur Besprechung bei der Biotec in Pohritzsch genommen.

Thema der Besprechung seien die Ergebnisse der ersten beiden Messperioden des Staubniederschlagsmessnetzes gewesen, das dort ab dem 08..092008 errichtet worden sei. Die Untersuchung sei durch das Sächsische Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) in Auftrag gegeben worden. Anlass seien Beschwerden über Staub und Lärm von Anwohnern an der Zufahrtsstraße zur Anlage der Biotec gewesen. Die Anwohner hätten dies auf an- und abfahrende LKW, am Straßenrand auf nicht befestigtem Bankett wartende LKW und auf den Anlagenbetrieb zurückgeführt. Das Sächsische Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie (LfULG) hätte die staatliche Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft damit beauftragt, ab September 2008 ein Staubniederschlagsmessnetz im Bereich der Biotec zu betreiben. Federführend sei Dr. Jakob im Referat 52 gewesen. Er sei am 31.12.2008 in Ruhestand gegangen. Sie, die Zeugin, sei seine Nachfolgerin und so für das Sondermessnetz verantwortlich geworden ab Anfang 2009.

Die Anlage der Biotec befinde sich nördlich von Wohnbebauung in einem Gewerbegebiet. Sie werde seit 1999 betrieben, seitdem sei sie zunehmend erweitert worden, und zwar zum einen für die zugelassenen Inputstoffe und zum anderen hinsichtlich der Anlagenkapazität. Als Inputstoffe seien zum Beispiel mineralische Abfallstoffe benutzt worden wie Aschen, Stäube, Filterrückstände, Schlacken sowie Schlämme verschiedener Provenienz wie solche aus der Galvanik, der Autoindustrie, der Metallverarbeitung und der chemischen Industrie. Die Anlagenkapazität sei sukzessive von 40.000 t pro Jahr auf 160.000 t im Jahre 2008 erhöht worden.

Zunächst seien für die Dauer von drei Monaten orientierende Untersuchungen durchgeführt worden, um abzuschätzen, welcher Belästigungsgrad durch Staub gegeben sei, aber auch, ob es Gefährdungen durch Staubinhaltsstoffe für die Umwelt gebe. Außerdem habe der Parameterumfang des Messnetzes festgelegt werden sollen. Nachdem die Ergebnisse der ersten beiden Messperioden vorgelegen hätten, sei die Messung auf die Dauer von zwölf Monaten verlängert worden. Das sei deshalb wichtig, weil alle Grenzwerte nach der Technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft (TA Luft) Jahresmittelwerte seien. Das heiße, man müsse zunächst ein ganzes Jahr messen und bestimme dann den Mittelwert, um diesen dann mit den Grenzwerten der „TA Luft" vergleichen zu können. Ein weiterer Vorteil sei, dass man so auch die Auswirkung der vom Betrieb im Messzeitraum umgesetzten Emissionsminderungsmaßnahmen an den Daten habe absehen können.

Ein Teil der Ursachenforschung habe darin bestanden, dass sie für die gefassten Emissionsquellen eine Ausbreitungsrechnung für den Staubinhaltsstoff Blei durchgeführt hätten. Unter „gefassten Quellen“ würde man solche verstehen, deren Emissionen beispielsweise durch Schornsteine oder Rohrleitungen geführt würden und daher einer Emissionsmessung zugänglich seien. Davon seien die „diffusen Quellen“ zu unterscheiden. Dabei handele es sich um den Teil der Gesamtemission einer Anlage, der nicht über geführte oder gefasste Quellen emittiert werde und damit keiner Emissionsmessung zugänglich sei.

Quellen für diffuse Staubemissionen in Anlagen seien zum Beispiel Emissionen aus Dachreitern, offenen Hallentoren, Fenstern und solche, die beim Lagern, Umschlagen und Transportieren der Stoffe freigesetzt würden, ebenso beim Befüllen und Entleeren von Zerkleinerungseinrichtungen, Mischern, Öfen und ähnlichen Dingen. Die Messungen hätten am 08.09.2008 begonnen. Anhand der immissionsschutzrechtlichen Genehmigung seien die Staubinhaltsstoffe Blei, Chrom und Zink als Parameter festgelegt worden. Das sei nach Rücksprache mit Dr. Kath, dem Geschäftsbereichsleiter 4 – Messbetrieb Luft – der Staatlichen Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft, geschehen.

Die „TA Luft“ bestimme bei Blei einen Grenzwert von 100 Mikrogramm pro Quadratmeter und Tag. In den ersten vier Messbereichen – nämlich von September bis Dezember 2008 – habe es deutliche Überschreitungen an den anlagenbezogenen Messpunkten 1 bis 3 gegeben, teilweise um ein Mehrfaches des Grenzwertes. Ab Januar 2009 sei der Grenzwert deutlich unterschritten worden, so sei es geblieben bis zum Ende der Untersuchungen im September 2009.

Bei Kadmium bestimme die TA Luft einen Grenzwert von zwei Mikrogramm pro Quadratmeter und Tag. Im September sei dieser Grenzwert an allen anlagenbezogenen Messpunkten 1 bis 3 um ein Vielfaches überschritten worden. Eine grundlegende Verbesserung hätten sie ab März 2009 festgestellt. Grenzwertüberschreitungen habe es danach nicht mehr gegeben, abgesehen von einer Ausnahme am Messpunkt 2 im Mai 2009. So sei es geblieben bis zum Ende der Untersuchungen.

Nach Feststellung der erheblichen Überschreitungen sei der Parameterumfang erweitert worden, und zwar auf alle Depositionsstoffe, die in der „TA Luft“ mit Grenzwerten belegt seien. Das seien Kadmium, Thallium, Quecksilber, Arsen und Nickel.

Ab dem 08.12.2008 sei ein Referenzpunkt eingerichtet worden, und zwar etwa in 840 m Luftlinie südwestlich des Betriebes, so dass hier die Hintergrundbelastung der Region unbeeinflusst von Verkehrsemissionen und Emissionen der Anlage hätte gemessen werden können. Für Staub habe sich die erfreuliche Erkenntnis ergeben, dass an allen Messpunkten der Jahresmittelwert nur zu 11 bis 24 % ausgeschöpft und damit sicher eingehalten worden sei. Anders habe es ausgesehen bei dem Staubinhaltsstoff Blei. Der Wert sei an den anlagenbezogenen Messpunkten 1 und 2 und am Verkehrsmesspunkt 4 deutlich überschritten worden, am Messpunkt 1 sogar um das 4,6-fache. Ursache dafür seien Emissionsüberschreitungen im Zeitraum von September bis Dezember 2008.

Ein anderes Bild zeige sich, wenn man die Monatsmittelwerte betrachtet. Von Januar bis September 2009 sei hier eine deutliche Unterschreitung des Emissionswertes an den Messpunkten 1 bis 3 festzustellen.

Auch bei Kadmium sei der Emissionswert an allen Messpunkten außer dem Hintergrundmesspunkt überschritten worden, und zwar besonders deutlich am Messpunkt

1 mit der achtfachen Überschreitung des Jahresmittelwertes. Wenn man die Monatsmittelwerte anschaue, stelle man fest, dass von März bis September 2009 stets eine deutliche Unterschreitung des Emissionswertes an den Messpunkten 1 bis 3 aufgetreten sei mit einer einzigen Ausnahme, nämlich am Messpunkt 2 im Mai 2009.

Für alle anderen gemessenen Schwermetalle, also Nickel, Arsen, Thallium und Quecksilber, seien die Jahresmittelwerte an allen Messpunkten unterschritten gewesen. Einen Sonderfall bildet der Messpunkt 4, der den Einfluss des LKW-Verkehrs von und zur Anlage verdeutliche. Hier hätten sie Emissionsüberschreitungen für Blei, Cadmium und Nickel zu verzeichnen gehabt. Sie seien davon ausgegangen, dass dies auf eine mangelhafte Abdeckung der LKW-Ladeflächen zurückzuführen gewesen sei und auf ungenügend gereinigte Reifen sowie darauf, dass es zur Aufwirbelung von Straßenbanketten gekommen sei.

Im Zuge der Ursachenforschung hätten sie für den Staubinhaltsstoff Blei eine Ausbreitungsrechnung für die gefassten Quellen durchgeführt. Sowohl auf dem Betriebsgelände als auch an der Betriebsgrenze und im nahen Wohngebiet sei der Emissionswert für Blei stark unterschritten worden, so dass die Schlussfolgerung hätte gezogen werden können: Die hohen Messwerte im Umfeld der Anlage würden nicht auf gefassten, sondern auf diffusen Quellen beruhen. Das sei wichtig gewesen für das Landratsamt Nordsachsen, um Emissionsminderungsmaßnahmen zu erlassen und zu wissen, in welchem Bereich weitere Untersuchungen stattfinden müssten.

Unterstrichen worden seien ihre Ergebnisse auch durch Bodenuntersuchungen, die Herr Dr. Müller vom Referat 42 „Boden, Altlasten“ des Landesamts für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie durchgeführt habe. Es seien orientierende Untersuchungen gewesen zur Abschätzung eines bodenschutzrechtlichen Gefahrenverdachts auf Flächen mit sensibler Nutzung durch

a) Eintrag schwermetallhaltiger Stäube und

b) Eintrag von Dioxinen und Furanen sowie dioxinähnlichen polychlorierten Biphenylen.

Die Probenentnahme sei am 25.02.2009 erfolgt. Es seien die Gesamtgehalte von Arsen, Cadmium, Kobalt, Chrom, Kupfer, Quecksilber, Nickel, Blei, Thallium und Zink untersucht worden, um zu bewerten, ob eine direkte Einwirkung auf den Menschen gegeben sei, zum Beispiel durch Einatmen von Staub oder dadurch, dass Kinder auf Spielplätzen Förmchen in den Mund nehmen würden. Darüber hinaus sei eine Bewertung für den Übergang in Pflanzen vorgenommen worden, zwar durch Aufnahme mobiler pflanzenverfügbarer Gehalte von Arsen, Cadmium, Chrom, Kupfer, Nickel, Blei, Thallium und Zink über die Pflanzenwurzel in die Pflanze. Zusätzlich seien an zwei Punkten, die unterschiedlich weit von der Anlage entfernt gewesen seien – nämlich 300 m östlich bzw. 100 m nördlich der Anlage – aus den Oberbodenproben zusätzlich zu den Schwermetallanalysen auch Dioxine, Furane und dioxinähnliche polychlorierte Biphenylen bestimmt worden. Die Bodenproben seien im Oberboden von 0 bis 2 cm Tiefe und im Unterboden – je nach Nutzung – von 0 bis 10 cm oder 0 bis 30 cm Tiefe entnommen worden.

Ergebnis sei gewesen, dass die Schadstoffkonzentration im Boden sowohl mit zunehmender Entfernung zur Anlage als auch mit zunehmender Bodentiefe abgenommen habe, insbesondere bei Blei und Cadmium. Das sei ein ganz wichtiger Hinweis dafür gewesen, dass die Anlage tatsächlich die Quelle der Emissionen gewesen sei. Für die Wirkungspfade Boden-Mensch und Boden-Pflanze habe Entwarnung gege-

ben werden können. Es habe keine Überschreitungen der Prüf- und Maßnahmewerte der Bundesbodenschutzverordnung gegeben und auch keinen Hinweis auf eine Gefährdung durch schädliche Veränderungen im Oberboden. Auch die Dioxinkonzentrationen in den obersten Bodenschichten hätten im Bereich der bundesweiten Hintergrundbelastung gelegen, so dass auch hier kein Gefährdungspotenzial abzuleiten gewesen sei.

Daraus könne man schlussfolgern, dass sowohl Ausbreitungsrechnung als auch Bodenuntersuchungen bestätigt hätten, das diffuse Emissionen vom Betriebsgelände maßgeblich Schwermetalleinträge in die Umwelt an den anlagenbezogenen Messpunkten 1 bis 3 verursacht hätten. Außerdem hätten sie konstatieren können, dass der Verlauf der Schadstoffgehalte im Staubniederschlag an den anlagenbeeinflussten Messungen über den Messzeitraum die Wirksamkeit der vom Landratsamt Nordsachsen angeordneten emissionsmindernden Maßnahmen zeige und damit auch die Beseitigung der Gründe für die Anwohnerbeschwerden.

Resümierend hat die Zeugin Dr. Andrea Kaltz bekundet, es spreche alles dafür, dass die fast schlagartige Verbesserung der Situation Anfang 2009 eine Folge der vom Landratsamt Nordsachsen angeordneten Emissionsminderungsmaßnahmen gewesen sei, wie zum Beispiel das regelmäßige feuchte Reinigen der Betriebsflächen. Von erheblicher Bedeutung dürfte auch der Umstand gewesen sein, dass die Biotec keine Schlacken und Aschen von Muldenhütten mehr angenommen habe. Ab dem ersten Quartal 2009 habe es – abgesehen von einer Ausnahme im Mai – keine Grenzwertüberschreitungen mehr gegeben.

Ergänzend hat sich die Zeugin wie folgt geäußert:

In der ersten Messeperiode hätten sie bei Blei am Messpunkt 1 eine 23-fache Überschreitung gehabt, in der zweiten sei es 19-fach, in der dritten 9-fach gewesen. Nach der vierten Messperiode hätten sie noch 112 µg pro Quadratmeter am Tag festgestellt, wobei der Grenzwert bei 100 liege. Es habe sich dann ab Januar 2009 mit den Werten 31, 37, 20, 12, 20, 11, 7 und 31 fortgesetzt.

Angesprochen auf die erhöhten Werte und auf die Frage, an welchem Inputstoff das denn liegen könne, habe der Geschäftsführer der Biotec in der Besprechung am 1. Dezember 2008 erklärt, er habe Schlacken aus Muldenhütten angenommen. Die seien aber so heiß gewesen, dass er sie vorher auf einer Freifläche habe abkühlen lassen und sie dann erst in das Lager habe transportieren können. Von dieser Äußerung habe er hinterher nichts mehr wissen wollen. Stattdessen habe er ihnen phasenanalytische Untersuchungen vorgelegt, die im Nachweis so gering seien, dass man damit Nichts habe nachweisen können. Er habe immer wieder versucht zu sagen: „Ja, hier ist der Nachweis: wir sind sauber.“ Zu der Aussage, dass es die heißen Schlacken von Muldenhütten gewesen seien, habe er sich nur am 1. Dezember hinreißen lassen.

Die vorgelegten phasenanalytischen Untersuchungen hätten sie gleich zu den Akten genommen. Von Herrn Dr. Kath habe sie gehört, dass die Empfindlichkeit der beim nasschemischen Verfahren zur Anwendung kommenden Atomabsorptionsspektroskopie ca. um den Faktor 1000 höher sei. Bei der phasenanalytischen Untersuchung sei eigentlich herausgekommen, dass der Staub gar keine Schwermetalle enthalte, obwohl auch das von der Biotec in Auftrag gegebene Parallelmessnetz Schwermetalle gemessen habe.

Das von der Biotec in Auftrag gegebene Parallelmessnetz sei vom 15.12.2008 bis 19.12.2009 betrieben worden. Die anlagenbeeinflussten Messpunkte 1 bis 3 seien mit denen von der Staatlichen Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft installierten identisch gewesen. Lediglich der Referenzpunkt sei anders gelegt worden, nämlich nördlich der Anlage. Die erste Periode des Parallelmessnetzes habe vom 15.11.2008 bis 13.01.2009 gedauert und habe eklatant niedrigere Schwermetalldepositionen an den Messpunkten 1 bis 3 im Vergleich zum BFUL-Messnetz aufgewiesen. Die Nachforschung beim Betreiber des Parallelmessnetzes hätten dann allerdings ergeben, dass die Übergabe der Daten in der falschen Messeinheit erfolgt sei. Das heiße, die Daten hätten mit dem Faktor 1000 multipliziert werden müssen. Trotzdem seien jetzt Zweifel gesät gewesen über die Analysequalität der Messlabore. Um diese auszuräumen, hätten sie die beiden Analyselabore mit Vergleichsuntersuchungen auf Grundlage von drei Staubstandardproben beauftragt. Ergebnis sei gewesen, dass sich keine größeren Differenzen bei der Bestimmung nativer Proben ergeben hätten. Die Ergebnisse des BFUL-Messnetzes seien daher immer ohne Zweifel gewesen. Sie hätten als Dienstleister das Festnetz betrieben. Dabei seien sogenannte Bergerhoff-Sammler benutzt worden.

Zuständig für die Errichtung des Netzes sei ihr Vorgänger Herr Dr. Jakob gewesen, der Ende 2008 in den Ruhestand gegangen sei. Er sei ein ausgewiesener Fachmann auf seinem Gebiet gewesen, was schon die Tatsache aussage, dass er bis zur Pensionierung als Obmann der Bund-Länder-Arbeitsgruppe „Ausbreitungsrechnung“ fungiert habe. Als sie seine Aufgabe übernommen habe, habe es bereits ein fest installiertes Messnetz gegeben. Für die Frage der Konzeptionierung des Netzes sei Herr Dr. Jakob zuständig gewesen. In den Akten, die ihr vorliegen würden, gäbe es dazu keine Ausführungen. Bei der Auswertung habe sie keine Kenntnis von irgendwelchen anderen etwa vorangegangenen Untersuchungen gehabt, ihr seien solche nicht mitgeteilt worden, sie habe sich auch nicht darum bemüht.

Den Referenzpunkt in der Entfernung von 840 m von der Anlage habe Herr Dr. Jakob festgelegt. Bei der Durchführung von Messungen gebe es einen fachlichen Standard, der einzuhalten sei. An den gefassten Quellen hätten sie keine Messungen durchgeführt.

Zur Phase der erstmaligen Zulassung sowie zu späteren Anzeigen, Änderungsgenehmigungen und Überwachungen durch die zuständige Behörde könne sie nichts sagen. Sie sei der Meinung, dass die Messungen so, wie sie von ihnen durchgeführt worden seien, fachlich korrekt gewesen seien. Aussagen zu medizinischen Auswirkungen von Schwermetallaufnahmen würden nicht zu ihrem Aufgabengebiet im Referat gehören. Wer wissen wolle, welche gesundheitlichen Auswirkungen die Schwermetallaufnahme habe, müsse einen Mediziner fragen.

2 Überwachungen / Kontrollen

2.1 Strukturen, Zeuge Wolfgang Rösner

Zu diesem Fragenkomplex hat auch der Zeuge Wolfgang Rösner eine Aussage gemacht:

Er sei bis zum Sommer 2008 für die fachlichen Belange des Immissionsschutzes bei der Immobilisierungsanlage der Firma Biotec zuständig gewesen. Seit 1992 sei er als Referent in der Abteilung Immissionsschutz im Staatlichen Umweltfachamt, StUFA, in Leipzig, ab 2005 im Umweltfachbereich des Regierungspräsidiums Leipzig tätig ge-

wesen. Dem Facharbeitskreis Abfallbehandlungsanlagen gehöre er seit etwa 1996 an. Das StUFA sei Fachbehörde für die Genehmigungs- und Vollzugsbehörden, unter anderem die Regierungspräsidien und Landkreise. Die Abteilung Immissionsschutz sei zuständig für Fachstellungnahmen und Überwachungen bei immissionsschutzrechtlich genehmigungsbedürftigen und emissionsrelevanten nicht genehmigungsbedürftigen Anlagen.

Die Aufgaben seien von vier Fachreferaten bearbeitet worden, wobei sich ein Referat ausschließlich mit Lärmfragen befasst habe. Nach einer Organisationsverfügung habe die Abteilung Immissionsschutz die Federführung für fachübergreifende Stellungnahmen in immissionsschutz- und baurechtlichen Verfahren. Die Gesamtstellungnahme sei von der Abteilung Immissionsschutz koordiniert und zusammengefasst und dann an die jeweilige Genehmigungsbehörde zur abschließenden Entscheidung weitergeleitet worden.

Durch den Immissionsschutz sei zu prüfen, inwieweit eine Anlage speziellen Anforderungen nach der „TA Luft“, der „TA Lärm“ oder der „Geruchsemissionsrichtlinie“ – auf den Standort bezogen – entspreche. Dazu würden in § 5 Abs. 1 Bundesimmissionsschutzgesetz Pflichten zur Errichtung und zum Betrieb genehmigungsbedürftiger Anlagen genannt. Das sei einmal der Schutz vor schädlichen Umwelteinwirkungen, also Emissionen von Lärm, Geruch, Staub und Schadstoffen und sowie die Vorsorge gegen schädliche Umwelteinwirkungen.

Weiter würde in diesem Paragraphen die Pflicht zur Abfallvermeidung und -verwertung stehen. Das sei speziell bei den Abfallbehandlungsanlagen anders geregelt, für die ja die Herstellung der Abfälle Hauptzweck sei. Dort gelte der § 5 Abs. 1 Nr. 3 nicht. Aus immissionsschutzrechtlicher Sicht erfolge keine Bewertung eines in der Anlage hergestellten Produktes, das heiße bei dieser Anlage zum Beispiel der Qualität des Immobilisats.

Nach dem Überwachungskonzept seien Überwachungen bei den genehmigungsbedürftigen Anlagen alle zwei Jahre, bei relevanten nicht genehmigungsbedürftigen Anlagen alle fünf Jahre durchzuführen. Außerdem gebe es Überwachungen aus besonderen Anlässen, zum Beispiel bei Beschwerden. Nach dem Konzept würden die Kontrollen fachübergreifend erfolgen, so dass die zuständigen Mitarbeiter hinzugezogen würden. Das Prüfziel bestehe darin festzustellen, ob die Anlage entsprechend der Genehmigung und weiterer bestehender verwaltungstechnischer Regelungen sowie entsprechend den Anforderungen aus den gesetzlichen Vorschriften betrieben werde. Die Federführung habe die Abteilung Immissionsschutz, später das entsprechende Referat im Umweltfachbereich. Eine gegebenenfalls erforderliche Nachkontrolle werde in der Regel durch den jeweils zuständigen Fachbereich durchgeführt.

Bei der Biotec sei auch die Einhaltung von Nebenbestimmungen hinsichtlich der Lagermengen und der Lagerorte kontrolliert worden, beispielsweise, ob Abfall in der Halle gelagert worden sei. Ferner seien die Reinigung der Fahrwege, die Funktion der Abgasreinigungsanlage, die Durchführung der geforderten Emissionsmessungen und die Einhaltung der festgelegten Grenzwerte Gegenstand der Kontrolle gewesen. Soweit Beanstandungen vorgelegen hätten, sei die Biotec aufgefordert worden, diese abzustellen. Das sei auch im Regelfall erfolgt.

Im Zusammenhang mit Geruchsbeschwerden sei die Firma auf die Durchführung von Emissionsminderungsmaßnahmen wie Geschlossenhalten der Tore hingewiesen worden, ebenfalls auf eine zusätzliche Besprühung der Oberfläche sowie auf die Möglichkeit der Abdeckung und eine mobile Absaug- und Abscheideanlage. Im

Rahmen der Überwachung hätten sich bis zum Jahre 2008 keine wesentlichen Beanstandungen ergeben. Eine Überschreitung der Lärmemissionswerte sei nicht festgestellt worden.

Aufgrund von Hinweisen der Deutschen Umwelthilfe im Jahr 2008 sei Staubbelastungen nachgegangen worden. Die Anlage der Biotec sei in diesem Zeitraum mehrfach kontrolliert worden. Der festgelegte Grenzwert für Staub sei gemäß vorliegender Messergebnisse sicher eingehalten worden. An den Silofiltern seien keine Auffälligkeiten festgestellt worden. Durch den Betreiber seien Hinweise an die Fahrer der Anlieferfahrzeuge zum Verhalten in und außerhalb der Anlage vorgegeben worden. Vom benachbarten Obstbetrieb habe es keine Hinweise auf Unregelmäßigkeiten gegeben.

Im Umfeld der Anlage seien Staubemissionsmessungen durch das LfULG veranlasst worden. Mit der Auswertung der Ergebnisse sei er nicht mehr befasst gewesen. Er sei zum 01.08.2008 zum Landratsamt Landkreis Leipzig gewechselt und habe dann damit dienstlich nichts mehr zu tun gehabt.

Änderungen beim Betrieb einer Anlage würden dann keiner Genehmigung nach § 16 Bundesimmissionsschutzgesetz bedürfen, wenn sie keine nachteiligen Auswirkungen hervorrufen könnten bzw. die nachteiligen Auswirkungen offensichtlich gering seien. Diese müssten dann gemäß § 15 Bundesimmissionsschutz lediglich angezeigt werden. Genehmigungen nach § 16 Bundesimmissionsschutzgesetz würden eine bestimmte Frist enthalten, innerhalb derer die Genehmigung realisiert werden müsse. Sonst verfalle der Genehmigungsbescheid. Das sei bei Anzeigen gemäß § 15 Bundesimmissionsschutzgesetz anders. Diese müssten nicht realisiert werden. Das sei dann auch eine Schwierigkeit bei der Überwachung.

Nach seiner Erinnerung hätten Änderungen bei der Biotec zu einem großen Teil Erweiterungen des Inputkataloges betroffen, auch technologische Änderungen sowie Kapazitätserhöhungen seien angezeigt worden. Bei den Anzeigen werde geprüft, ob die dafür vorhandenen Ausrüstungen durch eine verbesserte Auslastung der Anlage, vor allem für staubförmige Abfälle, für mehr Abfälle im Bereich der Silos sowie die Ausnutzung der genehmigten Betriebszeit ausreichen würden. Es werde auch eine Lärmbewertung durch das zuständige Referat vorgenommen. Die von der Biotec angezeigten Änderungen seien nach den vorgelegten Unterlagen aus fachlicher Sicht als nicht wesentlich eingeschätzt worden. Die Bewertung der offensichtlichen Geringfügigkeit habe sich daraus ergeben, dass die Erhöhung des Durchsatzes nicht mit zusätzlichen technischen Aggregaten verbunden gewesen sei, sich keine Änderungen in der Abluftbehandlung ergeben hätten und keine Erhöhung der Lagermengen. Bei den angezeigten Erweiterungen des Inputkataloges sei geprüft worden, ob damit eine Durchsatzerhöhung verbunden sei und die festgelegten Maßnahmen zur Emissionsbegrenzung auch für die angezeigten Abfälle greifen würden. Die abfallrechtliche Prüfung habe das Sanierungsziel, die vorgesehene Entsorgung, betroffen.

Insgesamt sei aus immissionsschutzfachlicher Sicht festzustellen, dass von der Anlage der S.D.R. Biotec bei bestimmungsgemäßen Betrieb keine Umweltbeeinträchtigungen hätten ausgehen können. Im Rahmen der Überwachung seien diesbezüglich bis 2008 keine wesentlichen Abweichungen festgestellt worden.

Ergänzend hat der Zeuge Wolfgang Rösner ausgeführt, im Genehmigungsverfahren nach § 6 Bundesimmissionsschutzgesetz würden die Schutzpflichten des Betreibers angesprochen werden, welche die Emissionen hinsichtlich Geruch, Staub und Lärm betreffen würden. In dem Antrag sei eine Lärmprognose enthalten, wobei man auch

von der Wohnbebauung sagen müsse, diese liege hier relativ günstig. Die Entfernung habe nach seiner Erinnerung 300 bis 400 m betragen. Auch die Hauptwindrichtung sei günstig gewesen. Ferner müssten die Vorsorgewerte, das heiße die Werte nach der „TA Luft für Stäube und Schadstoffe“ –- in dem Fall seien das die gesamten Kohlenstoffe und Benzol gewesen – eingehalten werden. Es sei eine Abgasreinigungsanlage eingebaut worden.

Beim immissionsschutzrechtlichen Verfahren würden die Auswirkungen auf den Standort bewertet und keine Bewertung des Produktes. Auch wenn das Beispiel vielleicht weit hergeholt sei: in der Autoindustrie, wenn BMW die Genehmigung beantrage, werde auch nicht im immissionsschutzrechtlichen Verfahren bewertet, wie lange das Fahrzeug halte und wie die Qualität sei.

Die Annahme von Abfall sei nur statthaft, wenn in einem Vortest die Eignung des Verfahrens für das speziell zu erzielende Ergebnis nachgewiesen werde. Vor Behandlungsbeginn müssten Entsorgungsweg und Sanierungsziel feststehen. Das sei eine abfallrechtliche Nebenbestimmung in der Genehmigung und eine abfallrechtliche Bewertung. Es seien Einwendungen von dem benachbarten Obstbetrieb vorhanden gewesen, insofern habe auch eine Öffentlichkeitsbeteiligung stattgefunden.

Eine Vielzahl von Änderungsanzeigen habe die Erweiterung des Abfallkataloges betroffen. In dem Zeitraum, in dem die Genehmigung erteilt worden sei – im März 1999 – sei der Abfallkatalog umgeschlüsselt worden, und zwar vom LAGA auf den europäischen Abfallkatalog. In einzelnen Bundesländern habe es nach seiner Erinnerung noch unterschiedliche Einstufungen gegeben, so dass dann dort mit diesen Anzeigen auch Abfälle hätten mit reingenommen werden sollen, die durch die Umschlüsselung rausgefallen wären oder die aus einem anderen Industriezweig gekommen seien. Der LAGA-Katalog sei anders aufgebaut als der EAK-Katalog. Es gäbe im EAK-Katalog eine Herkunftsbezeichnung, das heiße, die gleichen Abfälle hätten unter verschiedenen Abfallschlüsselnummern aufgeführt sein können. 2002 habe es noch einmal eine Umschlüsselung auf den heute geltenden AVV-Katalog gegeben.

Am 12.08.2005 sei eine wesentliche Änderung bei der Biotec genehmigt worden. Es hätten zukünftig auch Ersatzbrennstoffe hergestellt werden sollen. Das habe mit der Abfallablagerungsverordnung zusammengehangen, die ab 2005 gegolten habe. Manche Entsorgung sei danach nicht mehr möglich gewesen, und die Herstellung von Ersatzbrennstoffen habe einen neuen Entsorgungsweg dargestellt

Auch Abfälle mit beispielsweise hohen Bleikonzentrationen könnten mit einer geringeren Konzentrationen – maximal 20 % oder so – als Additiv bei den Rezepturen für die Immobilisierung herangezogen werden.

In der Übergangszeit vom Staatlichen Umweltfachamt zum Regierungspräsidium im Jahre 2005 hätte eine Fülle von Aufgaben dazu geführt, dass auch schon einmal etwas liegen geblieben sei. Durch die vielen Anzeigen der Biotec nach § 15 Bundesimmissionsschutzgesetz sei ein sehr großer Teil der zur Verfügung stehenden Kapazität verbraucht worden.

Bei Regelüberwachungen sei er mit vor Ort gewesen, ebenfalls dann, wenn Beschwerden vorgelegen hätten. Die Beschwerden hätten sich über die Jahre eigentlich in Grenzen gehalten. Er erinnere sich an eine Geruchsbeschwerde in den Jahren 2000/2001. Dort sei er auch vor Ort gewesen. Er habe den Beschwerdeführern die Geruchserfassungsbögen gegeben, damit sie Zeiten notieren könnten, so dass seine Behörde dann gegebenenfalls auch mit dem Betreiber hätte feststellen können, was

es sei. Der Betreiber habe sich bei den Gerüchen immer sehr interessiert gezeigt und auch eigene Messungen vorgenommen, auch bei den Bewohnern an bestimmten Stellen. Es seien auch zusätzliche Maßnahmen ergriffen worden wie zum Beispiel eine Abdeckung und auch eine Absaugung. 2008 habe es auch Beschwerden über Lärm gegeben. Es habe sich dabei hauptsächlich um Anlagenlärm gehandelt, der durch Kompressoren oder Silofahrzeuge entstehe. Die Lärmmessungen hätten ergeben, dass die Werte unterschritten gewesen seien. Nichtsdestotrotz habe die Biotec einen zentralen Kompressor aufgestellt, der hätte eingehaust werden können. Dadurch sei noch einmal eine Lärmminderung zustande gekommen. Das Lager sei ja nur zum Teil eingehaust. Im Rahmen einer Anzeige seien auch noch die Seiten bis unten eingehaust worden. Man habe perforierte Rohre zur Absaugung und einen Abscheider eingebaut. Staub habe nicht die entscheidende Rolle gespielt, weil das Material, das aus der Immobilisierung gekommen sei, noch eine Feuchtigkeit gehabt habe.

Von einer Ablagerung von heißer Schlacke habe er etwas mitbekommen, das sei aber nicht mehr in der Zeit gewesen, in der er zuständig gewesen sei.

2.2 Strukturen / Überwachungen / Kontrollen, Zeugin Dr. Eva Palmer

2.2.1 Strukturen

Zu diesem Fragenkomplex ist auch die Zeugin Dr. Eva Palmer vernommen worden. Sie hat anfangs klargestellt, dass sie die Funktion als Abteilungsleiter Emissionsschutz bei der Landesdirektion Leipzig – diese Funktion habe es in den Staatlichen Umweltfachämtern bis zur Eingliederung der Ämter in die Regierungspräsidien am 01.01.2005 gegeben – nie ausgeübt habe. Sie sei von 1999 bis zum 31.12.2004 Direktor des Staatlichen Umweltfachamtes in Leipzig gewesen, einer Sonderbehörde, die für die unteren und mittleren Umweltvollzugsbehörden des Freistaates über alle Fachbereiche des Umweltschutzes einschließlich Geologie gebündelte fachtechnische Stellungnahmen erarbeitet sowie umfassend Fachdaten akquiriert habe, um sie für sich selbst zu nutzen und den Behörden des Freistaats zur Verfügung zu stellen.

Zeitweilig habe die Behörde bis zu 190 Mitarbeiter gehabt und jährlich 26.000 Posteingänge bearbeitet. Dabei seien bis zu 10.000 fachübergreifende Stellungnahmen produziert und zwischen 3000 und 6000 Überwachungen durchgeführt worden, ein Drittel allein im Bereich Immissionsschutz. Im Amtsbezirk habe es 1500 genehmigungsbedürftige Anlagen nach dem Bundesimmissionsschutzgesetz, 4000 nicht genehmigungsbedürftige Anlagen nach dem Bundesimmissionsschutzgesetz, 200 Deponien, 500 Altlastfälle und 2500 Abfallerzeuger gegeben. Mit der Verwaltungsreform 2005 seien die staatlichen Umweltfachämter als Unterabteilungen Umweltfachbereich in die Abteilungen Umweltschutz der Regierungspräsidien eingegliedert worden. Somit habe die Abteilung Umweltschutz eines Regierungspräsidiums aus den beiden Unterabteilungen Vollzug und Fachbereich bestanden. In Leipzig habe von Anbeginn der Abteilungsleiter die Leitung der Unterabteilung Vollzug in Personalunion übernommen. Sie sei als Unterabteilungsleiter Umweltfachbereich in Leipzig eingewiesen worden. Ende 2007 sei sie gebeten worden, bis zur Neubesetzung der Abteilungsleiterstelle die Abteilung kommissarisch zu leiten. Zur Leitung beider Unterabteilungen habe eine Vielzahl von Sonderaufgaben gehört.

Im August 2008 seien mit der Verwaltungs- und Funktionalreform die Aufgaben der Umweltverwaltung neu organisiert worden. Die organisatorische Trennung von Voll-

zug und Sachbearbeitung sei weitestgehend aufgehoben worden. Die unteren Umweltbehörden hätten eine Vielzahl von Zuständigkeiten neu zugewiesen bekommen, verbunden mit dem Übergang des entsprechenden Vollzugs- und Fachpersonals.

Im Dezember 2008 sei sie als Abteilungsleiter Umweltschutz in der Landesdirektion Leipzig bestellt worden. Sie habe grundsätzlich keine fachgesetzlichen Einzelfälle bearbeitet, auch nicht auf dem Gebiet des Bundesimmissionsschutzgesetzes. Beantragte Genehmigungen seien von den zuständigen Abteilungsleitern und Referatsleitern, hier insbesondere Immissionsschutz, Abfall- und Bodenschutz, bzw. von deren Mitarbeitern bearbeitet worden. Die Verfahrensführung habe im Vollzugsreferat Immissionsschutz gelegen. Anfang 2010 sei sie aus dem Arbeitsleben ausgeschieden.

Nach ihrer Erinnerung sei sie Ende 2007/Anfang 2008 mit der Anlage der Biotec in Berührung gekommen. Vorgänge mit einem beträchtlichen Beschwerdeaufkommen seien regelmäßig auf Abteilungsleiterebene gelandet, wenn nicht gar höher. Zu diesen Anlagen habe die Biotec-Anlage zweifelsfrei dazugehört. Es habe Beschwerden einer Bürgerinitiative gegeben und auch der Umwelthilfe. Anwohner hätten sich insbesondere über den von der Anlage verursachten Verkehrslärm beschwert. Die Bürgerinitiative habe sich mit der Art und Weise der Genehmigungsführung auseinandergesetzt. Die Umwelthilfe habe zu wissen geglaubt, dass von der Anlage ausgehende Emissionen in der Umgebung zu Schäden an Mensch und Umwelt geführt hätten. Dazu seien öffentlichkeitswirksam Ergebnisse von Bodenproben vorgelegt und Ausführungen zu den Ernten einer in unmittelbarer Nähe produzierenden Obstplantagen gemacht worden.

Die Belange des Genehmigungsverfahrens seien federführend im Vollzugsreferat Immissionsschutz bearbeitet worden. In den Fachbereichen Immissionsschutz und Abfall/Bodenschutz seien Emissionsmessungen und Bodenproben initiiert und vom Landesamt begleitet bzw. von dort auch selbst durchgeführt worden. Das Landesamt habe sozusagen „unabhängig“ die Genehmigungsgrundlagen nach der „TA Luft“ für die Anlage nachgeprüft und diese letztendlich bestätigt.

Am 01.08.2008 habe die Zuständigkeit für die Anlage der Biotec zum Landratsamt gewechselt. Die Abteilung Umweltschutz der Landesdirektion habe die Sachverhalte weiter fachaufsichtlich begleitet und im Bedarfsfall Amtshilfe geleistet. Speziell erinnere sie sich an die Bewertung von schädlichen Bodenverunreinigungen. Ein anhängiges Änderungsgenehmigungsverfahren sei aufgrund der eingetretenen Situation im Einvernehmen mit dem Antragsteller, also Biotec, bis zur Abklärung des strittigen Sachverhalts ruhend gestellt worden.

In einem von der Biotec in Auftrag gegebenen Gutachten zur Bewertung der diffusen Emissionsquellen seien Maßnahmen aufgeführt gewesen, die von der Biotec umzusetzen gewesen seien. Bei festgestellten Verstößen bezüglich des bestimmungsgemäßen Betriebes sei mit verwaltungsrechtlichen Instrumentarien gegen die Biotec vorgegangen worden. 2010 hätten erstmals Informationen von Deponiebetreibern das Regierungspräsidium erreicht, dass es Zurückweisungen von Anlieferungen der Firma Biotec gegeben habe.

Zum Zeitpunkt ihres Ausscheidens aus dem aktiven Dienst seien die Staubdepositionsmessungen soweit abgeprüft gewesen, dass vorgesehen gewesen sei, die Anlage vom Betreiber vorsorglich weiterführen zu lassen. Die Bodenproben seien ausgewertet gewesen. Letztendlich hätten noch Gespräche unter den Fachleuten hinsichtlich der Bewertung der Ergebnisse im Bereich der Straßenbankette stattgefunden. Die vom Landratsamt vorsorglich ausgesprochenen Empfehlungen zum Verzehr von

Gartenerzeugnissen seien aufgehoben worden. Der Obstbau habe im eigenen Interesse sein Obst auf Schadstoffgehalt untersuchen lassen und dessen Schadstofffreiheit dokumentieren können. Die Überprüfungen des Immobilisats hinsichtlich der Verwertbarkeit seien beim Landratsamt noch voll im Gange gewesen.

Fazit:

„Im Rahmen meiner Tätigkeit hatte ich bis zu meinem Ausscheiden aus dem Dienst zu keinem Zeitpunkt Erkenntnisse zu der in Rede stehenden Anlage, die geeignet gewesen wären, Gefahren für Gesundheit von Mensch und Umwelt hervorzurufen."

Ergänzend hat sich die Zeugin Dr. Eva Palmer wie folgt geäußert: Es habe im Staatlichen Umweltfachamt für jeden Verfahrenstyp einen federführenden Bereich gegeben. Hier würden sie von einem Immissionsschutzverfahren reden. Damit habe die Federführung für die Gesamtstellungnahme bei der Abteilung Immissionsschutz gelegen. Diese habe aus den anderen Abteilungen die Teilstellungnahmen eingeholt und eine Gesamtstellungnahme für die Genehmigungsbehörde formuliert. Wenn es einmal Widersprüche einzelner Teilgenehmigungen gegeben habe, habe es in der Verantwortung der Abteilung Immissionsschutz gelegen, diese auszuräumen.

In der Immissionsschutzabteilung habe es ein Referat Abfall gegeben, das speziell für Abfallentsorgungsanlagen zuständig gewesen sei, und dann noch einmal ein Sachgebiet, dass wieder spezialisiert gewesen sei im Rahmen der Abfallentsorgungsanlagen. Die Mitarbeiter seien bezüglich der Abfallproblematik kompetent gewesen und hätten abschätzen können, ob die Gesamtstellungnahme plausibel sei oder nicht. Sie hätten als Ansprechpartner den Bearbeiter in der Abteilung, den Sachgebietsleiter und dann notfalls auch den Referatsleiter oder den Abteilungsleiter gehabt. Es habe genügend Ebenen gegeben, wo sie sich hätten rückversichern können.

2.2.2 Funktional- und Verwaltungsreform im Jahr 2008

Sie hätten zu einem relativ frühen Zeitpunkt begonnen, die Landratsämter auf ihre „neuen" Aufgaben vorzubereiten. Es seien Schulungen gemacht worden und fachgebietsweise auch Beratungen. Es seien die Schwerpunkte dargestellt worden und auch die Arbeitsstände. Zum Stichtag seien die Akten vollständig übergeben worden.

In der Einarbeitungsphase der Landratsämter sei es vermehrt zu Amtshilfeersuchen gekommen, so auch bei der Biotec bei der Bewertung von Bodenverunreinigungen. Es habe Anlaufschwierigkeiten gegeben. Der Personalübergang sei ja nach Einwohnerzahl organisiert worden und nicht nach dem Prinzip „Anlagen-Bezug". Es habe lange Diskussionen gegeben. Wo die meisten Anlagen gewesen seien, hätten auch die meisten Leute hinkommen sollen. Das habe sich aber nicht realisieren lassen. Mit Sicherheit habe sie auch gegenüber dem Landrat thematisiert, dass die Mitarbeiter, die mit Biotec zu tun gehabt hätten, personelle Unterstützung benötigen würden. Es seien ja Massen von Unterlagen gewesen. Frau Eckstein, die neue Bearbeiterin im Landratsamt, sei völlig überlastet gewesen.

Zu ihrer Zeit habe die Störfallverordnung im Zusammenhang mit Biotec keine Rolle gespielt. Sie wisse aus dem Internet, dass dann offensichtlich Überprüfungen stattgefunden hätten, inwieweit die Störfallverordnung auf Biotec zutreffe. Das gehe ja meist nach Mengen, wenn sie das richtig in Erinnerung habe. Bei der Anzahl von 1500 genehmigungsbedürftigen und 4000 nicht genehmigungsbedürftigen Anlagen scheint

das bei der Prüfung durch die Lappen gegangen zu sein. Das sei aber nur eine Mutmaßung von ihr. Sie könne keinen Grund nennen, warum das zu dem Zeitpunkt für Biotec nicht gegriffen habe.

Die Zeit vor diesen strukturellen Veränderungen, egal ob es die Eingliederung der StUFÄ gewesen sei oder die Abgabe der Zuständigkeiten an die Landratsämter, sei eine hoch stressige Zeit gewesen. Die Mitarbeiter seien motiviert gewesen und hätten sich größte Mühe gegeben. Dr. Kiesel von der Landesdirektion habe viel schultern müssen, in einem kurzen Zeitraum seien alle an die Grenzen der Leistungsfähigkeit gebracht worden. Das sei aber im Endeffekt auch gemeistert worden.

Beim Landratsamt Nordsachsen habe es das Problem Bodenschutz gegeben, weil das so eine hoch fachspezifische Problematik gewesen sei, die zur Einarbeitung eine längere Zeit erfordert habe. Sie denke, Dr. Kiesel habe noch relativ lange Zeit zu dieser Problematik Hilfestellung geben müssen.

Grundlage für die Überwachungsplanung sei das Überwachungskonzept des Freistaates gewesen. Wenn sie sich richtig erinnere, seien genehmigungsbedürftige Anlagen planmäßig alle zwei Jahre zu überwachen gewesen und nicht genehmigungsbedürftige alle fünf Jahre. Dazu seien die außerplanmäßigen Überwachungen gekommen. Die seien speziell bei Biotec nicht ganz unerheblich gewesen. Es habe Beschwerden von Anwohnern und auch der Umwelthilfe gegeben. Im Prinzip habe darauf jeweils eine Reaktion in Form einer Überwachung stattgefunden. Wenn ein Defizit festgestellt worden sei, sei versucht worden, das zu beseitigen. Die Sache sei begleitet worden, bis der Mangel abgestellt gewesen sei. Als Beispiel falle ihr die Reifenwaschanlage ein, ebenfalls die ungenehmigte Annahme von heißen Schlacken aus Freiberg, das habe ja völlig neben dem bestimmungsgemäßen Betrieb gelegen. Natürlich habe sie auch versucht, dort Einfluss zu nehmen, insbesondere durch Abstimmungen im Hause und durch Arbeitsvorgaben, damit die ganze Sache zügig und angemessen bearbeitet werde. Wenn sie sich an Beschwerden der Umwelthilfe erinnere, hätten die sich anfangs hauptsächlich gegen das Emissionsverhalten der Anlage gerichtet. Im Rahmen der Einbeziehung des Landesamtes für Umwelt und Geologie seien auch die Genehmigungsgrundlagen von ihnen noch einmal unabhängig nachgerechnet worden.

Offensichtlich sei die Umwelthilfe mit den Aussagen der Behörde nicht zufrieden gewesen und habe dann aus ihrer – der Zeugin – Sicht sehr öffentlichkeitswirksam die Bodenproben gemacht und ins Internet gestellt und mutmaßlich versucht, noch mehr Druck hineinzubringen als über die bis dahin gelaufenen Beschwerden. Nach der öffentlichkeitswirksamen Bekanntgabe von diesen wirklich unschönen Werten sei ihnen gar nichts anderes übrig geblieben, als diese Werte auch als Bodenproben zu kontrollieren – wohl wissend, dass die Wahrscheinlichkeit, dass es eine permanente Grenzwertüberschreitung oder eine Bodenbelastung oder eine schädliche Bodenverunreinigung gegeben habe, voraussichtlich auszuschließen gewesen sei. Es sei Ihnen ja im Endeffekt gar nichts anderes übrig geblieben, als Geld in die Hand zu nehmen und das zu machen.

Da könne man nicht mehr fachtechnisch argumentieren, sondern nur mit Gegenwerten eine Argumentation führen. Die Umwelthilfe sei kein Pizzabäcker, sondern ein – so habe sie bis dahin geglaubt – renommiertes Institut.

Weiter hat die Zeugin Dr. Eva Palmer ausgeführt:

Sie kenne das Immobilisierungsverfahren der Biotec nicht in Einzelheiten, kenne nur die Diskussionen aus dem Internet. Im Genehmigungsverfahren selbst müssten ja Gutachten vorgelegt werden, die bestätigen würden, dass dieses Verfahren funktioniere. Es gebe ja auch eine Reihe von Nebenbestimmungen in der Genehmigung, die dafür sorgen sollten, dass vorher festgelegt werde, wo ein Produkt hin solle und in welchen Qualitäten, wenn man neuen Abfall entgegennehme. Man sei als Behörde ja verpflichtet, darüber nachzudenken, ob man mit Nebenbestimmungen einen Antrag genehmigungsfähig machen könne. Im Bundesimmissionsschutzgesetz gebe es ja dieses gebundene Genehmigungsverfahren.

Wenn man ins Internet schaue, ändere sich die Diskussion so langsam dahingehend, dass man über die Langzeitversuche nachdenke, ob denn das für immer und ewig auch eingebunden sei in diese Strukturen, die durch die Immobilisierung geschaffen worden seien. Zum Zeitpunkt ihres Ausscheidens habe sich selbst die LAGA, die Landesarbeitsgruppe Abfall, noch nicht zu einer abschließenden Meinung zu dem Verfahren durchgerungen.

Als sie dann Anfang 2010 die Information erreicht habe, dass es Zurückweisungen von Material gegeben habe, das Biotec Deponiebetreibern angeboten habe, seien die Untersuchungen dann natürlich vertieft fortgeführt worden. Das sei sicher eine schwierige Aufgabe für das Landratsamt gewesen. Der Antragsteller (Biotec) habe sich dann ja auch keine Mühe gegeben, sondern dem Landratsamt Unmengen von Papier vor die Füße geschüttet nach dem Motto: „Friss, Vogel, oder stirb“.

Anfänglich hätten bei ihr oder in ihrem Amt keine Zweifel an der Wirksamkeit des Verfahrens bestanden, denn sonst wäre es nicht genehmigt worden. Inzwischen gebe es ja nun Gutachter, welche die Funktionstüchtigkeit von derartigen Verfahren in der Langzeitwirkung arg in Zweifel ziehen würden. Auch das könne man im Internet nachlesen. Nach ihrer Erinnerung verlange der Gesetzgeber in einem solchen Verfahren keine Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP).

Wenn sie sich richtig erinnere, laute eine der in die Genehmigung aufgenommenen Nebenbestimmungen: Bevor ein Abfall zur Immobilisierung angenommen werden könne, müsse klar sein, wo das Immobilisat hingehe und wie es zu verwenden sei, zum Beispiel als Deponiebaustoff. Dementsprechend seien die Nachweise zu führen, dass das Verfahren die erforderlichen Werte – zum Beispiel Deponieklasse II, bei Deponiebaustoffen seien noch andere Kriterien gefragt in der Richtung – erfülle. Vorher dürfe das nicht gemacht werden. Sie gehe davon aus, dass bei der Erstgenehmigung 1999 laut Aktenlage eine Öffentlichkeitsbeteiligung durchgeführt worden sei. Zuständiger Referatsleiter sei seinerzeit Herr Cerny gewesen.

Es wäre ihr neu, wenn eine Zertifizierung als Entsorgungsfachbetrieb irgendeinen Freibrief enthalten würde. Es gäbe im Bereich Umweltallianz das Anliegen, dass man im Prinzip Überwachungsabstände verlängere. Aus dem Bereich „Entsorgungsfachbetrieb“ kenne sie das nicht, dass irgendwelche Zugeständnisse oder Erleichterungen eine Rolle spielen würden. Vorteile würden sich für einen zertifizierten Entsorgungsfachbetrieb aus dem gesamten Verfahren ergeben, die seien im Prinzip gesetzlich geregelt.

3 Proben und Analysen der Firma Dr. Wessling GmbH für die S.D.R. Biotec, Zeuge Dr. Michael Winterstein

Zu diesem Fragenkomplex ist der Zeuge Dr. Michael Winterstein vernommen worden.

3.1 Betriebsablauf

Er hat angegeben, er sei Mitarbeiter der Dr. Wessling GmbH und verantwortlich für die Region Ost. Die Wessling GmbH sei ein Dienstleistungsunternehmen und europaweit vertreten. Es habe ca. 1000 Mitarbeiter. Es würde sich mit der Durchführung von Auftragsanalytik beschäftigen, und zwar sowohl für die Bereiche Umweltanalytik, Lebensmittelanalytik und Immissionsmessungen – also Luft – und habe einen vierten Bereich in Form von Ingenieurbüros, die gutachterlich tätig würden, wenn über ermittelte Ergebnisse Gutachten oder Interpretationen erforderlich seien. Sie hätten in der Region Ost eine Niederlassung in Oppin. Das sei ein großes Büro mit 45 Leuten im Labor und insgesamt 60 Leuten (mit den Gutachtern). Außerdem hätten sie einen kleinen Standort in Dresden und in Chemnitz. Schätzungsweise würden sie 600 bis 700 Kunden bedienen.

Auch die Firma Biotec gehöre seit ungefähr 1996 dazu. Er selbst habe mit der Biotec direkt nichts zu tun gehabt, nur im Vertretungsfall. Er habe als Kundenbetreuer angefangen und auch zehn Jahre als Qualitätsbeauftragter im Labor gearbeitet, wisse also, welche Maßnahmen im Labor unternommen würden, um belastbare Analysenergebnisse zu produzieren.

Der Kunde erteile einen schriftlichen Auftrag zur Probenentnahme und einer anschließenden Analytik, für die er die Parameter vorgebe, oder er liefere Proben, die dann mit seinem Auftrag abgearbeitet würden. Das sei der normale Verfahrensweg. Die Analytik werde durchgeführt, und der Kunde erhalte dann einen Prüfbericht mit den Ergebnissen, ohne dass man als Mitarbeiter wüsste, was der Zweck der Analytik sei. Manchmal wisse man das. Von der Biotec sei ihm bekannt, dass sie Abfälle behandle, stabilisiere oder immobilisiere. Er habe sich die Anlage einmal vor vielen Jahren angeschaut. Er wisse, dass sie sehr viele Inputstoffe, Outputstoffe und Presslinge auf die unterschiedlichsten Parameter untersucht hätten. Die Ergebnisse seien jedes Mal als Report zum Kunden gegangen.

Die Unterlagen seien alle konfisziert worden. Die Ergebnisse seien aber auf jeden Fall noch fünf Jahre verfügbar, auch die Rohdaten, und zwar digital. Rohdaten bedeute, dass es bei einer Messung immer noch ein Blatt Papier gäbe, auf dem der Wert eingetragen werde und auch, wer es gemessen habe. Dann könne man immer auch noch rückwärts in das Gerät schauen, und zwar in die Datenbank, und könne das Spektrum sehen und es wirklich eins zu eins wunderschön nachverfolgen.

Sie hätten alle zwei Jahre ein Audit von der Deutschen Akkreditierungsstelle (DAkkS), die sie überprüfe. Sie würden im Labor ausschließlich mit akkreditierten Methoden arbeiten. Selbst „Hausmethoden“ würden sie sich akkreditieren lassen, wenn es keine Vorschriften gebe.

Akkreditieren heiße, sie würden kontrolliert. Sie müssten alle Unterlagen einreichen. Das sei ein Vertrauensbeweis, dass jeder, der sie beauftrage, wisse, dass das geprüft sei und sie nachgewiesen hätten, dass sie das könnten. Das Audit sei eine Tiefenprüfung. Es seien fünf verschiedene Leute, von denen jeder einen Tag im Labor sei. Das sei also sehr gründlich.

Sie hätten ein ausgefeiltes Qualitätssicherungssystem. Das heiße nicht, dass sie keine Fehler machen würden. Auch im Fall Biotec könne er sich an zwei, drei Sachen erinnern, bei denen es zu Fehlern ihrerseits gekommen sei. Der Geschäftsführer der Biotec Dr. Schmidt sei sehr ungehalten gewesen. Ein Fehler sei ihm noch im Gedächtnis, weil der sehr peinlich gewesen sei. Er sei bei der Staubsammelprobe im Dezember passiert. Da sei ein Messwert falsch übertragen worden. So ein Einheitenfehler sei das Schlimmste im Labor, gerade bei Mikrogramm und Milligramm, wenn man dann nicht aufpasse und die verwechsle. Das sei so ein wirklich bedauerlicher Fall gewesen. Eine Nullfehlerquote gebe es bei ihnen im Labor leider nicht. Sie hätten aber ein ausgefeiltes Qualitätssicherungssystem, so dass sie von Jahr zu Jahr diese Fehler, wenn sie aufgetaucht seien, herunterschrauben würden.

Bei der Auftragserteilung seien zwei Fälle zu unterscheiden. In einem Fall wisse der Kunde genau, welche Methoden er angewendet wissen wolle, also nicht nur die Parameter, sondern auch die Bestimmungsmethode, oder er wisse es nicht und vertraue dem Labor, das sich fachkundig für eine Methode entscheiden würde. Für den Nichtanalytiker sei das manchmal ein bisschen kompliziert. Es gäbe durchaus für einen Parameter – er sage einmal TOC – zwei, drei verschiedene Normen. Die Analytik sei immer die gleiche, aber die Bodennorm habe eine andere Nummer als die Abfallnorm oder die Schlammnorm, so dass es manchmal für den Außenstehenden so erscheine, dass man die falsche Norm genommen habe. Es gebe sehr viele Normen und Bestimmungsmethoden, die sie nutzen und wo sie die Kompetenz und den Sachverstand der Analytik einsetzen würden, um diese Parameter zu bestimmen.

Sie hätten bestimmt 400 bis 500 Proben im Jahr für die Biotec untersucht, wobei er sagen möchte, dass die Biotec kein Großkunde von ihnen sei. Dr. Wessling sei damals mit dem Ziel angetreten, unabhängig zu sein und nicht erpressbar. Sie würden keinen Kunden wollen, der sie umsatzmäßig dominiere. Ihre Historie zeige, dass es gehe, dass kein Kunde mehr als 30 % vom Umsatz bestreite, egal in welcher Niederlassung. Wenn man zu 80 oder 90 % von einem Kunden abhängig sei, sei man quasi objektiv erpressbar. Sie seien ein unabhängiges Unternehmen und mit dem Credo angetreten: Qualität schaffe Vertrauen, Qualität sichere eigentlich den Marktvorteil.

Der bei ihnen für die Biotec zuständige Mitarbeiter sei Herr Roland Ruhle. 2007 hätten sie 494 Proben für die Biotec untersucht, 2008 637 Proben. Der größte Teil sei von Biotec angeliefert worden, vielleicht 10 % der Proben seien von Leuten von Dr. Wessling genommen worden. Es gebe Kollegen, die den Sachkundenachweis für Probennahmen (PN 98) gemacht hätten. Dazu müsse man sich extern schulen lassen, um dann nachzuweisen, dass man das auch nach dieser Vorschrift könne.

Viele Unternehmen hätten eigene Probennehmer. Manche Probennehmer seien unabhängig und hätten gar kein Labor im Hintergrund. Wenn die Untersuchung für die Überwachung einer Deponie gemacht werde, habe sich eigentlich immer mehr durchgesetzt, dass man ihre Firma mit den Probenentnahmen beauftrage. Das sei früher nicht so streng geregelt gewesen.

3.2 Repräsentative Beprobungen

Weiterhin hat der Zeuge Dr. Michael Winterstein bekundet, er beschäftige sich sehr intensiv mit der repräsentativen Beprobung von Abfällen, weil das etwas ganz Schwieriges sei. Bei Abfall sei die Probenentnahme eigentlich das A und O. Im Gegensatz zu Wasser – das sei relativ homogen – sei Abfall sehr heterogen. Das heiße,

das Kupfer könne dort sein, aber auch an einer anderen Stelle. Es könne aber nicht überall gleichmäßig vorhanden sein. Das bedeute, man müsse möglichst viele Teilproben entnehmen, damit man die Variabilität, wie sich Kupfer von 0 % bis 3 % verhalten könne, möglichst insgesamt erfassen und eine Mischprobe machen könne, die man dann verkleinere und teile für die Analytik. Für Schwermetall brauche man nachher 1,5 g für einen Königswasseraufschluss oder 3 g. Das repräsentiere dann einen Haufen von vielleicht 30 m³. Es gebe eine Probenentnahmevorschrift, nämlich die LAGA PN 98, nachdem es lange Zeit nichts dergleichen gegeben habe. Diese Richtlinie stehe aber auch in der Kritik. Auch er selbst kritisiere sie, weil er möchte, dass man mehr als nur die 4 vorgeschriebenen Einzelproben für eine Mischprobe entnehme. 4 Proben seien viel zu wenig. Mit mehr Proben würde man eine bessere Variabilität hineinbekommen. Sie würden schon lange dafür plädieren, mindestens zwei Messwerte zu nehmen, damit man eine kleine Streuung habe. Bei nur einem Wert wisse man überhaupt nichts über eine Streuung in dem Haufen. Die Messgeräte würden durch die Qualitätssicherung wahnsinnig überwacht.

Bei der weiteren Untersuchung gebe es zwei Unterschiede. Man kenne das normale Eluat und das Trogeluat. Wenn man keinen Pressling habe, nehme man 100 g der Probe und gebe sie in 1 l Wasser. Diese Flüssigkeit werde 24 Stunden über Kopf geschüttelt. Das sei das ganz normale Eluat. Wenn man einen Pressling angeliefert bekäme, könne man den natürlich nicht über Kopf schütteln. Man gebe den Körper in so eine Art kleines Aquarium. Es drehe unten eine Art Magnetrührer. So werde quasi der Körper mit dem Wasser in Kontakt gebracht, dann werde dieses Wasser untersucht.

Bei den Probennahmen würden zufallsbedingte Fehler vorkommen. Wenn man danebengegriffen habe, habe man Pech gehabt. Das heiße, man müsste möglichst viele Proben nehmen. Auch dann könne man nicht ausschließen, dass doch mal etwas danebengehe. Wenn man zufällig genau die „blauen Teilchen“ alle erwischt habe, habe man Pech. Das sollte aber nicht immer passieren. Aufträge zur Probenentnahme und auch zur Analyse würden sie nicht an fremde Büros weitergeben. Bei ihnen gingen am Tag bestimmt 200 bis 300 Proben über den Tisch. Sie würden bei sich alles im Hause machen, selbst Dioxine. Höchstens einmal bei ganz kuriosen Sachen hätten sie ein Fremdlabor beauftragt, das einmal eine Röntgenstruktur gemacht hätte.

Bei der Prüfung der Probe reduziere man sich auf das, was notwendig sei und Gegenstand des Auftrages. Bei einer generellen Prüfung könne man Alles messen. Das sei Ihnen das Liebste. Da könne man alle Parameter heranziehen und würde mit einer Probe 1000 € verdienen. Der Ablauf im Labor sei anonym. Jede Probe erhalte eine Nummer, so dass auch derjenige im Labor überhaupt nicht sehe, welcher Kunde Auftraggeber sei. Er habe also gar keinen Kundenbezug. Es gäbe zwar auch Fälle, bei denen man vom Betreiber direkt eingebunden sei. Wenn der beispielsweise darlege, was in seine Kläranlage hinein- und was herausgehe und dann um Hilfe bitte, dann sei man eingebunden. Das sei aber nicht der Fall, wenn eine Probe mit einer Nummer auf den Tisch gestellt werde.

Die Angst, dass eine Probe manipuliert sei, habe man im Prinzip immer, wenn jemand eine Probe liefere. Ihm, dem Zeugen Dr. Winterstein, sei es am liebsten, wenn die Probe objektiv von jemandem genommen werde, der unabhängig sei, wie es bei Trinkwasser üblich sei. Ansonsten sei es so: Wenn jemand – übertrieben gesprochen – Muttererde auf den Tisch lege und sage, das sei Haufwerk 743, müsse man das so übernehmen und untersuchen.

Er kenne einen Fall bei Dr. Wessling, da habe jemand gewusst, dass in einem behördlichen Bericht ein falscher Wert stehe. Der sei sofort entlassen worden. Wenn irgendjemand etwas tue, was nicht nachvollziehbar oder falsch sei, sei das sofort ein Grund für eine fristlose Kündigung. Das würden alle wissen. Da passiere nichts. Sonst habe man seinen Ruf verspielt und könne zumachen. Das gehe nicht. Er erinnere sich an einen Kunden, der habe ein TOC bestimmt haben wollen. Der habe Eimer gehabt, die wahrscheinlich aus einer alten Mülldeponie gestammt hätten. Dem habe er gesagt, dass müssten sie trocknen, zerkleinern und homogenisieren, das koste nicht nur für die Analytik TOC Geld. Das habe der Kunde nicht gewollt. Wir hätten nur die TOC-Analytik für ein paar Euro machen sollen. Das habe er abgelehnt und dem Kunden gesagt, er möge wieder gehen und seine Proben mitnehmen.

Das Immobilisierungsverfahren habe er einmal für eine Müllverbrennungsanlage nachvollzogen. Er habe die Schlacke ausgebreitet und sie x-mal untersucht und habe sie dann ein Vierteljahr bei sich liegen gelassen. Dann entstünden Verbindungen mit Sauerstoff oder CO_2, die plötzlich nicht mehr so wasserlöslich seien. Man müsste also eine Verbindung finden, die nicht mehr rückgängig zu machen, aber mit der Zeit schlecht wasserlöslich sei. Es gebe solche Dinge. Das habe er mit Erstaunen zur Kenntnis genommen. Es habe ihn beeindruckt, weil er gedacht habe, das sei Scharlatanerie. Wenn er dann gucke und mehrfach gemessen habe, dann würden ihn die Messwerte doch überzeugen.

4 S.D.R. Biotec, Umwelteinflüsse durch den Betrieb der Anlage, Zeuge Thomas Fischer

Gemäß Beweisbeschluss ADS 468 vom 15.04.2013 ist der Zeuge Thomas Fischer darüber vernommen worden, ob und inwieweit die Staatsregierung gegenüber der Öffentlichkeit – hier gegenüber der Deutschen Umwelthilfe e.V. – anforderungsgerecht zu antworten in der Lage war, sich kooperativ bei der Erhellung von fraglichen Sachverhalten zeigte und somit effektiv und richtig zur Sachverhaltsaufklärung beitrug sowie rechtzeitig bereits im Vorfeld Maßnahmen zu treffen in der Lage war, um Umweltschäden zu vermeiden bzw. kriminellen Machenschaften im Abfallsektor adäquat entgegenzutreten. Die Befragung erfolgte zu den strittigen Umständen um die S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch sowie den Importen italienischer Abfälle nach Sachsen und deren bewusst verschleiernde Weiterverschiebung nach Sachsen-Anhalt, um sie der behördlichen Kontrolle zu entziehen.

Der Zeuge Thomas Fischer hat angegeben, er sei von Beruf Diplom- Umweltwissenschaftler und arbeite seit sechs Jahren bei der Deutschen Umwelthilfe. Er sei damals Projektmanager im Bereich Kreislaufwirtschaft gewesen und in die Bearbeitung um den Fall der S.D.R. Biotec mit einbezogen und betraut worden. Abteilungsleiterin sei Frau Maria Elander gewesen, nicht alle Detailkenntnisse hätten ihm vorgelegen, über die Frau Elander verfügt habe.

Die Deutsche Umwelthilfe sei ein Umwelt- und Verbraucherschutzverband, den es seit 1975 gebe. Hauptsitz sei in Radolfzell. Seit Anfang der 2000-er Jahre habe der Verband eine Repräsentanz in Berlin und beschäftige inzwischen rund 100 Mitarbeiter, die meisten davon in Berlin. Die Deutsche Umwelthilfe (DUH) beschäftige sich mit einer ganzen Palette von Umweltschutzthemen: klassischer Naturschutz, Verkehrsthemen, erneuerbare Energien, Ausbau von Energienetzen, Kreislaufwirtschaft und noch einige andere Themen. Sie seien da sehr breit aufgestellt. Sie würden ge-

fördert durch Anträge bei Stiftungen und Ministerien – „also klassische Finanzierung über öffentliche Anträge“. Sie würden auch Einzelspenden erhalten, ähnlich wie beim NABU oder BUND. Sie hätten einen Haushalt von 9 Millionen € pro Jahr und würden bundesweit arbeiten. Sie würden Hinweisen nachgehen, die sie von Verbrauchern und von Bürgerinitiativen erhielten, aber sich auch mit Problemen beschäftigen, die in der Politik bekannt und an sie herangetragen würden. Wie viele Mitglieder die DUH habe, könne er nicht sagen. Sie würden auch sehr eng – parteiübergreifend – mit politischen Fraktionen auf Landes- und auch auf Bundesebene zusammenarbeiten.

Zu den Müllimporten aus Italien könne er nichts sagen, weil er dieses Thema nicht bearbeitet habe. Das habe Frau Maria Elander bei der DUH gemacht.

4.1 Staubemissionen

Im Februar 2008 habe die DUH erste Hinweise auf Unregelmäßigkeiten des Anlagenbetriebs der S.D.R. Biotec erhalten. Es seien ganz konkrete Hinweise gewesen: ordnungswidrige Beladung von LKW, stark staubende Immobilisate, verstaubte Straßenränder mit einer typischen Graufärbung des Staubes, was sehr typisch für Immobilisate und Filteraschen sei. Sie seien damals davon ausgegangen, dass diese Hinweise sehr ernst genommen werden müssten, weil gerade in der Anlage der S.D.R. Biotec mit hochgefährlichen und giftigen Abfällen umgegangen worden sei, nämlich Aluminiumschlacken mit hohen Bleigehalten und Filteraschen mit Arsen, Thallium und anderen giftigen Stoffen. Im Februar 2008 habe die Deutsche Umwelthilfe das Regierungspräsidium Leipzig (RPL) schriftlich über die eklatanten Mängel bei der S.D.R. Biotec in Kenntnis gesetzt.

Das Regierungspräsidium Leipzig habe abgewiegelt. Es sei ihnen schriftlich mitgeteilt worden, dass keinerlei Hinweise auf Staubbelästigung durch Dritte bekannt seien und dass es keinerlei Beanstandungen bei Kontrollen bis zum damaligen Zeitpunkt gegeben habe. Im Anschluss seien vom RPL zusätzliche Kontrollen der Anlage durchgeführt worden. Daraufhin habe man ihnen mitgeteilt, es gebe keinerlei Beanstandungen. Die Anlage arbeite genehmigungskonform, es gebe keine Gefährdung der Bürger.

Die DUH habe zum damaligen Zeitpunkt ganz erhebliche Zweifel an den Kontrolltätigkeiten und den Aussagen des Regierungspräsidiums Leipzig gehabt. Es hätten Fotos vorgelegen, die abgekippte Immobilisate gezeigt hätten, die nachweislich staubten. Jeder Experte wisse, dass Immobilisate normalerweise erdfeucht seien und nicht stauben dürften. Es seien ganz offensichtliche Verstöße gewesen. Das Befremdliche sei ja gewesen, dass es so offensichtlich passiert sei, dass sich die Mitarbeiter von der S.D.R Biotec sogar hätten fotografieren lassen, wie LKW ohne Planen und ohne hintere Begrenzung mit Immobilisaten beladen worden seien, wobei die Immobilisate bis zu einem Drittel auf dem Betriebsgelände einfach vom Wagen gefallen seien. Diese Fotos hätten sie dem RPL auch zugeschickt. So arbeite keine seriöse Firma.

Frau Maria Elander, die damalige Leiterin des Bereiches Kreislaufwirtschaft, habe bei Vor-Ort-Begehungen auch massive Staubablagerungen mit dieser typischen Graufärbung von Immobilisaten festgestellt.

Die Bürgerinitiative „Sauberes Delitzscher Land" habe die DUH auch mehrfach darüber aufgeklärt, dass LKW regelmäßig nicht abgeplant worden seien. Das sei aber

Stand der Technik. Auf den Fotos seien auch deutlich verdreckte Reifenprofile erkennbar gewesen. Auf diese Weise seien höchstwahrscheinlich auch schwermetallhaltige Materialien vom Gelände nach außen transportiert worden. Eine Reifenwaschanlage habe es nicht gegeben, eine solche sei aber absoluter Stand der Technik. An den Materialabwurfstellen hätten Bedüsungsanlagen gefehlt. Das habe man dort, wo Einhausungen nicht vorhanden gewesen seien, von weitem mit bloßem Auge erkennen können. Es habe keine abgekapselten Förderbänder gegeben. Es seien auch große undefinierbare Wolken zu sehen gewesen, die wahrscheinlich darauf zurückzuführen gewesen seien, dass heiße Schlacken im Außenbereich ordnungswidrig abgelagert bzw. zwischengelagert worden seien.

Es habe also ganz erhebliche Zweifel am ordnungsgemäßen Betrieb der Anlage gegeben. Diese Zweifel habe die DUH im März 2008 dem SMUL mitgeteilt mit der Aufforderung, die Aussagen des RPL zu überprüfen und zu Testzwecken Analysen des Oberbodens im anlagennahen Bereich zum Schutz der Pohritzscher Anwohner durchzuführen. Im April hätten sie eine Antwort vom SMUL erhalten mit der Feststellung, es gebe keine konkreten Anhaltspunkte für den Austrag von giftigen Stoffen. Der Betrieb sei ordnungsgemäß, Anhaltspunkte dafür, dass Bürger in ihrer Gesundheit beeinträchtigt werden könnten, seien nicht vorhanden.

Das hätten sie für sehr befremdlich gehalten. Sie hätten daraufhin massive Pressearbeit gemacht und bundesweit Pressemitteilungen und Hintergrundpapiere zu dem Thema erstellt. Das Thema sei in der Presse auch aufgenommen worden. Die Grünen hätten im Sächsischen Landtag eine kleine Anfrage gestellt. Im Endeffekt habe das dazu geführt, dass das SMUL ab dem 18.09.2008 endlich Staubimmissionsmessungen in Auftrag gegeben habe, allerdings erst sieben Monate nach Mitteilung der konkreten Anhaltspunkte durch die DUH. Das sei nach ihrer Einschätzung viel zu spät gekommen.

Bei diesen Immissionsmessungen seien ganz erhebliche Belastungen durch die Stäube der S.D.R. Biotec festgestellt worden. Diese seien durch das Immissionsmessnetz ganz konkret der S.D.R. Biotec zugeordnet worden. Man habe mit zunehmender Entfernung vom Anlagenbetrieb auch einen Abfall der Konzentration an Schwermetallen entlang der Fahrtwege auch vor dem natürlichen Hintergrund, den man einbezogen habe, festgestellt. Dort seien die Werte deutlich niedriger gewesen als im Anlagenbereich.

Bodenproben seien zu dem Zeitpunkt, als die Immissionsmessungen gestartet worden seien, immer noch nicht durchgeführt worden. Diese wären spätestens dann notwendig gewesen, als man gewusst habe, dass es bleihaltige Staubbelastungen im anlagennahen Umfeld gegeben habe. Sie seien aber deutlich später gekommen, nämlich erst ein Jahr, nachdem die DUH die ersten Hinweise an das SMUL gegeben habe – aus ihrer Sicht viel zu spät.

Vorher habe die DUH eigene Bodenproben im anlagennahen Umfeld und entlang der Transportwege genommen, um einfach selber das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen, wenn die sächsischen Behörden nichts tun. Dabei seien erhebliche Grenzüberschreitungen bei den Schwermetallen Blei und Cadmium festgestellt worden. Die danach durchgeführten Bodenuntersuchungen der sächsischen Behörden hätten dasselbe ergeben.

Die Anwohner seien aber erst im April 2009 informiert worden, und zwar nachdem die DUH mit ihren Analysen von Bodenproben mit schwermetallhaltigen Belastungen

des Oberbodens im anlagennahen Umfeld an die Öffentlichkeit gegangen sei. Das müsse einem zu denken geben.

Es habe einen jahrelangen Anlagenbetrieb außerhalb des Standes der Technik gegeben, der verstellbare Fallhöhen von Förderbändern, Reifenwaschanlagen, eingekapselte Förderbänder, abgeplante LKW usw. notwendig mache. Das seien eigentlich Fakten, die selbst einem Nichtsachverständigen sofort auffallen müssten. Das habe die DUH aus zahlreichen UIG-Anfragen bei sächsischen Behörden, beim RPL, beim Landratsamt Nordsachsen und beim SMUL in Erfahrung bringen können. Deshalb müsse man sich schon die Frage stellen, warum es erst durch das Landratsamt Nordsachsen am 21.04.2009 eine entsprechende Anordnung gegeben habe, die besagten Mängel zu beseitigen und nach dem Stand der Technik zu arbeiten. Es sei vollkommen unverständlich, wie die Anlage so lange in diesem Zustand habe betrieben werden können. Deshalb dürfe man natürlich auch die Frage stellen, was genau kontrolliert worden sei in den Jahren zuvor durch die Überwachungsbehörden, durch das RPL und das Landratsamt Nordsachsen.

Auffällig sei eine jahrelange Annahme und Verarbeitung von hochgiftigen Aluminiumschlacken ohne Entsorgungsnachweis. Das Landratsamt Nordsachsen habe am 02.05.2010 der S.D.R. Biotec die Annahme hochgiftiger Schlacken aus der Aluminiumindustrie mit der Abfallschlüsselnummer 10 04 01 untersagt, weil dafür keine Nachweise zur ordnungsgemäßen Entsorgung hätten vorgelegt werden können.

Gleichzeitig habe die DUH aufgrund von UIG-Anfragen feststellen können, dass seit 2005 durch die S.D.R. Biotec über 68.000 t hochgiftiger Schlacken mit der Abfallschlüsselnummer 10 04 01 aus der Aluminiumindustrie zur Behandlung angenommen worden seien. Man müsse sich natürlich die Frage stellen, auf welcher Grundlage bis dahin hochgiftige Schlacken zur Verarbeitung mit dem Ziel der Stabilisierung angenommen worden seien, wenn das Landratsamt Nordsachsen festgestellt habe, dass „bis zum 02.05.2010 keine ordnungsgemäßen Nachweise zur Entsorgung vorgelegen haben“.

Ergänzend hat der Zeuge Thomas Fischer ausgeführt, dass die DUH nach seiner Kenntnis erstmals Ende Januar 2008 Hinweise über den Bürgerverein vom „Sauberes Delitzscher Land e.V." erhalten habe, der vor Ort sozusagen Beschwerden der Anwohner gebündelt habe, die nach eigener Aussage durch die Anlage beeinträchtigt worden seien. Es seien ihnen auch regelmäßig Fotos zur Verfügung gestellt worden. Auch sei die damalige Leiterin des Bereiches Kreislaufwirtschaft Maria Elander vor Ort in Pohritzsch gewesen und habe sich selber ein Bild von den Verhältnissen machen können. Das habe sich nach ihrer Einschätzung mit dem gedeckt, was sie an Informationen vom Bürgerverein erhalten hätten.

Auf den Bildern, die sie am 07.02.2008 an das RPL geschickt hätten, könne man ganz deutlich eine große Staubwolke beim Beladen eines LKW mit Immobilisat erkennen.

Sie hätten die vorgefundenen Konzentrationen als hochgiftig eingestuft, weil die Grenzwerte nach der Bundesbodenschutzverordnung um ein Vielfaches überschritten worden seien. Das sei auch nach den Staubimmissionsmessungen gemäß der TA Luft der Fall gewesen. Die Jahresmittelwerte von Blei und Cadmium hätten im Staub bereits nach drei Monaten Messung nicht mehr eingehalten werden können. Vom SMUL hätten sie am 29.04.2008 eine – unbefriedigende – Antwort bekommen. Über das Antwortverhalten staatlicher Stellen anderen Umweltverbänden gegenüber

könne er nichts sagen, man habe sich diesbezüglich aber auch nicht ausgetauscht, weil sich andere bundesweit tätige Umweltverbände in Sachsen nicht außerordentlich engagieren würden.

Im Januar 2010 habe es auch Hinweise auf ganz erheblich verdreckte Schneemassen im Anfahrtsbereich der S.D.R. Biotec gegeben. Diesen verdreckten Schnee hätten sie auch untersuchen lassen, es hätten sich erhebliche Grenzüberschreitungen für Blei und Cadmium ergeben. Im September 2010 habe eine Schlammprobe des Pohritzscher Regenwasserrückhaltebeckens Blei- und Cadmiumwerte aufgewiesen, die über den WRRL-Umweltqualitätsnormen für aquatische Lebensgemeinschaften in Gewässern gelegen hätten. Das Regenwasserrückhaltebecken in Pohritzsch habe daraufhin saniert werden müssen. Brunnen und Vorfluter habe die DUH in diesem Fall nicht untersucht, weil sie natürlich nur begrenzte Kapazitäten habe und nicht den ganzen Tag und auch nicht hauptberuflich den Geschehnissen in Pohritzsch habe nachgehen können. Die Ergebnisse aus den Schneeproben und von den Schlammproben aus dem Regenrückhaltebecken hätten sie den Behörden in schriftlicher Form zugesendet. Generell sei es die Vorgehensweise der DUH gewesen, Erkenntnisse den Behörden umgehend mitzuteilen. Am 20.01.2010 habe es eine Anordnung des Landratsamtes Nordsachsen zur Beseitigung und ordnungsgemäßen Entsorgung schwermetallbelasteter Schneemassen im An-und Abfahrtsbereich der Biotec-Anlage gegeben. Er sei von den Grünen gefragt worden, ob er an einem Pressegespräch am 17.11.2011 teilnehmen möchte. Das habe er getan. Das sei das erste Mal gewesen, dass er vor Ort mit den Grünen zusammengearbeitet habe. Im Übrigen hätten sie sich aber vorher schon über Kleine Anfragen im sächsischen Landtag informell ausgetauscht. Er habe das Material für das Pressegespräch ausdrücklich nicht im Auftrag der Grünen erstellt und auch nicht ausschließlich für dieses Pressegespräch. Es sei eine Zusammenstellung von Fakten gewesen, die der DUH bekannt gewesen seien. Das Material zum Sachverhalt S.D.R. Biotec habe er selbst vorher schon zusammengetragen. Dokumente und Akten aus dem Untersuchungsausschuss seien ihm nicht übermittelt oder bekannt gemacht worden. Die Erkenntnisse hätten sie zum einen selber zusammengestellt. Zum anderen seien es Dokumente gewesen, die sie aus UIG- Anträgen und der Beantwortung Kleiner Anfragen der Grünen im Sächsischen Landtag zusammengesammelt und aufbereitet und verwendet hätten. Bei den sächsischen Behörden hätten sie Dutzende UIG- Anträge gestellt, um an entsprechenden Informationen zu kommen. Mit sächsischen Behörden habe er seit dem Februar 2008 Kontakt und sei auch zweimal selbst vor Ort gewesen. Das sei im Jahr 2009 und im Jahr 2010 gewesen. Das Gutachten über die Sondermessungen des LfULG sei ihm bekannt, es sei ja auch im Internet öffentlich gemacht.

Sie hätten Bodenproben genommen und keine Staubmessungen durchgeführt. Letztere seien relativ aufwändig, das könnten sie nicht bezahlen. Die Grenzwerte nach der TA Luft, bezogen auf Cadmium und Blei, seien bereits nach drei Monaten nicht mehr einzuhalten gewesen. Insofern könne ihm keiner erklären, dass es dort keine Grenzwertüberschreitung gegeben habe. Das sei für ihn nicht nachvollziehbar.

Die DUH habe im Februar 2009 Daten zu einem Screening von Bodenproben an die Behörden übermittelt. Das sei den Unterlagen auch so entnehmbar. Bewohner vor Ort hätten Bodenproben genommen und der DUH zugeschickt. Das Ganze sei fotografisch festgehalten worden. Auch die Fotos hätten sie den Behörden übermittelt. Diese Bodenproben hätten nicht als rechtssicherer Nachweis für Grenzwertüberschreitungen im Boden gedient, sondern einfach als eine erste Orientierung, um

einmal zu testen und zu schauen, ob es tatsächlich Anhaltspunkte auf schädliche Bodenveränderungen gebe. Dieses Screening habe ganz erhebliche Grenzwertüberschreitungen ergeben. Daraufhin habe die Deutsche Umwelthilfe durch ein akkreditiertes Labor vor Ort im Beisein von Maria Elander rechtsverbindlich anwendbar Bodenproben von einem dafür fachlich ausgebildeten Unternehmen nehmen lassen. Das Ganze sei dokumentiert, die Unterlagen hätten sie auch den Behörden übersandt. Es habe Überschreitungen für Blei, das heiße negative Veränderungen des Oberbodenmaterials, gegeben. Es habe sich um das Labor UABG in Berlin gehandelt.

Auf Vorhalt hat der Zeuge Thomas Fischer erklärt, dass die Bodenproben des Landratsamtes Nordsachsen aus dem März 2009 „für Blei einen Max-Wert im Boden ergeben haben von 8040 mg je Kilogramm Trockenmasse". Nach dem Grenzwert der Bundesbodenschutzverordnung für ein Industriegebiet seien 2000 mg Blei je Kilogramm Trockenmasse zulässig. Das heiße, dass eine vierfache Überschreitung des Grenzwertes vorliege.

Es habe eine Erhöhung der Durchsatzmenge für die Biotec-Anlage gegeben, diese habe offenbar mit den Beeinträchtigungen von Anwohnern korreliert. Nach Einschätzung der DUH seien die Lagerkapazitäten nicht geeignet gewesen, um eine Durchsatzmenge von 160.000 t pro anno aufzunehmen. Dabei müsse man wissen, dass Immobilisate eine Zeit lang reifen müssten und insofern zwischengelagert würden. Aus ihrer Sicht sei das mit den vorhandenen Kapazitäten nicht durchführbar gewesen. Es habe über kurz oder lang zu Schwierigkeiten beim Betrieb kommen müssen. Nach ihrem Eindruck hätten die Untersuchungen nicht dazu geführt, dass SMUL oder RPL offensiver mit der Problematik umgegangen und offener mit der Bevölkerung kommuniziert hätten. Die DUH habe immer wieder durch UIG-Anträge jede Information den Behörden „aus der Nase ziehen" müssen. Es sei für sie schwierig gewesen, an Informationen zu kommen. Ein Beispiel sei, dass den Behörden bereits Ende 2008 bekannt gewesen sei, dass ganz massive Überschreitungen der erlaubten Werte bei den Staubemissionsmessungen festgestellt worden und dass die Bewohner in Anlagennähe erst Ende Februar 2009 offiziell darüber informiert worden seien, und das auch nur, weil die DUH vorher eine Pressemitteilung mit den festgestellten Werten an Schwermetallen veröffentlicht habe.

Innerhalb weniger Tage nach der Pressemitteilung durch die DUH habe es eine Pressemitteilung des Landratsamtes Nordsachsen in Torgau gegeben, in der die Bewohner aufgefordert worden seien, den Kontakt mit dem Oberbodenmaterial zu vermeiden und vorübergehend kein Wintergemüse zu ernten und zu konsumieren. Wenn diese Hinweise mehrere Monate nach Erkenntnissen über ganz erhebliche Überschreitungen von Emissionswerten in der Luft zum Besten gegeben werden, würden sie das nicht für eine transparente Kommunikation nach außen halten.

Dass die Kommunikation sächsischer Behörden gegenüber Bürgerinitiativen besser geworden sei, könne er, der Zeuge Thomas Fischer, nicht bestätigen. Sie würden als bundesweit tätiger Umweltschutzverband immer wieder feststellen, dass Behörden erst dann agieren, wenn sich Vereine oder Organisationen wie die DUH dazu bereit erklären, durch fachliche Expertise und Pressearbeit Bürgervereine zu unterstützen. Wenn das nicht der Fall sei, würden die Bürgerinitiativen „abgebügelt" – so sei zumindest die Ausdruckweise, die an ihn herangetragen worden sei,

Ohne die Hilfe der DUH würden die Erkenntnisse, die jetzt öffentlich gemacht worden seien, wahrscheinlich in der Form nicht vorliegen. Es sei sicherlich auch eine Konsequenz des behördlichen Handelns, dass hier massiv Ressourcen auch von solchen Organisationen und Verbänden wie der DUH gebündelt würden und vonnöten seien. Wenn man nicht jede einzelne Information den Behörden „aus der Nase ziehen" müsse und man etwas kooperativer miteinander umgehen würde, wäre die Sache sicherlich auch nicht so arbeitsintensiv.

Weiterhin hat der Zeuge Thomas Fischer ausgeführt, er beziehe sich bei seiner Einschätzung überwiegend auf das ihm in Ausschnitten vorgehaltene Schreiben des Landesamtes für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie vom 24.03.2009, Bearbeiter Dr. Ingo Müller.

Zu seiner Wahrnehmung der persönlichen und fachlichen Ausstattung des RPL und auch des Landratsamtes Nordsachsen hat der Zeuge Thomas Fischer erklärt, diese sei unterdurchschnittlich gewesen. Das Landratsamt Nordsachsen habe völlig überfordert gewirkt. Auf Antworten habe man sehr lange warten müssen. UIG- Anträge müssten innerhalb einer Frist von vier Wochen beantwortet werden – in Ausnahmefällen könne die Antwortfrist auch auf acht Wochen ausgeweitet werden. Es sei häufig der Fall gewesen, dass innerhalb von vier Wochen keine Antwort vorgelegen habe. Die Antworten seien meist nichtssagend und unbefriedigend gewesen.

Ihm sei auch bekannt, dass sich das Landratsamt Nordsachsen zwecks fachlicher Einschätzung immer wieder an das RPL oder später dann an die Landesdirektion Leipzig gewendet habe. Fragen seien durch das Landratsamt meistens nicht befriedigend beantwortet worden. Die fachliche Ausbildung und Qualifikation der Mitarbeiter könne er nicht einschätzen. Er könne aber mitteilen, dass die Antworten des Landratsamtes Nordsachsen nicht besser geworden seien, nachdem die Verwaltungsreform in Sachsen im Jahre 2008 durchgeführt worden sei. Auch 2010 seien die Antworten immer noch unbefriedigend gewesen und hätten lange auf sich warten lassen.

Seine subjektive Einschätzung, dass die Personalausstattung des Landratsamtes Nordsachsen unterdurchschnittlich gewesen sei, habe sich bei ihm aufgrund der unbefriedigenden Antworten und aufgrund der Wartezeiten gebildet. Das seien indirekte Rückschlüsse gewesen, denn in der Regel sei es so, dass Anfragen innerhalb der 4-Wochen-Frist beantwortet würden. In einem ähnlichen Fall bei der RCO Recycling GmbH beispielsweise hätten sie konkretere und schnellere Antworten bekommen vom Landratsamt Saale-Holzland-Kreis, als es beim Landratsamt Nordsachsen der Fall gewesen sei. Bei einem Vergleich müsse er sagen, dass das Landratsamt Nordsachsen in der Qualität der Antworten und vor allen Dingen in der Bearbeitungszeit schlechter abgeschnitten habe.

Am 27.02.2009 habe die DUH gegen den Landrat Michael Czupalla und den Präsidenten der Landesdirektion Leipzig Herrn Walter Christian Steinbach Dienstaufsichtsbeschwerde eingelegt. Auslöser sei die Pressemitteilung des Landratsamtes Nordsachsen vom 23.02.2009 gewesen. Danach habe man bereits Ende 2008 aufgrund eigener Staubniederschlagsmessungen von Auffälligkeiten im Hinblick auf Emissionen von bleikontaminiertem Staub Kenntnis gehabt. Zwar habe das Landratsamt nach eigenen Angaben Bodenproben in Auftrag gegeben, jedoch diese nicht sofort durchgeführt, sondern erst nach einigen Monaten. Darüber hinaus seien die Anwohner in keiner Weise über die bei den Behörden bereits bekannten Emissionen,

Methoden sowie Anteile an Kadmium und Blei informiert worden, das sei aus dieser Pressemitteilung hervorgegangen. Die Dienstaufsichtsbeschwerden seien zurückgewiesen worden.

4.2 Immobilisierung

Diese werde von der DUH – im Übrigen auch vom Ökoinstitut – als sehr fragwürdig eingeschätzt. Die Immobilisierung von Schadstoffen basiere auf dem Prinzip der physikalischen Einkapselung. Das heiße, es gebe eine Einbindung von Molekülen mit giftigen Eigenschaften in einer Matrize. Diese Matrize solle nun langzeitstabil sein, so dass sie beispielsweise in sauren und oder basischen Milieus nicht in Lösung gehen könne in Wasser. Dies solle dafür sorgen, dass das Material oberirdisch für eine Ablagerung auf Deponien auch der Klasse II geeignet sein solle. Diese Langzeitstabilität sei höchst fragwürdig und auch unter Experten sehr umstritten, weil der Nachweis nach einem Eluat-Test nach dem pH-stat-Verfahren nach Einschätzung der DUH überhaupt keine Aussagekraft bringe über die tatsächliche Langzeitstabilität dieser Immobilisate, da dieser nur über einen Zeitraum von 24 Stunden erfolge. Man würde hier bei der oberirdischen Ablagerung von Immobilisaten aber über Zeiträume reden, die über 50 bis 100 Jahre und länger dauern könnten. Das ständige Wechseln von basischen und sauren Milieus im Deponiekörper sowie mechanische und physikalische Einflüsse würden dazu führen, dass diese verfestigten Immobilisate irgendwann porös würden und auch wieder in Lösung gehen könnten. Deshalb sei die oberirdische Ablagerung von Immobilisaten höchst fragwürdig. Normalerweise müssten diese Stoffe in trockenem Salzgestein unterirdisch gelagert werden. Es sei weitaus kostengünstiger, oberirdisch abzulagern. Genaue Zahlen könne er nicht sagen. Er würde das im Bereich eins zu fünf einordnen.

Die fachliche Kompetenz zur Klärung dieses Sachverhalts und zur Einschätzung dieser Technologie sei nach seiner subjektiven Auffassung im Landratsamt Nordsachsen nicht vorhanden.

Unabhängig von der S.D.R. Biotec sei die Technologie grundsätzlich zu hinterfragen. Das gelte auch für die RCO Recycling GmbH in Thüringen oder für andere Anlagen, die gefährliche Filteraschen oder Schlacken zur oberirdischen Ablagerung aufbereiten. Als Langzeitnachweis werde immer wieder der Eluat-Test nach dem pH-stat-Verfahren herangezogen. Der würde für sie keinerlei Nachweis bringen, zumal es noch gar keine Studien zur Langzeitstabilität über Zeiträume gebe, über die sie eigentlich bei der Ablagerung von Deponieersatzbaustoffen reden sollten. Er, der Zeuge Thomas Fischer, wäre dankbar, wenn derjenige es mitteilen würde, der eine entsprechende Studie kenne, die über Zeiträume von 5, 10 oder 20 Jahren Langzeitstabilität untersucht habe. Das sei ihm nicht bekannt. Wenn der Gesetzgeber den Nachweis der Langzeitstabilität in der Deponieverordnung mit dem pH-stat-Verfahren festgeschrieben habe, heiße das ja nicht, dass das richtig sei. Das Verfahren gebe nur eine Information über einen sehr begrenzten Zeitraum. Zweifel seien angebracht, weil beispielsweise die Einwirkung auf Immobilisate nicht nur auf chemische Prozesse beschränkt werden könne, sondern auch auf physikalische erweitert werden müsste. Das werde beispielsweise durch das pH-stat-Verfahren überhaupt nicht berücksichtigt.

Auf Vorhalt einer Pressemitteilung der Grünen über Zitate des Zeugen Fischer erklärt dieser: Die Zitate seien mit den Grünen abgestimmt worden, und zwar am Sonntag-

abend. Er persönlich sehe darin kein Problem. Seine Ausführungen im Untersuchungsausschuss seien im Übrigen ja auch öffentlich zugänglich. Sie würden sich decken mit den Aussagen in der Pressemitteilung. Er als Leiter des Bereichs Kreislaufwirtschaft sehe eine grundlegende Aufgabe auch in Pressearbeit zu Aktivitäten, die sie durchgeführt hätten.

Auf Vorhalt eines vom Zeugen verfassten Artikels zum Sachverhalt S.D.R. Biotec in der „DUH Welt" Ausgabe 1/2012, in dem eine Überschrift lautet: „Totalversagen bei der Anlagenüberwachung“ und der mit dem Satz abschließt: „In Sachsen führt die jahrelange Alleinherrschaft der CDU und eine faktisch nicht vorhandene Opposition zu Strukturen, welche die Vertuschung von Umweltproblemen zusätzlich begünstigen“, bekundet der Zeuge, die Biotec habe jahrelang außerhalb des Standes der Technik gearbeitet. Das sei durch das Landratsamt Nordsachsen im April 2009 auch festgestellt worden; deshalb habe es Anordnungen zur Nachbesserung gegeben. Das habe mit dem Fehlen einer Reifenwaschanlage, mit nicht eingekapselten Förderbändern, mit nicht verstellbaren Höhen an den Abwurfstellen der Förderbänder und mit nicht abgeplanten LKW zu tun gehabt.

Nach der TA Luft habe diese Anlage nicht ordnungsgemäß gearbeitet – auch das sei festgestellt worden –, und das über einen langen Zeitraum. Die Anlage sei ja seit 1999 gelaufen, im Jahre 2009 sei angeordnet worden, dass sie nunmehr nach dem Stand der Technik zu verfahren habe. Da müsse man sich natürlich die Frage stellen, wieso das niemandem aufgefallen sei, weder dem Regierungspräsidium Leipzig noch dem Landratsamt Nordsachsen. Das seien doch Dinge, die sogar jemandem auffallen müssten, der vor Ort eine Kontrolle mache. Soviel Fachexpertise müsse man den Beamten vor Ort doch zutrauen. Aus seiner Sicht begründe das ein totales Behördenversagen bei der Überwachung der Anlage über einen längeren Zeitraum. Sie hätten sich Unterlagen vorlegen lassen seit 1999, deswegen könnten sie auch Aussagen treffen für den Zeitraum vor 2008, jedenfalls nach dem Studium der ihnen zur Verfügung gestellten Unterlagen.

Auf die Frage, aufgrund welcher Fakten er zu der Schlussfolgerung komme, in Sachsen habe die jahrelange Alleinherrschaft der CDU und eine faktisch nicht vorhandene Opposition zu Strukturen geführt, welche die Vertuschung von Umweltproblemen zusätzlich begünstigt hätten, hat der Zeuge Thomas Fischer ausgesagt, diese Frage habe er nicht verstanden.

Er könne bestätigen, dass Stilllegungsverfügungen bei immissionsschutzrechtlichen Anlagen in Deutschland äußerst selten seien. Wenn einmal eine Genehmigung erteilt worden sei, müsse es ganz erhebliche und schwerwiegende Gründe geben, dass eine Stilllegung verfügt werde.

VI Komplex: ETU GmbH Altbernsdorf

Im Jahr 1993 ist der ETU GmbH die Genehmigung zum Betrieb einer mikrobiologischen Bodensanierung erteilt worden. Eine weitere Genehmigung zur Immobilisierung und Zwischenlagerung von Abfällen erfolgte im Juni 2008. Zur Entwicklung der Anlage nach der Erweiterung im Jahr 2008 hat der Ausschuss fünf Zeugen vernommen, insbesondere zur Frage der Immobilisierung von Abfällen einen Zeugen. Zum Bereich der sogenannten „Thüringer Fässer“ – dieser betraf die Lieferung von 88 t Magnesiumpulver aus Sondershausen am 03.03.2009 – haben sich drei Zeugen geäußert.

1 Entwicklung

1.1 Zeuge Gunter Lange

Der Zeuge Gunter Lange hat zur Person angegeben, er sei von Beruf Bürgermeister der Stadt Bernstadt.

Weiter hat er erklärt, auf dem Gelände des Betriebes der ETU – er befinde sich am Rande der Ortslage Altbernsdorf, Altbernsdorf sei ein Ortsteil von Bernstadt – sei ein Trockenwerk betrieben worden. Es sei in den siebziger Jahren aufgebaut und bis 1991/1992 in Betrieb gewesen und für die Landwirtschaft genutzt worden.

Im Zuge der Umgestaltung der Landwirtschaft habe sich der damalige Betreiber des Trockenwerks natürlich etwas einfallen lassen müssen. Er habe sich der sogenannten „Bodensanierung“ zugewendet. Unter Verantwortung der damaligen Gemeinde Altbernsdorf sei dazu im Jahre 1993 ein Vorhaben- und Erschließungsplan erarbeitet worden. Dieser Plan sei auch durch das Regierungspräsidium genehmigt worden. Parallel dazu sei ein erstes Bundesimmissionsschutzverfahren durchgeführt worden, um auf diesem Gelände eine Bodensanierungsanlage betreiben zu können.

In der Folgezeit habe es auf diesem Standort insgesamt sechs weitere Bundesimmissionsschutzverfahren gegeben, die zur Erweiterung, Änderung oder Kapazitätserhöhung dieser Anlage durchgeführt worden seien. Die Gemeinde Altbernsdorf habe im Jahr 1993 einen Vorentwurf erarbeiten lassen für einen sogenannten Flächennutzungsplan. Das hätten in der Zeit alle Gemeinden getan. Schon in diesem Entwurf sei dieses Gebiet als „Gewerbegebiet Industrie“ ausgewiesen worden.

Mit der Eingemeindung der Gemeinde Altbernsdorf in die Stadt Bernstadt auf dem „Eigen“ seien noch weitere Gemeinden hinzugekommen. Das seien damals Dittersbach und Kemnitz gewesen. Der Stadtrat von Bernstadt habe sich entschlossen, im Jahr 1995 einen gemeinsamen Flächennutzungsplan für die Stadt Bernstadt auf dem „Eigen“ mit den dazugehörigen Ortsteilen erarbeiten zu lassen. Das sei durch die Ortsplanungsstelle in Dresden erfolgt. Es seien informelle Planungen einbezogen worden, auch aus der Gemeinde Altbernsdorf und aus Kemnitz. Der Flächennutzungsplan sei bis zum Jahr 1999 insgesamt fünfmal öffentlich ausgelegt worden. Insbesondere durch die Problematik der Windkraftanlagen sei das erforderlich gewesen, um die Planungsgebiete auszuweisen. In diesem Flächennutzungsplan sei das Gebiet „ETU Altbernsdorf“ wieder als Gewerbegebiet Industrie ausgewiesen gewesen. Es liege ein Bescheid des Regierungspräsidiums vom 18.05.1999 vor, dass der Flächennutzungsplan genehmigt worden sei. Seitdem habe er Bestand und sei für die Arbeit der Stadt bindend bei planerischen Belangen.

Geschäftsführer der 1994 gegründeten ETU sei Herr Klaus Weickelt gewesen. Er sei schon vorher Geschäftsführer im Trockenwerk gewesen und habe dann praktisch den Übergang „gemanagt“. Bis zum Jahr 2008 sei es eigentlich mehr oder weniger um Kapazitätserweiterungen gegangen, also Erhöhung der Tonnagezahlen. Ab 2008 habe es eine neue Ausrichtung des Betriebes gegeben; es hätten dann auch Abfallstoffe angenommen werden sollen, die bis dahin von der Genehmigung ausgenommen gewesen seien.

Wenn sie als Stadt Bernstadt um eine Stellungnahme zu planerischen Belangen gebeten worden seien, sei darüber im „Amtsblatt“ informiert worden. Die Ratsbeschlüsse würden bei ihnen auch nach wie vor öffentlich ausgehängt. Das habe eigentlich jeder sehen können. Auch der Stadtrat habe dazu immer eine Stellungnahme abgeben und einen Beschluss fassen müssen.

Auch die Gemeinde Schönau-Berzdorf sei informiert worden. Zumindest bei der Erarbeitung des Vorhaben- und Erschließungsplans im Jahr 1993 liege bei ihnen im Haus auch eine entsprechende Stellungnahme des Gemeinderates Schönau-Berzdorf vor.

Der Flächennutzungsplan für die gesamte Gemarkung Bernstadt, der 1999 beschlossen und bekannt gemacht worden sei, weise die Einstufung „GI“ (Gewerbegebiet Industrie) aus. Einen Bebauungsplan habe die Stadt Bernstadt nicht aufgestellt, weil das aus ihrer Sicht nicht erforderlich gewesen sei.

Als ihnen bekannt geworden sei, dass im Antrag auf Erweiterung der Anlage der ETU ein Flurstück aufgeführt worden sei, dass im Flächennutzungsplan nicht als Gewerbegebiet ausgewiesen gewesen sei, hätten sie die zuständige Behörde – das sei der Landkreis Görlitz gewesen – davon umgehend in Kenntnis gesetzt. Mehr hätten sie nicht machen können. Den Flächennutzungsplan hätten sie nicht ändern wollen. Der habe so bleiben sollen. Vielleicht dürfe er, der Zeuge Lange, darauf hinweisen, dass sie als Stadt Bernstadt keine Genehmigungsbehörde seien. Sie seien nur „angehört“ worden. Mit ihrer Mitteilung, dass das fragliche Flurstück nicht im Bereich des Flächennutzungsplans gelegen habe, hätten sie ihre Pflicht gegenüber den Behörden erfüllt. Auf dem fraglichen Grundstück sei auch nichts „drauf“. Ob das noch einmal revidiert worden sei durch Änderung der Genehmigung oder Herausnahme des Flurstücks, könne er nicht sagen.

Bei der Flächennutzungsplanung sei es so, dass durch die Stadt Bernstadt mit dem Planungsbüro zusammen ein entsprechender Entwurf erarbeitet worden sei, bei dem die Ideen alle zusammenfließen und die Flächen kartiert würden usw. Dann würden diese Unterlagen zu den Trägern öffentlicher Belange gehen, wahrscheinlich auch zum StUFA. Insgesamt seien es mehr als 20 Träger öffentlicher Belange, die ihre Stellungnahme abzugeben hätten. Es werde dann geschaut, ob das, was drin stehe, mit dem Planungsziel vereinbar sei. Zum damaligen Zeitpunkt habe sicherlich keiner gesagt, dass dort kein Industriegebiet sei. Das sei schon seit 1993 der Fall gewesen. Es habe ja dort das Trockenwerk gegeben.

Als damals in den Bürgerversammlungen der Hinweis gekommen sei, es solle doch geprüft werden, ob man rechtlich gegen die Ansiedlung (Erweiterung) der ETU vorgehen könne, habe die Stadt Bernstadt den Rechtsanwalt Marschke mit einer Prüfung beauftragt. Dieser sei zu der Feststellung gekommen, dass die Stadt nicht klagebefugt sei, nachdem sie vorher im Frühjahr 2008, als sämtliche Unterlagen bei ihnen vorgelegen hätten, ihr gemeindliches „Einvernehmen“ erteilt habe. Sie hätten damals auch keine Einwände gehabt. In Bezug auf Löschsand und Löschwasser hät-

ten sie in ihrer Stellungnahme gegenüber den Behörden mitgeteilt, dass geprüft werden solle, ob das ordnungsgemäß sei. Es sei wünschenswert, dass das noch eingearbeitet werden würde. Das sei aber keine Angelegenheit der Planungsbehörde, sondern der Genehmigungsbehörde. Die Stadt Bernstadt sei nicht die Genehmigungsbehörde.

Rechtsanwalt Marschke sei ein ortsansässiger Anwalt, der viel im Verwaltungs- und Sozialrecht tätig sei. Er könne ausschließen, dass Herr Marschke vom damaligen Geschäftsführer der ETU Herrn Weickelt empfohlen worden sei. Er kenne Herrn Marschke persönlich.

Die Firma Dierichs & Hagedorn habe bei einigen der BImSchG-Verfahren die Unterlagen für die ETU Altbernsdorf erarbeitet. In Bezug auf die Frage, wie die Fahrzeuge kontrolliert würden – diese Frage sei in einem Ausschuss aufgekommen – hätten sie bei Dierichs & Hagedorn um Aufklärung gebeten und dazu eine Meinung eingeholt. Ein Honorar hätten sie dafür nicht bezahlt.

Verhandlungen zur ETU seien grundsätzlich in öffentlicher Ratssitzung behandelt worden. Es sei richtig, dass in der Juli-Ratssitzung unter dem angekündigten Tagesordnungspunkt nicht eindeutig hervorgegangen sei, dass es einen ETU-Antrag betroffen habe. Er könne sich nur vorstellen, dass die Einladungsfrist vielleicht nicht „hingehauen“ habe, weil sie ihre Auswahl immer vier Wochen vorher drucken lassen würden, oder dass es ein Versehen von ihm, dem Zeugen Lange gewesen sei. Natürlich sei dann im nächsten Amtsblatt nachzulesen gewesen, was behandelt worden sei.

Herr Weickelt, damals Miteigentümer und Mitgeschäftsführer der ETU, sei im Jahre 2007/2008 auch Mitglied des Rates der Stadt Bernstadt gewesen. An der Beratung habe er nicht teilgenommen. Diese sei öffentlich, er habe daher im Raum bleiben können. An der Abstimmung habe er sich auch nicht beteiligt.

Außer dem auf die ETU bezogenen Verfahren habe es auch noch andere Ansiedlungs- oder Erweiterungsprojekte gegeben, insbesondere im Bereich der Landwirtschaft bei Biogasanlagen.

Die umliegenden Anwohner hätten der Erweiterung der ETU sehr kritisch gegenübergestanden. Deren Bedenken seien auch bei dem langen Erörterungstermin nicht ausgeräumt worden. Er habe dann für die Stadt Bernstadt noch einmal darauf hingewiesen, dass die vorgebrachten Belange ernst genommen werden sollten. Letztendlich sei die Genehmigung erteilt worden.

Wenn Dinge den Betrieb oder auch die Betriebsführung betreffend an sie herangetragen worden seien, hätten sie das auch sofort an die zuständigen Behörden weitergegeben. Nach 2008 sei das Landratsamt Görlitz zuständig gewesen.

Weitere Mitglieder des Stadtrates der Stadt Bernstadt außer Herrn Klaus Weickelt seien in der Angelegenheit nicht befangen gewesen. Das sei nicht nur seine Rechtsauffassung. Es gebe dazu auch eine umfangreiche Ausführung seiner Dienstaufsichtsbehörde. Die habe das ja mehrmals geprüft. Jedes Ratsmitglied sei selber rechtlich verantwortlich für sich und habe anzuzeigen, wenn eine Befangenheit vorliege. Er als Bürgermeister könne ja nicht alles wissen. Wenn er etwas diesbezüglich wisse, sei er natürlich verpflichtet, entsprechend zu reagieren.

Die Feuerwehr – das sei ja eine städtische Einrichtung – habe Unterstützung durch die ETU erhalten. Das könnten so einmal im Jahr 100 € gewesen sein für ein Feuer-

wehrfest, in diesem Bereich habe sich das bewegt. Ihm, dem Zeugen Lange, sei bekannt, dass auch Vereine unterstützt worden seien.

Herrn Weickelt habe er seit 1993 gekannt. Da sei die Eingemeindung gewesen, seit dieser Zeit sei er auch im Stadtrat vertreten. Die Miteigentümer Dierichs & Hagedorn habe er bei dem Erörterungstermin im Zuge der Erweiterung 2007 persönlich kennengelernt. Das gelte auch für die ehemalige Geschäftsführerin der ETU Frau Wieland sowie für Herrn Rimpler. Herrn Thomas Reissner habe er anlässlich des Betriebsüberganges kennengelernt. Er sei von Beginn des Verfahrens ab Jahresmitte 2007 mit dabei gewesen. Auch ihn habe er bei der Veranstaltung der ETU erstmals getroffen. Auch sei er einmal bei ihm im Amt gewesen. Er habe mit allen seinen Betrieben in seinem Bereich sehr gute Kontakte, er suche den Kontakt mit den Eigentümern und den Betriebsleitern regelmäßig. Es sei üblich, dass man sich dann auch mal besuche. Er sei auch drei bis vier Mal im Betrieb der ETU gewesen. Das gehöre zur Pflege.

Ihnen sei die Angelegenheit wirklich wichtig. Sie seien natürlich jetzt in einer neuen Phase, wo gemeinsam mit der Gemeinde Schönau-Berzdorf der nächste Flächennutzungsplan erstellt werde. Wenn Fehler gemacht worden seien, was das Industriegebiet betreffe, dann sei das schon 1993 passiert. Damals hätte man dann schon sagen dürfen: „Es geht nicht“. Aber keiner habe etwas gesagt.

Zu den Beweisfragen a) und b) könne er nichts sagen.

1.2 Zeugin Verena Starke

Die Zeugin Verena Starke hat zur Person angegeben, sie sei 57 Jahre alt und von Beruf Amtsleiterin des Umweltamtes des Landkreises Görlitz.

Sie hat ausgeführt, das Umweltamt des Landkreises Görlitz bestehe aus vier Unteren Behörden. Sie hätten die Untere Wasserbehörde, die Abfall- und Bodenschutzbehörde, die Immissionsschutzbehörde und die Naturschutzbehörde. Die Spezifik bei ihnen im Landratsamt: Sie hätten noch ein Sachgebiet „technischer Umweltschutz/Überwachung“.

Aufgabe aller fünf Bereiche sei es, koordiniert die gesetzlichen Grundlagen im Umweltbereich für den Landkreis Görlitz durchzuführen und durchzusetzen. Schwerpunkt ihrer Arbeit sei es, federführend bei der Durchführung von Genehmigungsverfahren zu wirken. Das heiße, bei den Eingangsunterlagen würden die umweltrechtlichen Belange überprüft und über Auflagen und Hinweise festgelegt. In der Folge würden diese Auflagen und Hinweise kontrolliert werden. Das bedeute, dass sie auch bei Verfahren, bei denen die Genehmigungen Jahre oder Jahrzehnte zurückliegen würden, Überwachungsfunktionen hätten. Sie würden Umweltverstöße sanktionieren und seien natürlich auch verpflichtet, umweltrechtswidrige Zustände zu beseitigen.

Ein weiterer Schwerpunkt des Amtes sei, dass sie bei anderen Behörden mitwirken würden, die ihrerseits federführend Verfahren durchführen würden. Sie denke in erster Linie an die bauordnungsrechtlichen und bauplanungsrechtlichen Verfahren, das heiße alle Anträge auf Baugenehmigung sowie auch bauplanungsrechtlich die Vorhaben- und Erschließungspläne, die B-Pläne und – was ihren Landkreis auch auszeichne – die Zusammenarbeit mit dem Bergbau.

Sie würden natürlich auch von Amts wegen tätig. Das bedeute, sie würden Gefahren im Umweltbereich untersuchen und abwehren. Besonders zu betrachten sei der Bereich „Altlasten“, wo insbesondere die Pfade Wasser, Boden und Luft angegriffen sein könnten. Ihre Aufgabe sei es, dort Umweltschäden zu verhindern.

Das Umweltrecht sei sehr umfangreich. Es gebe viele umweltrechtlichen Gesetze und auch technische Vorschriften; es gelte, EU-Recht sowie Bundes- und Landesrecht umzusetzen. Das geschehe in der Regel dadurch, dass die Behörde einen Verwaltungsakt erlasse. In der Vergangenheit sei es zu einer „modernen“ Umweltgesetzgebung gekommen, indem der Gesetzgeber Grundpflichten für Private im Gesetz verankert habe. Dann sei kein zusätzlicher Verwaltungsakt notwendig.

Hierbei denke sie insbesondere an den Bereich Abfallerzeuger/Abfallbesitzer; diese seien vom Gesetzgeber verpflichtet, die Abfälle schadlos zu verwerten oder schadlos zu beseitigen. Analog zu sehen sei das bei den immissionsschutzrechtlich genehmigten Anlagen. Auch hier sei der Betreiber verpflichtet, die Anlage schadlos für Umwelt und Menschen zu betreiben.

Immissionsschutz habe noch folgende Spezifik: Sie als genehmigende, federführende Behörde seien verpflichtet, einem Antrag nach dem BImSchG stattzugeben, das heiße eine Genehmigung zu erteilen, wenn nach der Überprüfung des Antrages deutlich werde, dass die Betreiberpflichten nach § 5 Bundesimmissionsschutzgesetz eingehalten würden. Hier habe die Behörde kein Ermessen. Es bestehe für sie dann die Pflicht, die beantragte Genehmigung zu erteilen.

Zur Überwachung: eine lückenlose Überwachung habe der Gesetzgeber nicht gewollt. Das würde der Verankerung der Grundpflichten im Gesetz widersprechen. Dafür würde auch der zur Verfügung stehende Personalbestand nicht ausreichen. Im Freistaat Sachsen sei klar definiert, dass genehmigungsbedürftige sowie nicht genehmigungsbedürftige Anlagen zu überwachen seien. Der Freistaat gebe auch eine Zeitspanne vor, in welcher Zeit die Regelüberwachung durchzuführen sei. Daneben gebe es anlassbezogene Überwachungen. Wenn es einen entsprechenden Anlass gebe, sei die Behörde in der Pflicht.

Der Standort der ETU sei vorher durch ein Trockenwerk genutzt worden, für das es seitens des Rates des Bezirkes eine Genehmigung gegeben habe. Dann seien ein Vorhaben- und Erschließungsplan für die Bodenbehandlungsanlage 1993 und ihres Erachtens 1999 ein Flächennutzungsplan erlassen worden, der das Gelände als GI-Gebiet ausgewiesen habe. Die Genehmigung für die Abfallimmobilisierungsanlage datiere vom 12.06.1999 und habe besagt, dass damit sofort begonnen werden könne. Die ETU habe das schrittweise umgesetzt. Die Halle 9 sei praktisch später in Betrieb genommen worden.

Bei einem Flächennutzungsplan müsse man die eingegrenzte Fläche nicht flurstückgenau vorgeben. Er orientiere nur darüber, was die Gemeinde potenziell in diesem Bereich beabsichtige. Sie selbst sei „Umweltamt“ und bewerte die Umweltbelange fachtechnisch richtig. Sie sei nicht der Planer oder die Baubehörde, so dass sie über die Zugehörigkeit eines Grundstücks konkret keine Auskunft geben könne.

Herr Thomas Reissner sei ihr persönlich bekannt. Sie habe ihn nur einmal in einem Gespräch erlebt, das müsse 2011 gewesen sein.

Der Geschäftsführerin der ETU Frau Wieland hätten sie eine Anhörung gemäß § 20 Abs. 3 BImSchG zukommen lassen. Ziel des Verfahrens sei gewesen, ihr die Geschäftsführertätigkeit wegen Unzuverlässigkeit zu untersagen. Sie seien der Auffas-

sung gewesen, die ETU habe in der Pflicht gestanden, Maßnahmen zu ergreifen, den Tatbestand der Lagerung der Abfälle zu verkürzen. Sie hätte auch die Möglichkeit gehabt, über Jahre zivilrechtlich dagegen vorzugehen, wenn sie getäuscht worden sein sollte. Hinzugekommen sei natürlich der Sachverhalt des illegalen Abtransports der Abfälle am 1./2. August 2012 mit der anschließenden Beschwerde beim OVG am 28. August und der Information an sie. Jetzt sei Frau Wieland wieder für das Unternehmen tätig, aber nicht als Geschäftsführerin.

Es habe von ihnen als Umweltamt zwei Informationsveranstaltungen für die Bürger gegeben. Aufgrund von Hinweisen aus der Bevölkerung, dass es staube, hätte gleich am Anfang noch einmal eine Vorortkontrolle und eine Überwachung stattgefunden, bei der noch einmal darauf hingewiesen worden sei, dass entsprechend der BImSchG-Genehmigung staubende Abfälle in abgedeckter Form transportiert und die Hallentore geschlossen werden müssten. Das sei schon in der Genehmigung enthalten gewesen und auch eingehalten worden. Anlass zu Beanstandungen hätten sie keinen gehabt. Es erfolge nicht nur eine „Papierkontrolle“, sondern auch eine visuelle Prüfung. Es würden eine Wägung und eine Identifikationsanalyse durchgeführt werden müssen. Die Labore, die eingesetzt worden seien, wären zugelassen und geprüft gewesen. Die Behörde selber mache keine Identifikationsanalyse.

Es wäre schön, wenn die Leute nicht betrügen würden. Wer betrügen wolle, der finde Möglichkeiten. Ansonsten sei vom Gesetzgeber alles vorgegeben, wie es fachlich und sachlich richtig über die Bühne zu gehen habe.

Die Anlage stehe nicht im Anhang der Anlagen, bei denen eine Umweltverträglichkeitsprüfung gemacht werden müsse. Eine solche sei daher hier verzichtbar gewesen. Ob es zu einer Reduzierung der Schlämme gekommen sei, und zwar in Bezug auf ein FFH-Gebiet, sei ihr nicht bekannt.

Unter „Pfalz-Technik“ sei eine ganz feindosierte Sprühtechnik zu verstehen, wie sie zum Beispiel in Kartoffelhallen angewendet werde, um den Staub zu binden. Diese Technik sei hier zwar im Gespräch gewesen, aber nicht zur Anwendung gekommen. Die ETU sei ja als Entsorgungsfachbetrieb überprüft worden auch in Bezug auf die Frage, ob ihr Personal ausreichend geschult sei. Dabei hätten sie sich auf den Zertifizierer verlassen.

1.3 Zeugin Heike Wieland

Zu diesem Fragenkomplex ist Frau Heike Wieland als Zeugin vernommen worden.

Sie hat angegeben, sie arbeite seit dem 01.05.2007 bei der ETU GmbH als Geschäftsführerin. Die Anlage sei schon im Jahr 1993 für die mikrobiologische Bodensanierung genehmigt worden. Eine weitere Genehmigung für eine zweite Anlage, nämlich zur Immobilisierung und Zwischenlagerung von Abfällen, sei nach einem Erörterungstermin im April 2008 im Juni 2008 erteilt worden.

Die Erweiterung der Anlage um den Bereich Abfallzwischenlagerung und Behandlung ausgewählter Abfälle sei eine Entscheidung des Gesellschafters gewesen und habe wirtschaftliche Gründe gehabt. Es habe auf dem Platz noch ehemalige Hallen gegeben, man habe sich überlegt, wie man das Konzept der ETU habe erweitern können. Es gebe eine größere Anzahl von Abfallarten, nicht alle Abfallarten seien für eine Zwischenlagerung und Abfallbehandlung geeignet. Deswegen habe man sich für ca. 300 Abfallarten (AFA) entschieden, daher der Begriff „ausgewählte Abfälle“.

Man könne einfach nicht alles beantragen. Abfallbehandlung bestehe nicht nur in einer Immobilisierung, sondern zum Beispiel auch im Granulieren oder im Sieben oder im Brechen. Das habe nicht notwendigerweise etwas mit Stabilisierung zu tun. Die Immobilisierung habe nicht das Hauptgeschäft werden sollen. Am 28.11.2008 hätten sie die Inbetriebnahme der Lagerbereiche 5, 6, 7 und 8 angezeigt, nach der Verwaltungsreform hätten sie erneut eine Anzeige machen müssen, und zwar an den Landkreis Görlitz. Dieser habe am 12.02.2009 eine Teilinbetriebnahmekontrolle durchgeführt und dann am 15.07.2009 noch einmal die Inbetriebnahme kontrolliert. Im Juni 2009 hätten sie die Freistellungsnummer durch den Landkreis erhalten.

Grundsätzlich hätten sie die vom Landkreis Görlitz erteilten Auflagen erfüllt. Sie seien ein anerkannter Entsorgungsfachbetrieb mit einem Zertifikat für die Bodensanierungsanlage und für die im Immobilisierung und Zwischenlagerung von Abfällen. Abfälle aus dem Ausland hätten ein Notifizierungsverfahren durchlaufen müssen. Von ihnen angenommene ausländische Abfälle hätten aus Italien gestammt. Sie hätten Kontakt direkt mit italienischen Unternehmen gehabt ohne Einschaltung von Maklern. Diese Unternehmen hätten die ETU im Internet gefunden und seien dann zu ihnen gekommen. Es habe sich um ölverunreinigten Boden gehandelt, der bei ihnen in der Mikrobiologie behandelt worden sei.

Der Landkreis Görlitz sei viel vor Ort gewesen, an eine Beanstandung erinnere sie sich. Es sei einmal ungefährlicher Abfall in dem Zwischenlagerbereich abgelegt worden, wo eigentlich sonst nur gefährlicher Abfall habe hinkommen sollen. Sie hätten dann sofort umgeräumt und das Gefährliche vom nicht Gefährlichen getrennt.

Sie hätten zwei Öffentlichkeitsveranstaltungen in Ihrem Hause durchgeführt. Durch anonyme Anzeigen oder direkte Anrufe beim Landratsamt hätten sie gewusst, dass es Beschwerden gegeben habe. Anlass für die Veranstaltungen sei gewesen, dass Bürger mitbekommen hätten, dass sie einen Antrag auf eine bundesimmissionsschutzrechtliche Genehmigung, nämlich auf Erweiterung der Anlage, gestellt hätten. Sie hätten also versucht, die Öffentlichkeit frühzeitig einzubinden und zu informieren.

Die Anlage in Altbernsdorf gehöre zur Stadt Bernstadt. Sie, die Zeugin Wieland, habe im Mai 2007 nicht erkannt, dass die Gemeinde Schönau-Berzdorf als unmittelbare Gemeinde zu dem Termin hätte eingeladen werden müssen, sollen oder können. Es könne sein, dass diese Gemeinde sich vernachlässigt gefühlt habe und dass das Vertrauensverhältnis gestört gewesen sei. Mit dem Bürgermeister der Gemeinde, Herrn Hähnel, hätten sie Kontakt gehabt. Einwendungen, die aus der Bevölkerung gekommen seien und denen das Landratsamt nachgegangen sei, hätten sie jeweils entkräftet.

Die ETU habe zurzeit zwölf Beschäftigte, 2007 seien es vielleicht sieben gewesen. Gesellschafter seien die ImCAL – das sei eine Holding – zu 90 % und Herr Markus Reissner zu 10 %. Gesellschafter der ImCAL sei Herr Thomas Reissner, der Vater von Markus Reissner. Sie selbst habe einen unbefristeten Vertrag. Der Gesellschafter Markus Reissner sei ihr persönlich bekannt. Sie habe ihn einmal im Jahr auf der Gesellschafterversammlung getroffen. Auch habe es geschäftliche Kontakte gegeben, wenn auch selten, vielleicht einmal im Monat.

Bis Anfang Januar 2007 seien Herr Dr. Dierichs und Herr Hagedorn Gesellschafter gewesen. Herr Dr. Dierichs habe einen Riesenanteil an der Genehmigung der mikrobiologischen Bodensanierungsanlage gehabt. Der vormalige Geschäftsführer Herr Klaus Weickelt sei laut Handelsregisterauszug am 13.05.2011 ausgeschieden. Er sei aber bis 2011 nur noch offiziell verfügbar gewesen und nur noch bei Allem, was mit

der Mikrobiologie zu tun gehabt habe, beratend tätig gewesen. De facto sei sie, die Zeugin Wieland, Geschäftsführerin gewesen. Vorher sei sie von 1991 bis 2007 bei der „Becker Umweltdienste Chemnitz GmbH“ beschäftigt gewesen als Niederlassungsleiterin der Betriebsstätte Reichenbach/Oberlausitz. Sie sei als Geschäftsführerin für das Kaufmännische zuständig, der Betriebsleiter Herr Rimpler – ein Diplomchemiker – für den Betriebsablauf.

Man würde in der Abfallbranche auch Anfragen von Maklern erhalten. Sie würden aber auch Anfragen direkt von Entsorgungsunternehmen und auch Anfragen von Abfallerzeugern bekommen. Sie selbst arbeite gerne mit dem Unternehmen selber, es gebe keine Makler, die die ETU ständig betreuen würden. Sie sei auch auf Messen unterwegs. Viele Geschäfte würden sich auch über das Internet ergeben. Bevor sie etwas für das Zwischenlager annehmen würden, müsse klar sein, was im Ausgang damit passiere. Sonst könnten sie das Zwischenlager nicht betreiben. Abfälle, die nicht in Ihrem Positivkatalog enthalten seien, könnten sie nicht annehmen. Andere Abfälle, zum Beispiel Farb- und Lackabfälle, würden sie ablehnen, weil die sich nicht rentieren würden.

Vor jeder Annahme von Abfall würden sie eine Analyse und eine Probe erhalten. Erst dann würden sie das Material annehmen. Es gebe dann eine Eingangskontrolle, dann werde entschieden, ob die Lieferung abgewiesen werden müsse oder weiter behandelt werde. Am Eingang werde der Abfall mit den Papieren verglichen. Dann werde eine Sichtkontrolle durchgeführt, zum Beispiel, ob der Abfall flüssig, fest oder schlammig sei. Ein Schnellverfahren könnten sie nicht machen, ob die Analysewerte mit dem angelieferten Material übereinstimmen würden. Das könne man nur, wenn man ein eigenes Labor habe. Sie hätten keines. Sie würden ein Betriebstagebuch führen, das bei Kontrollen durch das Landratsamt Görlitz auch jeweils eingesehen werde. Dass die Einsichtnahme einmal verweigert worden wäre, sei ihr nicht bekannt.

Im Erörterungstermin vor Erteilung der Genehmigung sei von Behandlungsplänen die Rede gewesen. Der Begriff „Mischen auf Bestellen“ stamme vom Regierungspräsidium Dresden. Das Verfahren sei so durchgeführt worden, dass sie 5 bis 10 Kilo Proben erhalten hätten. Darauf seien die Behandlungspläne, das heiße die Rezepturen, gemacht und dem Landkreis vorgelegt worden. Erst dann habe die Annahme des Materials erfolgen können. Voraussetzung für das Ganze sei gewesen, dass sie einen Auftrag von der Deponie erhalten hätten, dass ein Stabilisat benötigt werde. Dieser Auftrag habe im Vorwege erteilt werden müssen. Wenn bei einer Lieferung das Stabilisierungsziel nicht erreicht worden wäre, hätten sie es noch einmal stabilisieren oder entsprechend auf eine Deponie bringen müssen, wo es hinpasse. Sie hätten bei der Stabilisierung alle 500 t Kontrollanalysen durchgeführt und auch dokumentiert, bei bestimmten Abfallarten sei das bei 1000 oder 2000 t der Fall gewesen.

Ende 2010 oder Ende 2011 – die Jahreszahl wisse sie wirklich nicht genau – sei das Immobilisierungsverfahren bei der ETU eingestellt worden. Einer der Hauptgründe sei die Unklarheit in der Beschreibung der Analyseverfahren in der Deponieverordnung gewesen, und zwar im Hinblick auf die Handhabung des pH-4- und pH-11-Verfahrens. Es habe keine genauen Festlegungen dazu gegeben, deswegen seien die Labore zu unterschiedlichen Ergebnissen gekommen. Eines der Labore sei die Firma ESP Hirschfelde gewesen. Es habe also über die gleichen Ausgangsstoffe verschiedene Messergebnisse gegeben. Sie seien daher zu dem Schluss gelangt, das Verfahren einzustellen.

Die Zeugin Heike Wieland hat weiter bekundet, sie sei auch Geschäftsführerin der Ton- und Kieswerke Kodersdorf (TKK). Alleiniger Gesellschafter der TKK sei die ImCAL. Die Ton- und Kieswerke Kodersdorf würden eine Deponie der Klasse I betreiben. Die ETU habe mit der TKK geschäftliche Beziehungen. Schätzungsweise 5 bis 10 % des Umsatzes der TKK würden sich aus Lieferungen durch die ETU ergeben. Stabilisate habe die ETU nicht an die TKK geliefert. Abnehmer dafür seien die Wetro, Ravon und auch die MDSE in Halle-Lochau gewesen. Natürlich werde sie hinterher über jedes Vorkommnis informiert. Man könne aber von ihr nicht erwarten, dass sie nach Jahren noch jedes Detail wisse. Dafür habe sie eben ihren Betriebsleiter und die Leute vor Ort, die Probleme lösen sollten. Es habe sehr viele Kontrollen gegeben. In der „Sächsischen Zeitung“ habe einmal gestanden, dass die ETU das bestkontrollierte Unternehmen sei.

1.4 Zeuge Rüdiger Rimpler

Auch der Zeuge Rüdiger Rimpler ist im Zusammenhang mit dem Themenkomplex ETU GmbH angehört worden.

Der Zeuge ist nach seinen Angaben vom 01.05.2007 bis 30.04.2012 als Betriebsleiter bei der ETU beschäftigt gewesen. Er ist Chemiker. Seit dem 01.05.2012 ist er bei der Firma „Becker Umweltdienste“ in Reichenbach als Zwischenlagerleiter tätig. Davor war er in der Zeit von 1991 bis 1993 bei der Firma Lobbe in Reichenbach, von 1993 bis 1995 bei einer Dresdener Firma und seit 1995 bei der Firma „Becker Umweltdienste“. Dort hatte er zuletzt die Funktion eines Zwischenlagerleiters innegehabt.

Seine Tätigkeit bei der ETU – so hat der Zeuge Rimpler erklärt – sei etwas umfangreicher gewesen. Es habe dort ja auch eine Behandlungsanlage gegeben, natürlich habe er dann noch einen Anlagenleiter gehabt, der sich mit der Maschinentechnik bestens ausgekannt habe. Auch habe man sich Fremdhilfe geholt, gerade bezüglich der Steuerungstechnik. Er sei der „Boss“ fürs Technische gewesen.

Frau Wieland sei als Geschäftsführerin für den kaufmännischen Bereich zuständig gewesen. Er selbst habe aber auch mit Kunden direkt zu tun gehabt und Angebote geschrieben. Das hätten eigentlich alle Leitungsmitarbeiter bei der ETU gemacht. Jeder habe einen gewissen Kundenkreis gehabt. Er kenne Frau Wieland seit 1991. Sie seien gemeinsam tätig gewesen für die Firma Lobbe in Reichenbach, die dann zu „Becker“ umfirmiert worden sei. In den letzten Jahren sei Frau Wieland dort Niederlassungsleiterin gewesen und er Zwischenlagerleiter. Sie seien dann beide 2007 zur ETU gegangen.

Der vormalige Geschäftsführer Weickelt habe die ETU aufgebaut und von 1993 an die biologische Bodenbehandlungsanlage betrieben. Er habe einen unwahrscheinlichen Erfahrungsschatz in diesem Bereich gehabt und auch einen sehr großen Kundenkreis. Er habe ihn und Frau Wieland eingearbeitet und an die Kundschaft herangeführt. Irgendwann 2010/2011 sei Herr Weickelt aus dem Handelsregister ausgetragen worden.

Herrn Thomas Reissner habe er Ende 2006 kennengelernt. Er habe sich als Geschäftsführer oder Inhaber der Firma ImCAL vorgestellt. Auch seine Söhne Andreas, Markus und Patrick Reissner seien ihm bekannt geworden, Herr Andreas Reissner im Sommer 2007 und die andern beiden Herren 2008.

Im Spätsommer 2007 sei Herr Andreas Reissner als Projektmanager zur ETU gekommen und habe sich mit verschiedenen Projekten beschäftigt, beispielsweise mit einer Untersuchung, wie man die Baumaschinen auf Bio-Diesel umstellen könne. Er sei frisch vom Studium gekommen und habe in der Zeit, in der die Genehmigung erarbeitet worden sei, viele Ideen beigetragen. Was er studiert habe, wisse er nicht.

Weiter hat der Zeuge Rimpler bekundet, die ETU habe zunächst nur eine Bodensanierungsanlage betrieben und sei zum Zeitpunkt seines Eintritts damit beschäftigt gewesen, eine neue immissionsschutzrechtliche Genehmigung zur Zwischenlagerung und Behandlung von Abfällen zu beantragen. Damit sei das Ingenieurbüro S.I.G. Dresden beauftragt gewesen. Er habe an dem Genehmigungsantrag mitgearbeitet. Der Antrag habe verschiedene abfallrechtliche Tätigkeiten umfasst, unter anderem Verkleinern, Sortieren, Mischen und auch Stabilisierung – damals noch Immobilisierung. Die Stabilisierung einschließlich der Untersuchung der Stabilisate sei in der Deponieverwertungsverordnung und in der Deponieverordnung umfangreich beschrieben. Dort stehe, wie Stabilisate herzustellen und zu überprüfen seien, wann ein behandelter Abfall vollständig und wann nur teilweise stabilisiert und wann er verfestigt sei.

Als Technologie hätten sie sich bewusst auf einen Chargenmischer festgelegt. Es gebe andere Stabilisierer, die mit sogenannten Durchlaufmischern gearbeitet hätten. Das heiße, man gäbe am Anfang die verschiedenen Materialien hinein und habe dann eine kontinuierliche Durchmischung. Am Ende falle das fertige Material heraus. Mit dem Chargenmischer habe man auf die Verweilzeit des Abfalls in dem Mischer mehr Einfluss. Beim Durchlaufmischer sei der einzige Einfluss darauf, die Schnecke, die das Material mische oder fördere, langsamer oder schneller drehen zu lassen. Beim Chargenmischer – dem Doppelwellenchargenmischer – kämen die verschiedenen Abfälle in die Mischkammer. Dort würden sich zwei gegenläufig laufende Wellen befinden, die das Material sehr intensiv vermischen würden. Erst wenn man entscheide, dass das Material fertig gemischt sei, mache man die Klappe auf und lasse es heraus. Man könne theoretisch bis zu zwei Stunden mischen, also sehr intensiv. Das könne man beim Durchlaufmischer nicht.

Der Genehmigungsantrag sei im Frühsommer 2007 beim damaligen Regierungspräsidium abgegeben worden – nach einigen Gesprächen schon im Vorfeld. Ende des Jahres sei die Vollständigkeit des Antrages durch das Regierungspräsidium festgestellt worden. In der Zwischenzeit hätten noch einige Gutachten eingeholt werden müssen, was vorher nicht abzusehen gewesen sei. In der Presse sei eine Bekanntmachung des Vorhabens veröffentlicht worden. Es sei auch eine öffentliche Auslegung der Genehmigungsunterlagen erfolgt. Die ETU habe auf ihrem Gelände zwei Versammlungen einberufen und die Bevölkerung eingeladen, um diese über das Vorhaben zu informieren. Einmal sei er selbst im Stadtrat in Bernstadt gewesen, um dort vorzustellen, was die ETU mit der neuen Anlage vorhabe.

Über Sitzungen und Beschlüsse des Gemeinderates der Gemeinde Altbernsdorf sowie der Stadt Bernstadt wisse er nichts. Er sei nicht dabei gewesen. Die Genehmigung der Anlage sei im Juni 2008 erteilt worden. Danach hätten sie mit der baulichen Durchführung begonnen und hätten Ende 2008 die Inbetriebnahme des Zwischenlagers angezeigt und Anfang 2009 die Inbetriebnahme der Behandlungsanlage.

Es habe verschiedene Behandlungsarten der Abfälle gegeben, die sie in Ihrem Genehmigungsantrag beschrieben hätten. Dazu habe das Sortieren, das Klassifizieren, dass Zerkleinern und das Herstellen von stabilisierten Abfällen gehört. Damals habe

man noch den Begriff Immobilisierung verwendet, dieser sei vom Gesetzgeber ersetzt worden durch den Begriff „Vollständiges Stabilisieren“. Beim Müll sei es um mineralische Abfälle und Bauschutt gegangen. Der sei zum Beispiel gebrochen worden. Es sei auch um Metallabfälle gegangen, die seien sortiert worden. Die Stäube und Schlämme seien stabilisiert und verfestigt worden. Es habe also eine vielfältige Art der Behandlung gegeben. Die Immobilisierung habe – geschätzt – vielleicht 10 bis 15 % ausgemacht.

Die Technologie der vollständigen Stabilisierung beruhe auf Vermischungsvorgängen, die sie im Kaltmischverfahren mit einem Doppelwellenchargenmischer vorgenommen hätten. Sie hätten dem Schadstoff Materialien zugesetzt, welche die Stabilisierung hätten erreichen sollen und die sogenannte puzzolanische Eigenschaften hätten. Das heiße, sie würden ähnlich wie Zement reagieren. Zement sei ein Pulver, das zu einem harten Stein werde, wenn man es mit Wasser in Verbindung bringe und ordentlich mische. Solche ähnlichen Eigenschaften würde es auch bei Abfällen geben.

Der Gesetzgeber habe schon vor 2007 mit der Deponieverwertungsverordnung und im Anschluss daran mit der Deponieverordnung festgelegt, wie stabilisierte Abfälle zu behandeln seien. Er habe ganz konkrete Prüfmechanismen vorgegeben zur Feststellung, ob ein Abfall vollständig stabilisiert sei oder nicht. Ein stabilisierter Abfall habe im so genannten pH-stat-Verfahren untersucht werden müssen. Dieses Verfahren sehe im Unterschied zum normalen Eluatverfahren vor, dass bei der Eluierung des Abfalls der pH-Wert des Eluats immer konstant gehalten werden müsse. Dieses Verfahren werde in der Literatur für Metalle und Metalloide für geeignet gehalten. Die genannten Verordnungen würden es aber auch für die anderen ablagerungsrelevanten Parameter vorschreiben, was wissenschaftlich eigentlich keinen Sinn mache.

Nach einer Anfrage beim Bundesministerium und Schriftverkehr sei dann für die ETU festgelegt worden, dass das pH-stat-Verfahren auf alle Parameter anzuwenden sei. Das pH-stat-Verfahren sei kein Behandlungsverfahren, sondern ein Analyseverfahren, das ausschließlich für stabilisierte Abfälle herangezogen werde. Eine Materialprobe werde mit 1 l Wasser zusammengebracht und 24 Stunden geschüttelt. Anschließend würde in dem Wasser gemessen, welche Schadstoffe aus diesen Mineralien im Wasser gelöst seien. Dabei spiele es keine Rolle, wie diese Materialien chemisch zusammengesetzt seien. Wenn man beispielsweise einen stark alkalischen Bauschutt habe, sei das Eluat, also das Waschwasser, nach 24 Stunden auch stark alkalisch, weil die Alkalien herausgelöst seien.

Das Material müsse erst einmal in einen Prüfkörper gepresst werden. Dieser müsste eine gewisse Zeit aushärten. Dann werde er wieder zerkleinert, das zerkleinerte Material würde dann 24 Stunden im Wasser ausgewaschen werden. Dieses Verfahren müsse man zweimal machen. Es müsse ständig der pH-Wert des Wassers gemessen werden. Sobald dieser um zwei Zehntel überschritten sei, müsse Säure hinzu gegeben werden, so dass der pH-Wert über 24 Stunden bei pH 11 liege. Dasselbe müsse man dann noch einmal mit dem pH-Wert 4 machen. Das sei ein sehr kostenintensives Prüfverfahren.

Sie hätten sich an die Vorgaben der Verordnungen gehalten, egal, ob sie anderer Meinung gewesen seien. Auch verschiedene Auffassungen in der Literatur hätten sie nicht zu interessieren gehabt. Sie hätten sich nach dem Gesetzgeber gerichtet. Dieses Verfahren habe bei den Abfällen, die sie angenommen hätten, funktioniert, sie hätten diese harten Prüfbedingungen eingehalten. Abfälle, bei denen das nicht der

Fall gewesen sei, hätten sie nicht angenommen. Im Jahr 2011 sei es einmal vorgekommen, dass eine Deponie bei der Eingangskontrolle Überschreitungen festgestellt habe und sie das Material hätten zurücknehmen müssen. An einen ähnlichen Fall einer Grenzüberschreitung bei der RAVON-Deponie in Kunnersdorf im August 2010 könne er sich nicht erinnern. Jeweils nach 500 t hätten sie nachweisen müssen, dass der Stabilisierungsprozess geklappt habe. Bei ungefährlichen Abfällen sei das nicht so häufig kontrolliert worden.

Die ETU sei ein zertifizierter Entsorgungsfachbetrieb. Das gelte einmal für die biologische Bodenbehandlung, die ja schon seit 1993 am Standort existiert habe. Es gelte auch für die neuen Anlagenteile – Zwischenlager und Abfallbehandlung –, hier sei die Zertifizierung im Frühjahr 2009 erfolgt. Der Bereich Bodenbehandlung sei seit Einführung der Entsorgungsfachbetriebsverordnung zertifiziert.

Kontrollen durch die Behörde habe es überdimensional häufig gegeben. Andere Entsorgungsunternehmen seien sicherlich nicht in der Dichte kontrolliert worden. Im Ergebnis habe es dann ein Protokoll der Behörde gegeben, für das sie auch noch eine Gebühr hätten bezahlen müssen. Gefühlt seien sie jede Woche da gewesen, aber das stimme natürlich nicht. Gravierende Mängel seien jeweils nicht festgestellt worden. So sei es auch nicht zur Verhängung von Bußgeldern gekommen.

Im Genehmigungsverfahren hätten sie unter anderem angeben müssen, welche Additive sie hätten verwenden wollen. Da sei Eisensulfat nicht mit beantragt worden. Deshalb hätten sie versucht, das nachträglich über eine Anzeige gemäß § 15 Bundesimmissionsschutzgesetz einzubeziehen, weil es ja nur eine Erweiterung der Additive gewesen sei. Die Behörde habe das dann aber abschlägig beschieden und darauf verwiesen, dass das ein Antragsverfahren gemäß § 16 Bundesimmissionsschutzgesetz hätte werden müssen. Ein Verbot einer unzulässigen Beimengung von Eisensulfat durch die Behörde sei das aber nicht gewesen. Die Zusammenarbeit mit den Labors sei in den drei Bereichen der ETU unterschiedlich.

Im Bereich Bodenbehandlung habe der Kunde oder Abfallerzeuger zunächst eine Analyse vorgelegt. Anhand dieser Analyse habe er, der Zeuge Rimpler, überprüfen müssen, ob die Eingangsparameter der biologischen Behandlung eingehalten seien. Wenn das der Fall gewesen sei, habe er ein Angebot erstellt. Wenn es sich um gefährlichen Abfall gehandelt habe, sei ein Entsorgungsnachweis gemacht worden mit der entsprechenden Deklarationsanalyse. Dazu habe ein biologischer Eignungstest erstellt werden müssen, ob sich das Material auch biologisch sanieren lasse. Dann sei das Material angenommen und mit anderen Abfällen in Mieten aufgesetzt worden. Diese biologische Behandlung sei regelmäßig überwacht worden. Das heiße, dass den Mieten Proben entnommen worden seien, um festzustellen, ob der Sanierungserfolg erreicht sei oder nicht. Wenn er nicht erreicht gewesen sei, hätte weiter saniert werden müssen. Wenn er erreicht worden sei, habe man anhand dieser Analyse die entsprechende Entsorgungsanlage mit dem Material bedienen können. In der Stabilisierung sei es etwas anders gewesen. Wenn die ersten Stabilisate hergestellt worden seien, habe man nach einer gewissen Menge noch einmal eine Probe genommen, um zu belegen, dass der Stabilisierungsprozess auch funktioniere.

Bei anderen Abfällen, wie beispielsweise Asbestzement, sei die analytische Überwachung nicht vorgeschrieben. Dort wisse jeder, dass Asbestzement ein gefährlicher Abfall sei. Das Material sei einfach nur verpackt angenommen und dann in größeren Transporteinheiten zusammengestellt auf die entsprechenden Entsorgungsanlagen

verbracht worden. Es sei also für jeden Abfall praktisch unterschiedlich gehandhabt worden.

In den allermeisten Fällen hätten Mitarbeiter der ETU die Proben entnommen. Sie seien geschult worden nach der LAGA-Richtlinie PN 98, die genau festlege, bei welcher Abfallmenge und welcher Abfallverpackung und auf welche Weise man die Probe zu nehmen habe. Es sei auch vorgekommen, dass man das Labor gebeten habe, eine Probe zu entnehmen und auszuwerten. Zu jeder Probenentnahme gehöre ein Probenentnahmeprotokoll, das enthalte, wo die Probe genommen sei, zu welcher Zeit, unter welchen Witterungseinflüssen, wer sie verpackt und an wen weitergegeben habe. Das seien exakte Vorschriften. Dann sei der Prüfbericht vom Labor wiedergekommen und er, der Zeuge Rimpler, habe anhand des Prüfberichtes die Auswertung vorgenommen. Im Bereich der Bodenbehandlung habe er also entscheiden können, ob die Miete nochmal umgesetzt oder hätte ausgefahren werden können.

1.5 Zeuge Thomas Reissner

Der Zeuge hat sich im Zusammenhang mit den Vorgängen um die ETU wie folgt geäußert: Er sei geschäftsführender Gesellschafter der ImCAL GmbH, diese sei zu 90 % Gesellschafter der ETU. Die ImCAL sei eine Beteiligungsgesellschaft/Vermögensverwaltungsgesellschaft. Für die ETU habe er Frau Wieland als Geschäftsführerin eingestellt im Paket mit Herrn Rimpler. Mit operativen Fragen habe er nichts zu tun und auch nichts zu tun gehabt.

Als Gesellschafter sei er ein paar Mal im Jahr bei der ETU. Er werde informiert, was passiere, aber nicht a priori. Die ImCAL sei keine Holding. Er habe drei Söhne. Wie jeder Vater habe er eine gewisse Bringschuld, seinen drei Söhnen eine Chance zu geben und in der Wirtschaft zu wachsen. Alle drei seien amerikanische MBA. Da habe er jedem eine Chance gegeben in diesen Firmen, zum Beispiel seinem Sohn Andreas Reissner in der ETU. Ein anderer Sohn sei Patrick Reissner. Der sei bei der TKK. Markus Reissner sei bei der PYRAL engagiert.

Herr Rimpler sei auf Vorschlag von Frau Wieland entlassen worden. A posteriori habe er einen zu großen Fehler gemacht. Er sei für die chemische Behandlung in der Gesellschaft zuständig gewesen und habe die bekannten Magnesiumfässer angenommen. Da habe er versagt. Für ihn habe der Schluss nahe gelegen, dass er inkompetent gewesen sei. Diese Einschätzung habe er vorgenommen aufgrund der Papiere, die er bekommen habe. Er habe die Entscheidung mitgetragen, dass Herr Rimpler deswegen habe gehen sollen.

Mit Abfall zusammenhängende Fragen könne er, der Zeuge Reissner, fachlich nicht diskutieren. Er sei Diplom-Kaufmann. Die ETU könnte ein erfolgreiches Unternehmen sein, das sei sie zurzeit aber nicht. Aus den Einschätzungen und den Berichten an ihn könne er keine Fehler feststellen, welche die ETU gemacht habe. Aber eine Hexenjagd von Presse und verschiedenen Personen mache es unmöglich, diese Gesellschaft wirtschaftlich zu machen, jedenfalls bis heute. Die TKK habe er im Januar 2004 erworben. Außer den Anteilen an der ETU, der TKK und der PYRAL habe er keine weiteren Firmen in Sachsen. Den vormaligen Geschäftsführer der ETU Herrn Weickelt habe er durch die Vermittlung eines Maklers im Januar 2007 kennen gelernt. Er habe eine Sorgfaltsuntersuchung gemacht und sich Bilanzen und Geschäft angeschaut. Dann habe er das Management gesucht und das Duo Wieland/Rimpler eingestellt.

Zum Zeitpunkt seiner Übernahme habe die ETU nur die Bodenbehandlung gemacht. Das sei sein Motiv gewesen. Mit der weiteren Strategie der Abfalloptimierung habe er sich nicht beschäftigt. Er sei nicht einbezogen. Er habe gesagt: „Macht mir eine „Pro-Forma-Rechnung““. Er habe also gefragt, ob es Sinn mache. Die Pro-Forma-Rechnung sei gemacht worden mit Umsatzplanung, Kostenplanung und Ertragsplanung. Dann sei das für ihn in Ordnung gewesen. Es seien dann auch die Abfallschlüsselnummern festgelegt worden, die man brauche. Er sei nicht involviert gewesen. Die vormaligen Eigentümer Diederichs und Hagedorn habe er nicht gekannt, sondern erst beim Notar bei Abschluss des Kaufvertrages kennengelernt. Er habe vorher mit Herrn Weickelt verhandelt. Dieser habe nach seiner Erinnerung 60 % an der ETU gehalten und die Herren Diederichs und Hagedorn 40 %.

An dem Erörterungstermin vor der Genehmigung der Anlage der ETU im April 2008 habe er teilgenommen, und zwar als Zuhörer. Er glaube nicht, dass er selber gesprochen habe, könne das aber mit Bestimmtheit nicht mehr sagen. Maßgeblich habe Frau Wieland gesprochen, weil die ja Bevölkerung und Menschen gekannt habe. Auch ein Vertreter der Landesdirektion sei dabei gewesen. Wie häufig im Jahr er bei der ETU gewesen sei, könne er aus dem Gedächtnis nicht mehr sagen, an einzelne Besuche erinnere er sich nicht mehr. Wenn er das gewusst hätte, hätte er das aus seinem Terminkalender herausziehen können. Herr Weickelt sei vielleicht ein/zweimal noch dabei gewesen. Frau Wieland habe das Reporting gemacht. Er habe wissen wollen:

„Wie sind die Zahlen, wie sind die Umsätze, wie ist das Geschäft?“ Er habe sich aber an den geschäftlichen Entscheidungen nicht beteiligt. Er habe sich die Zahlen durch Frau Wieland manchmal telefonisch, manchmal per Internet – per Mail – und manchmal durch Präsenz vortragen lassen. Er habe sich beraten lassen und sei nicht in einem Vakuum gewesen. Er habe leider hohe Kosten für Berater fachlicher und legaler Art zu investieren, hier also durch Professor Müller als Spezialist für Abfallrecht.

Er könne sich an ein weiteres besonderes Vorkommnis erinnern. Es sei um 1000 t an die Firma RAVON oder so ähnlich gegangen. Unterstellt worden sei, dass diese nicht richtig stabilisiert worden seien. Inhaltliche Einzelheiten wisse er nicht. Es sei ihm berichtet worden. Er habe das zur Kenntnis genommen und nicht weiter hinterfragt. Frau Wieland habe ihm berichtet, aber auch Herr Müller, der nämlich in dieser Frage eingeschaltet gewesen sei. Über juristische Fragen berichte ihm Professor Müller, über die sogenannten Finanzzahlen berichte ihm Frau Wieland. Die Informationen erhalte Herr Müller von Frau Wieland. Professor Müller habe über die Rechtsfragen und Konsequenzen informiert. Er sei bis heute sein Berater. Er wisse nicht, ob er eine klassische Mandantenerklärung unterschrieben habe. Wenn Herr Müller ein Rechtsproblem habe, diskutiere er das und mache Schriftsätze. Er, der Zeuge Reissner, bekomme nachher Kopien oder einen mündlichen Bescheid über das Ergebnis. Er erörtere das nicht mit Professor Müller, weil er die abfallrechtlichen Fragen nicht kenne und die Augenhöhe nicht herstellen könne. Ein Auftragsverhältnis bestehe zwischen Herrn Müller und der ETU. Herr Müller informiere ihn als Gesellschafter der ETU, da er von der ETU beauftragt sei. Als Gesellschafter der ETU wolle er, der Zeuge, informiert werden. Von einem Herrn Dietmar Sacher habe er gehört, und zwar, dass der für die ETU vermittelt habe, er meine sogar diese Thüringer Filterstäube. Er sei sich aber nicht sicher.

Es habe bei der ImCAL einen Herrn Staudenmeyer gegeben, der sei Abfallmakler gewesen. Er habe auf eigene Rechnung im eigenen Namen bei der ImCAL akqui-

riert. Er habe dort ein Büro angemietet, angestellt gewesen sei er nicht. Die Abrechnung sei – soweit er wisse – von der ETU vorgenommen worden, nicht durch die ImCAL.

Er habe von der ETU vierteljährlich kaufmännische Quartalsberichte erhalten und monatlich die BWA (betriebswirtschaftliche Abrechnung). Einen Investor interessiere immer die Entwicklung der Gesellschaft. Sein Wissen über Immobilisierungstechnologien habe er aus der Zeitung bezogen. Ob diese machbar seien oder nicht, könne er nicht beantworten. Als er in die Firma investiert habe, habe es die Stabilisierungsstrategie noch nicht gegeben. Die Firma habe die biologische Bodenbehandlung betrieben, das sei sein Motiv gewesen. Eine Festlegung gegenüber der ETU, über welche Vorkommnisse zu berichten sei, habe es nicht gegeben. Es habe sich manchmal aus der ad-hoc-Situation ergeben. Er habe das Problem dann zur Kenntnis genommen wie zum Beispiel, wenn ein Bagger oder ein Schwergerät nicht funktioniert habe. Vorgaben habe es aber insoweit nicht gegeben.

Anfangs seien die Zahlen so gewesen, dass er sich beruhigt habe zurücklehnen können. Sie seien aber schlechter geworden. Er habe darauf unzufrieden reagiert und gesagt, sie müssten wieder zurück zur Bodenbehandlung („zurück zu den Wurzeln“). Die Abfallbehandlung sei ein „komisches Geschäft“. Er habe insoweit keine strategische Entscheidung getroffen, sondern einen Vorschlag gemacht. Er diktiere nicht, weil er das nicht beurteilen könne. Frau Wieland schätze er als integer, aufrichtig und authentisch ein. Sie sei auf Druck von außen entlassen worden. Das Landratsamt habe das quasi verlangt. In einem Schreiben habe das Landratsamt klar gesagt: „Wenn die Frau Wieland nicht entlassen wird, dann...“. Am Ende des Tages sei ja die Gesellschaft das höhere Gut.

Vorgänge etwa im Zusammenhang mit Filterstaub der Ortrander Eisenhütte GmbH, mit unerlaubten Beimengungen von Eisensulfat in einer Rezeptur und mit 3000 t Filterstäuben vom Elektrostahlwerk Gröditz im Juli 2009 kenne er nicht. Von einem Brand sei ihm einmal per Mail Mitteilung gemacht worden. Daraus sei aber keine Problematik entstanden, Veränderungen im Betriebsablauf habe es deswegen nicht gegeben.

Er sei einmal zusammen mit Frau Wieland und seinem Sohn bei einem Gespräch mit der Behörde dabei gewesen. Die Namen der Gesprächspartner wisse nicht mehr, es seien ein Doktor gewesen und zwei Damen. Er habe mal dieses „Behördengefühl“ kriegen wollen.

Von einer in der Bild-Zeitung geschalteten Anzeige habe er hinterher eine Kopie bekommen. Diese sei von der ETU und nicht von ihm persönlich oder der ImCAL bezahlt worden. Sie sei auch von der ETU selbstständig formuliert gewesen. Professor Müller habe ihn hier nicht beraten und auch nicht informiert. Als er die Kopie auf dem Schreibtisch gehabt habe, sei die Anzeige bereits geschaltet gewesen .Er habe nicht alle Schriftsätze in Kopie erhalten, aber beispielsweise die mit der klaren Stellungnahme an die Behörde, wo es um die Beseitigung der Fässer gegangen sei.

Von dem Verkauf der Fässer als Produkt an ein in Deutschland ansässiges Unternehmen habe er erst im Nachhinein Kenntnis erhalten. Die Namen Höfer (Abfallmakler) und GEMA (Spedition) kenne er nicht, den Namen Maiwald ebenfalls nicht. Er wisse, dass Herr Weickelt Stadtrat gewesen sei. Ob er in dem Erörterungstermin die Aussage getroffen habe, Arbeitsplätze schaffen und Steuern zahlen zu wollen, erinnere er nicht. Solche Vorgänge seien sehr viel parallel gelaufen. Er sei einmal in einem Gemeinderat eingeladen gewesen und habe dort eine solche Äußerung getan.

Das sei im Zusammenhang mit der TKK gewesen. Das sei ja auch nicht falsch. Sie hätten Arbeitsplätze geschaffen und auch Steuern bezahlt.

Sein Sohn Andreas Reissner sei im Jahre 2012 oder 2011 zum Prokuristen ernannt worden, das wisse er nicht mehr genau. Wenn er mit ihm rede, dann bitte er ihn, konsistent, prägnant und sachlich, nämlich effektiv, über das Geschäft mit ihm zu reden. In der wenigen Zeit, die sie hätten, würden sie auch oft über private Dinge sprechen.

1.6 Zeuge Dr. Reiner Hänsel

Der Zeuge Dr. Reiner Hänsel ist vernommen worden darüber,

- ob die zuständigen Behörden vom Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft, das ehemals selbständige Staatliche Umweltfachamt über das Regierungspräsidium bzw. die Landesdirektion Dresden und schließlich Sachsen bis zu den jeweils zuständigen Landratsämtern nicht die rechtlich erforderlichen Prüfungen bei der Genehmigung und Überwachung der Bodensanierungsanlage oder Immobilisierungsanlage der ETU GmbH Altbernsdorf vorgenommen oder veranlasst haben oder die diesbezüglichen rechtlichen Vorgaben nicht ausreichen, um Gefahren für Mensch und Umwelt sicher auszuschließen,

- ob sächsische Behörden, insbesondere das Landratsamt Görlitz, Hinweisen der Behörden anderer Bundesländer, insbesondere des Thüringer Landesverwaltungsamtes zur Gefährlichkeit von der ETU GmbH gelieferten Abfällen nicht in erforderlicher Weise nachgegangen sind, um Gefahren für die Gesundheit der Menschen und die Umwelt sicher auszuschließen,

- ferner darüber, ob die Entscheidungen des Gemeinderates der Gemeinde Altbernsdorf sowie der Stadt Bernstadt zur Zulassung von Anlagen der ETU GmbH unter Verletzung kommunalrechtlicher Vorschriften, insbesondere zur Information der Gemeinderäte und zur Befangenheit, zustande gekommen sind.

Der Zeuge Dr. Hänsel hat angegeben, die hier behandelte Sache liege für ihn jetzt fünf bis sechs Jahre zurück. Er sei damals Referent im damaligen Regierungspräsidium Dresden, heute Landesdirektion, gewesen und habe dort alle Abfallanlagen, die im Regierungsbezirk Dresden in Betrieb gewesen seien, zu genehmigen, also genehmigungsseitig zu bearbeiten gehabt, unter anderem auch die ETU in Altbernsdorf. Er sei seit 1995 oder 1996 für Abfallanlagen im Regierungsbezirk Dresden zuständig gewesen und habe auch mit Bodensanierungsanlagen zu tun gehabt. Er sei seit drei Jahren aus dem Berufsleben ausgeschieden, Unterlagen würden ihm nicht mehr zur Verfügung stehen.

Altbernsdorf gehöre zu Bernstadt. Dort sei weiter zurückliegend in den neunziger Jahren eine Bodensanierungsanlage genehmigt worden. Es habe sich um eine Anlage der so genannten Spalte 1 gehandelt. Das bedeute, dass es eine umweltrechtlich bedeutende Anlage sei, die unter Beteiligung der Öffentlichkeit zu genehmigen sei.

Wann die erste Genehmigung erteilt worden sei, könne er nicht sagen. Es habe einige Änderungen bezüglich der Kapazität und des einzusetzenden Stoffes gegeben. Einzelheiten dazu könne er nicht angeben. Das liege schon sehr weit zurück, sei aber in den Unterlagen dokumentiert. Er könne nur sagen, dass es bei der stofflichen

Änderung damals um Bauschutt gegangen sei, der habe mit behandelt werden sollen.

2007 sei von der ETU ein Antrag gestellt worden zur Errichtung und zum Betrieb eines Abfallzwischenlagers, einer Anlage, die in der Nummer 8.12 in der 4. Bundesimmissionsschutzverordnung aufgeführt sei. Von der Anlagengröße her sei es eine Spalte-1-Anlage gewesen. Neben der Lagerung habe in der Anlage auch eine Behandlung der Abfälle durchgeführt werden sollen. Die Genehmigung dazu sei 2008 kurz vor der Verwaltungsreform erteilt worden.

Der Antrag sei 2007 im Sommer eingereicht und von ihm auf Vollständigkeit bearbeitet worden. Er habe insbesondere den fachlichen und rechtlichen Inhalt geprüft, ob dieser den Vorschriften des Immissionsschutzrechtes entsprochen habe. Die Unterlagen seien mehrmals vervollständigt worden. Nach Vervollständigung sei dann eine positive Entscheidung getroffen worden, indem die abfallrechtliche Anlage genehmigt worden sei.

Die Öffentlichkeit sei beteiligt worden. Es habe einen Erörterungstermin in Bernstadt stattgefunden. In diesem Termin seien alle Bedenken der Anwohner von Altbernsdorf ausgeräumt worden. Die Anlage sei nicht der Umweltverträglichkeitsprüfung unterfallen, weil die zu lagernden Mengen an Schlämmen, die dafür erforderlich gewesen wären, nicht überschritten worden seien. Auch die Annahmekapazität habe kein Indiz für die Durchführung einer Umweltverträglichkeitsprüfung ergeben, so dass ein förmliches immissionsschutzrechtliches Genehmigungsverfahren durchgeführt worden sei.

Über politische Abstimmungen im Gemeinderat der Gemeinde Altbernsdorf wisse er nichts zu sagen.

Einsprüche zum Verfahren seien erst in der Zeit gekommen, in der Bevölkerung und Anwohner sich zu dem Vorhaben hätten äußern können. Die Unterlagen hätten ja in Bernstadt ausgelegen und hätten von jedem eingesehen werden können. Wenn Unklarheiten aufgetreten seien, habe sich das in Form von Einwendungen niedergeschlagen, die dann im Termin besprochen worden seien. Das habe zur Folge gehabt, dass das gegebenenfalls bei der Bewertung des Vorhabens eingeflossen sei, wenn es sich also um Belange gehandelt habe, die ihnen als Behörde noch nicht so in dem Umfang vorgelegen hätten.

An dem Erörterungstermin im April 2008 habe er, der Zeuge Dr. Hänsel, teilgenommen. An Einzelheiten könne er sich nach fünf Jahren schwerlich erinnern. Es sei damals ein Wortprotokoll gemacht worden. Im Wesentlichen sei es um Auswirkungen der Anlage in Bezug auf Staub, Lärmbelastung, Geruch und Emissionen gegangen, die spezifisch mit der Anlage zusammengehangen hätten. Die Kernprobleme seien alle in der Begründung zur Genehmigung mit aufgeführt worden.

Ab 01.08.2008 sei das Landratsamt zuständig gewesen. Seine letzte Amtshandlung in dem Vorhaben sei die Erarbeitung des Bescheides zum vorzeitigen Errichtungsbeginn gewesen im Juli 2008 gewesen. Der Sofortvollzug sei auf Antrag des Betreibers angeordnet worden. Es habe nichts dagegen gesprochen. Seines Wissens habe das Landratsamt alle Unterlagen bekommen, auch die Widersprüche. Es sei einleuchtend, dass das für die Kollegen vom Landratsamt nicht einfach gewesen sei. Ohne Verwaltungsreform wäre die Bearbeitung sicherlich anders gelaufen. Man hätte die Sache sicherlich auch anders lösen können. Das habe aber nicht im Zuständig-

keitsbereich der mittleren und unteren Behörden gelegen. Man hätte eine entsprechende Zuständigkeitsverordnung machen können, die festgelegt hätte, dass alle angefangenen Verfahren, also auch die Widerspruchsverfahren, in der Behörde zu Ende zu führen seien, in der sie sich befinden.

Die ursprünglichen Betreiber von ETU, die Herren Dierichs und Hagedorn, sowie den Geschäftsführer Klaus Weickelt kenne er aus der langjährigen Zusammenarbeit persönlich.

Auf Vorhalt von Äußerungen, die Herr Weickelt in Altbernsdorf vor Ort gemacht haben soll, dass er sehr guten Kontakt zum Regierungspräsidium halte, die würden schon alles wie gewünscht möglichst schnell abwickeln, hat der Zeuge Dr. Hänsel erklärt, „wie gewünscht“ hätten sie nichts abgewickelt. Sie seien so vorgegangen, wie es die rechtlichen und fachlichen Vorgaben verlangen würden. Er könne sich nicht vorstellen, dass Herr Weickelt sich so geäußert habe.

Der Ablauf eines Genehmigungsverfahrens sei wie folgt: der Antrag werde bei der zuständigen Behörde eingereicht. Das heiße, der Antragsteller lege die entsprechenden Exemplare, welche die Genehmigungsbehörde brauche, vor. Diese verteile die Unterlagen nach Eingang sternförmig. Das heiße also, sie hätten gleichzeitig allen zu beteiligenden Behörden ein Exemplar zugeschickt. Es würden dafür in der Regel zwölf bis 13 Exemplare benötigt. Dann sei die Prüfung losgegangen. Jeder der Beteiligten habe die Möglichkeit gehabt, sich zur Vollständigkeit der Antragsunterlagen für seinen Bereich zu äußern. Das heiße, die Baubehörde erkläre sich zum baurechtlichen Teil. Es sei ja auch eine Bauunterlage dabei. Das Gewerbeaufsichtsamt äußere sich zum gewerberechtlichen Umfang der Unterlagen. Wenn diese nicht ausreichend seien, komme eine Nachforderung. Alles gehe dann wieder bei ihnen ein, sie würden dann diese Unterlagen mit ihren eigenen Nachforderungen dem Antragsteller überreichen. Dieser habe dann die entsprechenden Nachlieferungen vorzulegen. Diese würden dann wieder sternförmig verteilt, dann gehe das Spielchen wieder los, bis alle zufrieden seien.

Die Stadt Bernstadt habe von ihnen eine komplette Antragsunterlage erhalten. Da müsse man aber sagen, dass die Stadt Bernstadt keine Kreisstadt sei und also keine eigene Baubehörde habe. Das Bauamt befinde sich im Landratsamt. Die Gemeinde könne sich zu allem äußern, zum Beispiel zum Immissionsschutz und auch zum Wasserrecht. Sie könne aber keine Entscheidung dazu treffen, es sei denn, es handele sich um eine Kreisstadt. Diese habe ja eine eigene Baubehörde und würde sich dann entscheidungsmäßig zum Baurecht dazu äußern. In den Unterlagen sei aufgeführt, wer wann welche Unterlage erhalten habe.

Es könne sein, dass das Landratsamt die Genehmigung mit einem handschriftlichen Vermerk „Fassung weicht in Punkt 4 und 5 Tenor ab von Auslegung RP Dresden 18.02.2009“ versehen habe, da müsse man in die Unterlage gucken. Das sei dieser zu entnehmen. Es könne nicht sein, dass nicht die Genehmigung, sondern nur eine Entwurfsfassung ausgelegt worden sei. Zuständig dafür seien das Landratsamt oder die Landesdirektion bzw. damals das Regierungspräsidium gewesen, weil die die Genehmigung erteilt hätten. Die Stadt Bernsdorf werde nur gebeten, die Genehmigung auszulegen und alle Einwendungen irgendwie zu sammeln und an die Genehmigungsbehörde weiterzureichen. Für das Auslegen sei die Gemeinde oder derjenige zuständig, in dessen Bereich es ausgelegt werde. Dieser werde angeschrieben und gebeten, das zu erledigen. Sie selbst würden das vor Ort nicht kontrollieren.

Wenn sie eine Umweltverträglichkeitsuntersuchung (UVU) gemacht hätten, hätte das Gebiet der Gemeinde Schönau-Berzdorf mit untersucht werden müssen. Das sei aber nicht geschehen. Die Auslegung der Unterlagen sei in der „Sächsischen Zeitung“ bekannt gemacht worden, aber auch im „Sächsischen Amtsblatt“, so dass der Bürgermeister von Schönau-Berzdorf die Information auch erhalten habe. So unwissend seien die Schönau-Berzdorfer also nicht gewesen. Theoretisch hätte man die Unterlage sicherlich auch nach Schönau-Berzdorf geben können. Es wäre sicherlich kein Verfahrensfehler gewesen. Das müsse man auch sagen. Es sei aber ja nicht so, dass die in der Nähe zur Anlage liegenden Häuser auf dem Gebiet von Schönau-Berzdorf nicht betrachtet worden wären. Wenn eine Wohnung in Schönau-Berzdorf beispielsweise näher als 500 m an der Anlage liege, müsse man diese sicherlich mit einbeziehen. Es gebe einen Abstandserlass in Nordrhein-Westfalen. Das sei eine baurechtliche Empfehlung, die dort getroffen werde. Es werde also mit betrachtet, auch wenn es rechtlich keine Verpflichtung gegeben habe, eine Unterlage nach Schönau-Berzdorf zu geben.

Die Anlage bekomme mit der immissionsschutzrechtlichen Genehmigung auch die Einleitungsgenehmigung. Ansonsten dürfte die Genehmigung nicht ausgereicht werden. Das heiße also, die wasserrechtlichen Belange müssten auch vor Erteilung der Genehmigung klar und genehmigungsfähig sein.

Eine wasserrechtliche Genehmigung sei nicht erforderlich gewesen. Es sei ja eine biologische Bodensanierungsanlage gewesen, wo kein Abwasser entstehe. Es entstehe bestenfalls Regenwasser von saniertem Boden. Falls dort irgendwelche Restverunreinigungen beim Transport entstanden seien, werde das über den Koaleszenzabscheider abgetrennt, so dass es nach dem Abscheider in das Gewässer eingeleitet werden könne. Eine wasserrechtliche Ableitgenehmigung in eine kommunale Kläranlage habe es seines Wissens gar nicht gegeben. Das sei bei der Bodensanierung auch gar nicht erforderlich gewesen.

Auf Vorhalt eines Bescheides des Landratsamtes Löbau/Sachsen, adressiert an Dierichs und Hagedorn Consulting GmbH, Silberhofstraße 84, 09599 Freiberg, vom Dezernat 5, Umweltamt, untere Wasserbehörde vom 04.07.1994 erklärt der Zeuge Dr. Hänsel: Dass eine wasserrechtliche Entscheidung selbständig ist, sage ihm, dass sie nicht im Zusammenhang mit einer immissionsschutzrechtlichen Genehmigung erteilt worden sei. Da eine immissionsschutzrechtliche Genehmigung eine Bündelungsfunktion habe, könne eine wasserrechtliche Genehmigung nicht separat erteilt werden, weil die zuständige Behörde nicht die Wasserbehörde sei, sondern die Immissionsschutzbehörde. Möglich sei, dass man mit der Bodensanierungsanlage ein Bürogebäude errichtet habe. Da dort Sanitärabwässer und dergleichen anfallen würden, müsse man ja auch für das Sanitärwasser eine Ableiterlaubnis haben. Dann sei eine wasserrechtliche Genehmigung notwendig. Die würde dann die Wasserbehörde selbständig erteilen. Alle mit einer Anlage zusammenhängenden wasserrechtlichen Belange würden von der immissionsschutzrechtlichen Genehmigung gebündelt und erfasst. Die erteilte wasserrechtliche Entscheidung habe im Genehmigungsverfahren 2007 keine Rolle gespielt.

Seines Wissens liege das Grundstück der ETU in einem Industriegebiet. Das sei damals im Erörterungstermin von der Gemeinde mitgeteilt worden. Die bauplanungsrechtliche Bearbeitung müsse noch in der Zeit vor der Bodensanierungsanlage liegen. Sonst hätte man diese an der Stelle nicht errichten können. Welchen bauplanungsrechtlichen Status diese Einordnung „Industriegebiet“ gehabt habe, wisse er

nicht. Die Sache sei für sie eigentlich klar gewesen. Wenn es Industriegebiet sei, sei es Industriegebiet. Es könne jede Anlage, auch eine Chemieanlage, errichtet werden, wenn sie die Voraussetzungen der umweltrechtlichen Vorgaben erfülle. Sie hatten sich also auf die Stellungnahme der Stadt Bernstadt verlassen und nicht selbst die Raumordnungsbehörde beim Regierungspräsidenten einbezogen. Wenn es sich nicht um ein Industriegebiet handeln würde, hätte die Bodensanierungsanlage nicht errichtet werden dürfen. Es sei sicherlich Gegenstand des Genehmigungsverfahrens zu schauen, was für einen Status der Grund und Boden habe. Wenn aber die Gemeinde mitteile, dass der Standort zum Industriegebiet zähle und schon eine Industrieanlage auf dem Gebiet stehe, würden sie nicht extra eine Prüfung dazu durchführen. Das sei normales Verfahren.

Weiter hat der Zeuge Dr. Reiner Hänsel ausgesagt, es sei ihm nicht bekannt, dass es bei der ETU keinerlei analytische Vorrichtungen gegeben habe, um eine Analyse der angelieferten Stoffe vorzunehmen. Der Betreiber müsse eine Eingangsüberwachung von Abfällen machen und prüfen, ob die Abfälle richtig deklariert seien. Da müsse er eine gewisse analytische Kapazität vorhalten. Wie wolle er sonst feststellen, ob ein falsch deklarierter Abfall angeliefert werde. Das gehe ja nicht. Das stehe im Genehmigungsbescheid oder aber in den Antragsunterlagen, die ja Bestandteil der Genehmigung seien. Der Bescheid selbst sei für die Genehmigung nicht ausreichend. So würden sich etwa im Bescheid keine Schlüsselnummern finden – wenn er sich recht entsinne –, weil diese im Antrag stehen würden. In dem Bescheid werde nur das als Nebenbestimmung aufgeführt, was entweder eine besondere Bedeutung habe, oder was im Antrag nicht so definitiv ausgeführt sei.

2 „Thüringer Fässer“ aus Sondershausen

2.1 Zeugin Verena Starke

Konkret gehe es vorliegend um die Anlieferung und Lagerung von magnesiumhaltigen Filterstäuben von der „MSE Sondershausen“ in Thüringen zur ETU nach Altbernstadt.

Die immissionsschutzrechtliche Genehmigung für die Entsorgungsanlage ETU heiße wie folgt: „Genehmigung für die Errichtung und den Betrieb einer Anlage zur zeitweiligen Lagerung sowie zur Behandlung durch Vermengen und Vermischen sowie durch Konditionierung, Immobilisierung von gefährlichen und nicht gefährlichen Abfällen.“ Sie sei am 12.06.2008 vom Regierungspräsidium Dresden als der zuständigen Stelle erteilt worden. Das RP sei über 17 Jahre die verantwortliche Stelle gewesen und habe über Fachkompetenz und Erfahrungen verfügt.

In der Genehmigung seien Auflagen und Hinweise verankert, die sicherstellen würden, dass keine Umweltschäden auftreten. Das betreffe zum einen die Annahme der Abfälle. Hier sei klar geregelt, dass entsprechend dem Entsorgungsnachweisverfahren, das zu führen sei, bei Anlieferung eine Sichtkontrolle der Abfälle zu erfolgen habe, ebenfalls ein Abgleich der Begleitscheine, ferner die Kontrolle der Abfallschlüssel sowie eine Wägung. Außerdem müsse bei gefährlichen Abfällen eine Identifikationsanalyse je Charge gemacht werden, die Rückstellproben seien sechs Monate aufzubewahren.

Bei der Lagerung von Abfällen und der Annahme sei klar geregelt, dass in der Anlage zur immissionsschutzrechtlichen Genehmigung ein Positivkatalog geführt werde.

Das heiße, dass die Abfälle, die angenommen werden dürften, definiert seien. Ausgeschlossen seien solche, die explosionsgefährlich und leicht entzündlich – also R 11 –, sehr giftig oder erbgutschädigend seien. Es werde gefordert – das sei wichtig –, dass die Abfallarten getrennt zu lagern seien. Es dürfe keine Vermischung von gefährlichen und nicht gefährlichen Abfällen stattfinden. Die Abstände seien zu beachten, entweder durch Trennwände oder bei Haufwerken mindestens 30 cm. Die Abfälle müssten gekennzeichnet sein, damit man sie auch wiederfinde, sowohl die Behälter als auch die Boxen. Eine offene Lagerung von schadstoffemittierenden staubförmigen oder staubenden Abfällen sei verboten.

Die Anlage sei vom Regierungspräsidium Dresden in die Kategorie 8.12 der Spalte 1 eingruppiert worden, das bedeute „Anlage zur zeitweiligen Lagerung von gefährlichen Abfällen“, und sie sei als Anlage der Kategorie 8.11 – Behandlung von gefährlichen Abfällen als Nebenanlage – genehmigt worden. Mit der Genehmigung vom 12.06.2008 habe die ETU 1630 t gefährliche Abfälle Gesamtlagerkapazität wahrnehmen dürfen. Im Dezember 2008 habe die ETU den Antrag gestellt, die Sicherheitsleistung zu minimieren. Das sei einhergegangen mit dem Antrag auf Reduzierung der anzunehmenden Mengen an Abfällen. Diese seien von 1630 t auf 770 t beschränkt worden.

Bei dem Transport gefährlicher Abfälle von A nach B stelle die Abfallentsorgungsnachweisverordnung die gesetzliche Grundlage für das Verfahren dar. Der Abfallerzeuger – derjenige, bei dem in der Produktion Abfälle anfallen würden, derer er sich entledigen wolle – mache eine verantwortliche Erklärung. Er vergebe den Abfallschlüssel. Er beschreibe den Abfall und füge eine Deklarationsanalyse bei. Diese gebe Auskunft über physikalische Eigenschaften, pH-Wert, Leitfähigkeit und auch über die chemische Zusammensetzung. Der Abfallerzeuger sei verpflichtet, in der Deklarationsanalyse Angaben darüber zu machen, welche chemischen Elemente mit welchen Eigenschaften enthalten seien, also den Abfall noch stärker zu definieren. Diese vom Abfallerzeuger hergestellten Unterlagen würden – meistens noch mit einer Probe – zum Abfallentsorger gehen. In diesem Falle habe die MSE 4,1 Kilo als Probe an die ETU übergeben mit der Deklarationsanalyse und dem Abfallschlüssel. Wenn der Abfallentsorger geprüft habe, ob der Abfall in seiner Anlage angenommen oder auch behandelt werden könne, gebe er sein „Okay“. Dann würden die Unterlagen der Behörde, und zwar der Entsorgerbehörde, vorgelegt werden. Das seien in diesem Falle sie, das Umweltamt des Landkreises Görlitz, weil die ETU ihren Sitz bei ihnen im Landkreis habe.

Die Entsorgerbehörde erhalte keine Probe. Sie stütze sich auf die schriftlichen Unterlagen, die ihr vorgelegt würden, und prüfe den Abfallschlüssel dahingehend, ob dieser passfähig sei für die Anlage, also in der Positivliste der anzunehmenden Abfälle enthalten sei. Außerdem prüfe sie, ob der Abfallschlüssel für die Deklarationsanalyse Sinn mache, ob diese also plausibel sei.

Wenn die Entsorgungsbehörde zu der Erkenntnis komme, dass der Abfall angenommen werden könne, gebe sie ihr Einverständnis und vergebe eine Entsorgungsnachweisnummer. Diese Unterlagen würden zum Entsorger gehen, dieser reiche sie wiederum an den Abfallerzeuger weiter. Der sei dann verpflichtet, seine Behörde, also die Erzeugerbehörde, zu befragen. Das dreimalige „Okay“ gehe also zur Erzeugerbehörde. Diese wiederum prüfe, ob der Abfallschlüssel richtig vergeben sei, weil sie die Anlage natürlich kenne. Erst wenn viermal das „Okay“ vorliege, könne die Entsorgung von A nach B erfolgen.

Sie als Landratsamt würden im Jahr ungefähr zwischen 380 bis 400 Entsorgungsnachweise zu erledigen haben. Das sei also eine Arbeit, die sie täglich begleite. Im vorliegenden Fall sei die Erzeugerbehörde in Thüringen nicht befragt worden. Die Anlieferung der MSE-Abfälle bei der ETU sei am 03./04. März 2009 erfolgt. Es habe sich um 88,2 t magnesiumhaltige Filterstäube gehandelt, verteilt auf 436 Fässer à 200 l, luftdicht verschlossen. Sie seien mit dem Abfallschlüssel 10 10 09 versehen gewesen. Der sei vergeben für Filterstäube aus der Gießerei von Nichteisenmetallen. Sie würden entstehen bei der Abluftreinigung der Schmelzöfen, bei der Formerei, beim Gießprozess und auch bei der Nachbereitung der Gussstücke. Sie würden sich dadurch auszeichnen, dass sie in einer oxidierten Form vorliegen und damit sehr reaktionsträge oder nichtreaktiv seien. Bei der Anlage der MSE handele es sich aber nicht um eine Gießerei, sondern um eine mechanische Aufbereitungsanlage. Da die Erzeugerbehörde nicht befragt gewesen sei, sei das erst viel später deutlich geworden.

Der richtige Schlüssel hätte eine 19er Nummer sein müssen und keine 10er. Die 19 sei praktisch die Herkunft für „mechanische Aufbereitung“. Die Deklarationsanalyse habe damals die Firma „Biomar“ erstellt. Sie habe den unrichtigen Abfallschlüssel 10 10 09 nicht beanstandet, sondern durchgewunken. Es habe in der Deklarationsanalyse gestanden: „Konsistenz staubförmig, Geruch typisch, Farbe schwarz“. Es sei eine Beprobung im „Muffelofen“ beigefügt gewesen. Die Muffelofenbeprobung werde durchgeführt, um den Glühverlust zu bestimmen. Dieser müsse nach der Deponieablagerungsverordnung kleiner als 3 % sein, um eine Ablagerung ohne Vorbehandlung zu garantieren. Der Glühverlust sei praktisch ein Parameter, um die organischen Substanzen im Abfall zu bestimmen.

In der Auswertung der Firma „Biomar“ sei zu lesen gewesen: „Temperaturen wurden im Muffelofen zwischen 500 und 550° gefahren, die im Muffelofen enthaltenen Abfälle verbrannten explosionsartig“. Nun sei das explosionsartige Verbrennen kein Hinweis darauf, dass es sich um explosiven Abfall handele, denn bei diesen Temperaturen würden alle organischen Bestandteile mehr oder weniger heftig verbrennen. Der Glühverlust, der hier habe bestimmt werden sollen, sei kein Parameter für die Entzündlichkeit des Abfalls. Auch Magnesium habe bei diesen Temperaturen seinen Schmelzpunkt erreicht; eine Lagerung erfolge in der Regel bei Temperaturen bis 40°.

Weiterhin habe „Biomar“ eine Elementaranalyse vorgelegt. Es sei nachgewiesen worden, dass die Anteile an Magnesium über 50 % gelegen hätten. Bei dieser Analyse gebe es aber keine Aussage zu den chemischen Verbindungsformen, die diese Elemente eingehen würden, also, ob der Abfall nun reaktionsträge im chemischen Sinne sei oder ob er in einer hochreaktiven Form vorliege. Bei dem Abfallschlüssel 10 10 09 – Herkunft Gießerei – müsse man davon ausgehen, dass er nichtreaktiv oder sehr träge sei. Das Fehlen der Sicherheitsdatenblätter sei hier ein diskutiertes Thema. Sie hätten diese erst im September 2011 erhalten. Der Grund dafür sei gewesen, dass die Anlage MSE im Jahr 2010 eine wesentliche Änderung nach § 16 beantragt und genehmigt bekommen habe. Sie hätte ab diesem Jahr die Möglichkeit gehabt, die Abfälle selbst aufzubereiten. Damit sei aus dem Abfall ein Produkt geworden, dazu würden Sicherheitsdatenblätter gehören, denn die Gefährlichkeit des Abfalls sei auch durch Verpressen – das habe die MSE durchgeführt – nach wie vor gegeben.

Nachdem die Unterlagen nachgereicht worden seien, habe das Thüringer Landesverwaltungsamt mit Schreiben vom 13.03.2009 – die Anlieferung sei bekanntlich am 03./04. März 2009 erfolgt – reagiert und eine vorläufige Nutzungsuntersagung des

Entsorgungsschlüssels gegenüber der MSE bestimmt. Das Umweltamt Görlitz habe dieses Schreiben zur Kenntnis bekommen. Daraus sei hervorgegangen, dass das Thüringer Landesverwaltungsamt den von der MSE vergebenen Schlüssel 10 10 09 angezweifelt habe. Richtig wäre nicht ein Schlüssel für eine Gießerei gewesen, sondern für eine mechanische Aufbereitungsanlage mit einem 19er Schlüssel.

Die MSE sei in diesem Schreiben aufgefordert worden, mit ihrem Kyffhäuser Landkreis – das sei die Überwachungsbehörde – Kontakt aufzunehmen. In den weiteren Verwaltungsweg seien sie als Umweltamt nicht involviert gewesen.

Mit Schreiben vom 08.07.2009, bei ihnen eingegangen am 16.07.2009, habe das Thüringer Verwaltungsamt gegenüber der MSE eine Untersagungsverfügung für die Entsorgung dieser Abfälle erlassen. Darin werde noch einmal verdeutlicht, dass der gewählte Abfallschlüssel falsch sei und eine 19er Gruppierung zutreffend gewesen wäre. Den vollständigen Bescheid hätten sie am 04.04.2012 erhalten.

Am 09.09.2009 hätten sie von einer Kollegin des Landkreises Kyffhäuser Kreis einen Anruf bekommen. Sie habe die Frage gestellt, ob bei der Behandlung der Abfälle der MSE Probleme aufgetreten seien. Auf Rückfrage sei der Hinweis gegeben worden, dass es bei anderen Anlagen Probleme gegeben habe, es habe gebrannt.

Daraufhin hätten sie am 23.09.2009 mit zwei stellvertretenden Kreisbrandmeistern des Landkreises eine anlassbezogene Überwachung durchgeführt. Die Fässer seien in der Halle der ETU unverschlossen und ordentlich gelagert gewesen. Von einer besonderen Gefährlichkeit habe die ETU nichts gewusst.

Am 17.09.2009 habe das Thüringer Landesverwaltungsamt gegenüber der MSE eine Anordnung „Forderung Grundverfahren“ erlassen. Auch diesen Bescheid hätten sie nicht umgehend erhalten, sondern erst am 04.05.2012. Mit der Anordnung „Grundverfahren“ habe das Thüringer Landesverwaltungsamt die MSE aufgefordert, bei der Entsorgung derartiger Abfälle die Erzeugerbehörde vorab zu befragen, also ein entsprechendes Entsorgungsnachweisverfahren durchzuführen.

In dem Bescheid heiße es*:*

„In der Behandlungsanlage der MSE GmbH in Sondershausens fällt beim Trennen und Separieren von Metallspänemischungen Eisenmagnesium in reinen Metallfraktionen, ein Metallstaubgemisch, an, welches entsorgt werden soll“.

Noch einmal ganz deutlich: Es habe sich nicht um eine Gießerei, sondern um eine mechanische Abfallaufbereitungsanlage gehandelt.

Weiter habe es geheißen:

„Die grundsätzlich unter einer Abfallschlüsselnummer der 19er-Gruppe zuzuordnenden Metallstäube zeichnen sich aufgrund der Magnesiumanteile durch eine besondere Reaktivität mit Feuchtigkeit, Wasser, aus. Darin liegt die besondere Gefährlichkeit des Abfalls begründet, die eine genaue Prüfung der Entsorgungsmöglichkeit unter Einbeziehung der Entsorgungsbehörde im Vorfeld erfordert“.

Es sei in dem ihnen zunächst nicht bekannten Bescheid dargelegt: falscher Abfallschlüssel, Gefährlichkeit des Abfalls, weil eine 19er-Gruppe anders zu werten sei als eine 10er-Gruppe. Im Nachhinein sei verwunderlich gewesen, dass das Thüringer Landesverwaltungsamt nicht angeordnet habe, die Abfälle zurückzuholen, denn es sei deutlich gewesen, dass der Abfallschlüssel falsch bezeichnet gewesen sei. Damit

habe das Thüringer Landesverwaltungsamt einschätzen müssen, dass die ETU nicht in der Lage gewesen sei, den Abfall zu entsorgen oder zu behandeln.

Sie hätten sich mit der ETU zusammengesetzt und diese aufgefordert, die Abfälle entsprechend der Bundesimmissionsschutzgenehmigung zu entsorgen. In der Genehmigung heiße es, dass die Abfälle maximal ein Jahr gelagert werden dürften. Die Frist sei abgelaufen gewesen, es hätte also an der ETU gelegen, die Abfälle zu entsorgen.

Die ETU habe versichert, dass der Entsorgung zur MSE zurück nichts im Wege stünde. Mit anwaltlichem Schreiben vom 29.09.2009 habe die ETU die MSE aufgefordert, die Abfälle zurückzunehmen. Die MSE habe daraufhin gegenüber der ETU geantwortet*:*

„Danach ist meine Mandantin“ – also MSE „bereit, die Abfälle zurückzuholen, wenn Ihre Mandantin unmittelbar die von meiner Mandantin gezahlten Entsorgungskosten erstattet, ohne dass hierfür irgendwelche Kosten abgezogen werden. Der Transport der Abfälle von der Anlage Ihrer Mandantin zur Anlage meiner Mandantin geht zulasten Ihrer Mandantin. Ferner hat Ihre Mandantin den Rücktransport vorher mit den zuständigen Behörden abzustimmen und deren Zustimmung einzuholen“.

Mit Schreiben vom 24.03.2010 habe die ETU dieses Angebot vorbehaltlos angenommen. Das heiße, eigentlich sei die Vereinbarung rechtlich verbindlich zustande gekommen. In der Folgezeit habe die MSE sich an diese Vereinbarung nicht mehr gebunden gefühlt. Die ETU habe mitgeteilt, dass die Verhandlungen erfolglos gelaufen seien.

Mit Schreiben vom 12. April hätten sie als Umweltamt die ETU aufgefordert, die Abfälle zu entsorgen, weil die Lagerzeit von einem Jahr überschritten gewesen sei. Am 27.05.2010 hätten sie gegenüber der ETU mit einer Fristsetzung zum 30.06.2010 einen Bescheid erlassen, die Abfälle zu entsorgen. Die ETU habe zum 07.08.2010 Widerspruch eingelegt und mitgeteilt, dass sie keinen geeigneten Entsorgungsweg gefunden habe. Sie habe zehn oder dreizehn Prüfungen von Entsorgungswegen vorgelegt und habe das Umweltamt um Mithilfe bei der Entsorgung gebeten.

Da sie selbst als Amt auch nach umfangreichen Recherchen weder sachsen- noch bundesweit noch europa- oder weltweit Entsorgungsmöglichkeiten gefunden hätten, hätten sie sich im Mai 2010 an das Sächsische Umweltministerium gewandt mit der Bitte um Unterstützung. Das Umweltministerium habe darauf mitgeteilt, dass es keine Entsorgungsmöglichkeiten – weder sachsenweit, bundesweit noch weltweit – gefunden habe.

Das Sächsische Umweltministerium habe im Dezember 2010 mitgeteilt, dass die Anlage der MSE nun in der Lage sei, die Abfälle selbst zu verwerten und dass damit auch die Möglichkeit bestünde, diese zur MSE zurückzuführen. Sie hätten sich daraufhin als Umweltamt mit der ETU ins Benehmen gesetzt, die ETU ihrerseits mit der MSE. Beide seien als Erzeuger und Entsorger oder Abfallbesitzer mit ihren Grundpflichten in der Verantwortung gewesen. Die MSE habe sich ihrerseits geweigert, die Abfälle entgegenzunehmen und zu entsorgen. Der Kyffhäuser Landkreis habe am 31.03.2010 und das Thüringer Landesverwaltungsamt am 04.04.2011 erklärt, dass die Abfälle durch die MSE zurückgenommen werden könnten und Lagerkapazitäten vorhanden seien.

Aus diesen Gründen habe das Umweltamt am 22.06.2011 eine Anordnung zur Duldung der Rückführung gegenüber der MSE erlassen. Es habe Bezug genommen auf

§ 21 des Kreislaufwirtschaftsgesetzes und auf das Urteil des Bundesverwaltungsgerichtes und daher die MSE als Erzeuger der Filterstäube in die Pflicht genommen. Diese habe Widerspruch eingelegt und Klage erhoben, nach dem der Sofortvollzug angeordnet worden sei. In erster Instanz habe das Verwaltungsgericht Dresden die Beschwerde zurückgewiesen. Die MSE sei daraufhin in die zweite Instanz gegangen. Das OVG habe der Beschwerde stattgegeben und in seinen Ausführungen praktisch dargelegt, dass die Störerauswahl dahingehend zu hinterfragen sei, dass der Störer ETU, der ja schon einen Bescheid zur Entsorgung gehabt habe, nicht in die Pflicht genommen worden sei. Somit sei ihre, des Umweltamtes, Anordnung zurückgewiesen worden.

Sie hätten jetzt vor der Situation gestanden, gegenüber der MSE keine Anordnung treffen zu können. Die weitere Entsorgung der Abfälle sei jetzt von Verhandlungen mit der MSE abhängig gewesen, so dass sie weitere Schritte unternommen hätten, mit dem Unternehmen ins Gespräch zu kommen. Sie hätten dann Verhandlungen mit der ETU geführt und sie auf ihre Pflichten noch einmal hingewiesen und hätten auch mit der MSB Gespräche gehabt, ferner am 04.05.2012 mit dem SMUL und am 30.05.2012 mit dem Thüringer Landesverwaltungsamt.

Die MSE habe sich generell bereit erklärt, die Abfälle für die Entsorgung entgegenzunehmen, jetzt zu einem ganz anderen Preis, nämlich für 258.000 €. Diesen Vorschlag habe die ETU abgelehnt. Die Konditionen seien für sie nicht diskutabel gewesen, so dass sie als Umweltamt zur Beseitigung der Abfälle weitere Schritte hätten einleiten müssen. Sie hätten gegenüber der ETU die Anordnung auf Beseitigung der Abfälle aufgegriffen und die Anordnung mit terminlicher Vorgabe der Entsorgung im Sofortvollzug angeordnet. Sie hätten auch die Ersatzvornahme angedroht, da es nunmehr Entsorgungsmöglichkeiten gegeben habe, die vorher nicht bekannt gewesen seien.

Die ETU sei in Widerspruch gegangen und habe anschließend Klage erhoben. Diese sei vom Verwaltungsgericht zurückgewiesen worden. Daraufhin habe die ETU am 02.08.2012 Rechtsmittel beim Oberverwaltungsgericht eingelegt. Am 01.08.2012 habe sie bereits die Abfälle vollständig entsorgt. Am 28. August hätten sie als Landratsamt per Fax die Information der ETU erhalten, dass alle Fässer der Produktion zugeführt worden seien und dass am Tag der geplanten Ersatzvornahme kein Geschäftsführer zu sprechen sei, und zwar aus anderen dienstlichen Verpflichtungen. Am 29. August sei die Ersatzvornahme geplant gewesen. Sie seien vor Ort gewesen und hätten feststellen müssen, dass alle Fässer – wie in dem Fax bekanntgegeben – entsorgt worden seien. Die Einsicht in die Betriebstagebücher sei ihnen an diesem Tage verweigert worden. Das sei das einzige Mal gewesen.

Der weitere Werdegang der Abfälle, die zu zwei Dritteln nach Rumänien gegangen seien und zu einem Drittel über ein Jahr lang in Duisburg gelagert hätten, sei aus den Medien bekannt.

Die Kreisgebietsfunktionalreform 2008 habe insbesondere im Umweltbereich die Übertragung umfangreicher Aufgaben vom damaligen RP mit sich gebracht. „Der Mitarbeiter folge seiner Aufgabe“ – so sei das ja definiert worden. Es sei schon eine Herausforderung gewesen, 190 laufende Meter Akten zu ordnen, zu sichten und die Kollegen auf die Aufgaben einzustimmen. Neben der Funktionalreform habe es ja auch die Kreisgebietsreform gegeben. Das habe bedeutet, aus drei Umweltämtern – Umweltamt Niederschlesischer Oberlausitzkreis, Umweltamt der damals noch kreisfreien Stadt Görlitz und Umweltamt des Landkreises Löbau-Zittau – und den Kolle-

gen von den StUFA ein Amt aufzubauen, das den Anforderungen der Gesetzgebung Genüge getan habe. Diese Herausforderung hätten sie auch schrittweise sehr gut realisiert.

Das habe Zeit gebraucht, so etwas bewältige man nicht „in einer Stunde“. Daneben sei ja das normale Tagesgeschäft weiter gelaufen. Sie hätten im Jahr ungefähr 1000 Bauanträge und Bebauungspläne zu bearbeiten. Ende September seien die Akten weitestgehend eingeräumt gewesen und hätten dann noch einmal systematisch umgeräumt werden müssen. Das Problem habe ja auch darin bestanden, dass sie drei Standorte gehabt hätten. Es sei eine „spannende Zeit“ gewesen.

Innerhalb der Entsorgungsfrist von einem Jahr sei erst einmal kein akuter Handlungsbedarf gewesen, weil Thüringen ihnen trotz Nachfrage nur signalisiert habe, dass es sich um einen falschen Abfallschlüssel gehandelt habe. Es habe keine Veranlassung bestanden, mit massivem Druck Veränderungen herbeizuführen. Heute laufe das Entsorgungsnachweisverfahren elektronisch. In dem Moment, in dem die Entsorgungsbehörde ihr „Okay“ gebe, habe es die Erzeugerbehörde sofort auf dem Bildschirm und könne reagieren.

Sie hätten bei der ETU sehr häufig Kontrollen durchgeführt. Angekündigt worden seien die wenigsten, und wenn, dann nur kurzfristig. Bei jeder Überwachung gebe es Überwachungsprotokolle, in denen die Defizite aufgeschrieben würden. Dann werde deren Beseitigung als Auflage erteilt und kontrolliert, ob das eingehalten werde.

Abfälle, die anfallen würden, seien auch zu entsorgen. Einen Fall, dass keiner wisse, wohin damit, hätten sie noch nicht gehabt. Die ETU sei Entsorgungsfachbetrieb, zur damaligen Zeit sei sie es noch nicht gewesen. Ein Entsorgungsfachbetrieb könne den Abfall im „privilegierten Nachweisverfahren“ entsorgen. Der Betrieb suche sich einen Entsorgungsweg und informiere das Umweltamt elektronisch, wohin entsorgt werde. Das bedeute, dass die Entsorgung schon über die Bühne gehen könne. Da bleibe für die Behörde relativ wenig Zeit zu reagieren, um eine mögliche Fehlentsorgung zu stoppen. Wünschenswert wäre, wenn die Behörde mindestens zwei, drei Tage Zeit hätte für eine Reaktion. Nach Ablauf dieser kurzen Frist könnte eine Genehmigungsfiktion eingreifen.

Der Name Dieter Sacher sage ihr nichts, sie hätten mit Maklern nichts zu tun. Die Aussage des ehemaligen Betriebsleiters der ETU Herrn Rimpler, er habe bereits bei der Annahmekontrolle im März 2009 festgestellt, dass die MSE-Fässer nicht den deklarierten Inhalt gehabt hätten, er habe das auch reklamiert, sei ihr nicht bekannt. Bei den anlassbezogenen Kontrollen der ETU habe es immissionsschutzrechtliche Auflagen zum Brandschutz gegeben, eine sei gewesen, Löschsand in einer Lagerhalle vorzuhalten. Sie erinnere sich nicht daran, ob die ETU dem widersprochen habe.

Die ETU sei entsorgungspflichtig. Sie habe ihnen dokumentiert, dass sie die Entsorgung auf den Weg gebracht habe. Da habe es bei ihnen überhaupt keinen Argwohn gegeben. Dass sich dann beide Anwälte – von MSE und ETU – zerstritten hätten, sei nicht Sache der Behörde. Erst mit der Aussage, dass die Verhandlungen geplatzt seien, hätten sie die weitere Entsorgung geprüft. Das sei der Druck gewesen, den sie als Behörde gemacht hätten. Da sei das Jahr verstrichen gewesen.

Der Gesetzgeber habe ja Grundpflichten für Abfallerzeuger und Abfallbesitzer – in dem Fall die ETU – verankert. Sie seien als Landkreis nicht entsorgungspflichtig gewesen, sondern das habe in der Verantwortung der MSE und insbesondere der ETU gelegen. Ihnen als Behörde sei die Spezifik des Abfalls, also R 11 oder R 15, nicht

bekannt gewesen. Sie hätten gewusst, dass der Abfallschlüssel nicht gestimmt habe und ein anderer hätte gewählt werden müssen. Die ETU dürfe über 300 gefährliche Abfälle lagern. Erst mit der konkreten Aussage über R-Sätze und Gefährlichkeit sei ein weiteres Vorgehen sowohl des Entsorgers als auch ihrerseits möglich gewesen.

In direkte Verhandlungen der Geschäftsführerin der ETU Frau Wieland mit dem SMUL seien sie nicht eingebunden gewesen. Sie wisse, dass die ETU kurz vor der Entsorgung Kontakt mit dem SMUL aufgenommen habe, das sei ja in den Medien gewesen. Die ETU habe sie gebeten, wenn sie nicht weiter kämen, dann mit dem SMUL Verbindung aufzunehmen. Das hätten sie getan. Sie seien als Umweltamt ständig berichtspflichtig gewesen, in der letzten Etappe der Entsorgung wöchentlich. Der Bericht sei an die Landesdirektion gegangen und dann an das Ministerium weitergeleitet worden. Zuständig in der Landesdirektion sei Herr Arlt gewesen.

Die MSE-Fässer seien die ersten gefährlichen Abfälle gewesen, die an die ETU geliefert worden seien. Vom Brand bei der ETU habe sie durch Medien und den Polizeibericht erfahren. Außerdem habe die ETU selbst sie wenige Tage nach dem Brand informiert. Daraufhin habe es Gespräche per Telefon und eine Kontrolle vor Ort gegeben. Dabei hätten von ihnen keine weiteren Schritte eingeleitet werden müssen, nachdem die ETU ihnen habe versichern können, dass es sich bei dem Brand um einen aufgestellten Behälter gehandelt habe, der nichts mit gefährlichen Abfällen zu tun gehabt habe und sofort unter Kontrolle gebracht worden sei.

Im Mai 2010 hätten sie gegenüber der ETU den Bescheid „Anordnung zur Entsorgung“ erlassen, weil die Jahresfrist abgelaufen gewesen sei. Von der ETU hätten sie das Widerspruchsverfahren auf den Tisch bekommen und die Bitte um Unterstützung. Sie hätten keine Entsorgungsmöglichkeiten gehabt. Die Bitte an das SMUL habe auch keine gebracht. Recherchen – auch in Nordrhein-Westfalen – seien ohne Erfolg geblieben. Im Dezember 2010 sei vom SMUL die Aussage gekommen, dass die MSE jetzt in der Lage sei, selber Abfälle zu verwerten. Daraufhin hätten sie die Anordnung „Duldung der Rückführung“ gegen die MSE erlassen. Das Verfahren habe sich bis 2012 mit den einzelnen Etappen erste Instanz und zweite Instanz hingezogen.

Sie hätten weiter recherchiert, und Kollegen hätten sich in Entsorgungskreisen umgehört. Da sei die Firma mit dem Namen „AGR“ in Nordrhein-Westfalen 2012 „auf dem Tablett“ gewesen, die technisch in der Lage gewesen sei, Abfälle mit dem Schlüssel R 11 und R 15 zu bearbeiten. Das müsse in der Zeit von März bis Juni 2012 gewesen sein. Die dafür erforderliche immissionsschutzrechtliche Genehmigung habe die Firma im Laufe des Jahres eingeholt. So hätten sie mit der Ersatzvornameandrohung zwei Entsorgungsmöglichkeiten gehabt, nämlich die über die MSE und die in Nordrhein-Westfalen.

Beide Anlagen seien nicht in der Lage gewesen, die 88 t Magnesium sofort entgegenzunehmen. Bei der AGR hätte das Material in 5-Kilo-Packs umverpackt werden müssen. Man könne das Magnesium nicht tonnenweise in eine Sondermüllverbrennungsanlage einbringen; das würde wegen der zu großen Hitzeentwicklung zum Stillstand der Anlage führen.

Der Umstand der Gefährlichkeit der Fässer bei der ETU sei zunächst nicht bekannt gewesen, auch im März 2009 noch nicht. Der Abfallschlüssel 10 10 09 habe auf Gießereiabfälle schließen lassen, die nicht reaktiv seien. Damit habe kein Schluss darauf gezogen werden können, dass diese Abfälle leicht entzündlich seien und mit Wasser reagieren würden. Die Thüringer hätten ja auf ihre Anfrage, ob es Kenntnisse über

die besondere Spezifik des Abfalls – sprich: Gefährlichkeit – gebe, geantwortet: „Nein“.

Mit der Klarstellung falscher Abfallschlüssel seien die Fachleute des Umweltamtes in der Lage, zu recherchieren und dann festzustellen, dass mit dem 19er Schlüssel, der dort hätte angegeben werden müssen, Gefahrenmomente durch die Abfälle auftreten könnten. Daher hätten sie bei der unangekündigten Kontrolle vom 11.02.2010 vorsorglich durch den stellvertretenden Kreisbrandmeister darauf hinweisen lassen, dass Löschmittel bereitgehalten werden müssten. Anzeichen für sehr gefährliche Stäube hätten sie aber zu dem Zeitpunkt noch nicht gehabt.

2.2 Zeugin Heike Wieland

Zu diesem Komplex hat die Zeugin Heike Wieland folgende Bekundungen gemacht:

Sie hätten im Jahre 2009 über einen Makler – Herrn Sacher – eine Anfrage erhalten mit einer Probe, ob dieses Material zu stabilisieren gehe. Über das Labor hätten sie auch einen Stabilisierungsversuch durchgeführt. Die Probe sei soweit in Ordnung gewesen. Zu dem Zeitpunkt seien sie noch nicht privilegiert gewesen, so dass sie im obligatorischen Verfahren einen Entsorgungs-Verwertungsnachweis hätten machen müssen. Das heiße, der Abfallerzeuger habe die verantwortliche Erklärung erstellen müssen, in der er bestätigte, dass alle Angaben ordnungsgemäß seien, nämlich die AVV-Nummer und die beigelegte Analyse. Damit bestätige der Abfallentsorger die Entsorgung und schicke sie anschließend zum Landkreis Görlitz, um die behördliche Bestätigung für die Annahme des Abfalls zu erhalten. Diese sei am 26. Februar durch den Landkreis erfolgt. Am 3. März seien die Abfälle angeliefert worden. Im Anschluss daran hätten sie gleich Besuch vom Geschäftsführer der Firma MSE bekommen. Er habe gewollt, dass sie schnell noch mehr annehmen würden. Das hätten sie zunächst abgelehnt, weil ihre Kontrollanalyse noch nicht bestätigt gewesen sei. Kurz darauf, am 13. März, hätten sie vom Landkreis Görlitz die Information erhalten, dass die thüringische Landesverwaltung eine Nutzungsuntersagung zu dem Entsorgungsverwertungsnachweis verfügt habe.

Daraufhin habe es viele Gespräche gegeben. Am 29. September habe die ETU die MSE aufgefordert, den Abfall zurückzunehmen. Es sei ja eigentlich so, dass derjenige, der als Abfallerzeuger falsch deklariere, seinen Abfall auch wieder zurücknehmen müsse. Es seien dann Schreiben zwischen dem Rechtsanwalt der ETU und dem Thüringer Landesverwaltungsamt hin- und hergegangen. Die ETU habe nachgefragt, wie sich der Abfall zusammensetzte und welche AVV-Nummer eigentlich vorliege. Sie habe auch den Landkreis Görlitz um Mithilfe gebeten und über den aktuellen Sachstand informiert.

Am 24.03.2010 hätten sie auch das Thüringer Verwaltungsamt zwecks Unterstützung der Rückführung der Abfälle angeschrieben und im Anschluss den Landkreis Görlitz um Amtshilfe gebeten. In der Zwischenzeit hätten sie allein mit 13 Entsorgern Kontakt aufgenommen, die alle abgelehnt hätten, dieses Material zu entsorgen. Es sei um Aluminium-Magnesium-Legierungspulver gegangen. Der Landkreis Görlitz habe sie am 01.07.2010 darüber informiert, dass er das SMUL um Hilfe gebeten habe. Das Ministerium habe auf die Thüringer einwirken sollen, dass der Abfall wieder zurückgehe.

In der Zeit vom 16.08.2010 bis zum 01.02.2011 habe die Rückführung des Materials mittels Entsorgungsverwertungsnachweis geklärt werden sollen. Die ETU sei vom

Landkreis Görlitz und von Thüringen aufgefordert worden, die verantwortliche Erklärung als Abfallerzeuger auszufüllen. Die MSE habe sich geweigert, elektronisch die Abfallentsorgung anzuerkennen. Wenn der Entsorger die Entsorgung elektronisch nicht bestätige, könne man den Abfall nicht transportieren. 2011 habe der Landkreis Görlitz mitgeteilt, dass er die Lagerung der Fässer weiter dulde. Es sei dann im Juli 2012 zu einem Kontakt mit der Fa. Almamet gekommen. Diese Firma hätten Sie im Internet gefunden. Herr Geißler von der Almamet habe die Fässer besichtigt, 40 Fässer aufmachen lassen und kontrolliert. Er habe ihnen dann beschrieben, dass er beim Aufbau der Firma MSE mitgeholfen habe und das Produkt ganz genau kenne.

Am 27.07.2012 hätten sie eine Information an das SMUL geschickt, dass sie jetzt jemanden gefunden hätten, der diese Sache als Produkt wieder zurücknehmen könne. Am 28. August habe sie, die Zeugin Wieland, das Landratsamt informiert, dass jetzt alle Fässer ordnungsgemäß zurückgeführt worden seien und am 29. August ab 13:00 Uhr zur Verfügung stehen würden. Am 29. August sei die Behörde bei Ihnen auf dem Platz gewesen und habe sich versichern wollen, ob die Fässer alle verschwunden seien. Bis um 15:00 Uhr am 29. August habe der Landkreis sämtliche Unterlagen erhalten, wo welche Fässer seien.

An dieser Stelle hat der Zeugenbeistand RA Stephan Höhne für die Zeugin Wieland erklärt, es seien folgende Ergänzungen zu machen, worauf hier Wert gelegt werden müsse:

Der erste Punkt sei, dass die ETU selbst etwas erhalten und geliefert bekommen habe, was von der Probe, die ursprünglich zugestellt worden sei und mit der sozusagen das Verfahren habe bestimmt werden sollen, abgewichen sei. Das habe bedeutet, dass die ETU plötzlich vor dem Problem gestanden habe, dass sie selbst sozusagen etwas erhalten habe, was so vertraglich nicht vereinbart gewesen sei. Das wisse auch letztendlich die Behörde, der Landkreis Görlitz. Deswegen sei dieser mit eingeschaltet worden.

Der Landkreis habe übrigens dann, nachdem keine anderen Abnehmer hätten gefunden werden können, die es hätten entsorgen können, versucht mitzuhelfen und habe einen Bescheid erlassen, der die MSE habe zwingen sollen, dieses Material wieder als Erzeuger zurückzunehmen. Dieser Bescheid sei von den Rechtsanwälten der MSE angegriffen und beim Sächsischen Oberverwaltungsgericht gekippt worden. Der Landkreis habe einen formellen Fehler gemacht und vergessen, am Schluss eine Ermessensabwägung anzustellen. Das sei eine juristisch formelle Sache. Deswegen sei der erste Bescheid vom Oberverwaltungsgericht aufgehoben worden.

Jetzt könne die Behörde den sinnvollen ersten Schritt machen und sagen, sie würde den identischen Bescheid nehmen und ergänzen um einen Absatz, in dem die Ermessenserwägung enthalten sei. Sie würde nicht die ETU zwingen, das zu entsorgen, das könne die nicht, sondern sie habe die MSE ausgewählt – sprich die, die eigentlich dieses falsch deklarierte Material angeliefert habe. Statt diesen einfachen Schritt zu tun, habe der Landkreis Görlitz plötzlich verfügt, die ETU solle das jetzt doch selber entsorgen. Es sei also das Unmögliche gefordert worden mit der Androhung einer Ersatzvornahme. Diese habe interessanterweise darin bestehen sollen, dass die Firma, die das falsch deklarierte Material angeliefert habe, dieses habe zurücknehmen sollen. Nach Kenntnis der ETU sei aber die Firma MSE weder von der Kapazität her dazu in der Lage gewesen, noch sei sie überhaupt imstande, Abfälle zu verarbeiten. Diese Firma, die es ohnehin sowohl zivilrechtlich als auch öffentlich-

rechtlich habe zurücknehmen müssen, habe dieses nun im Rahmen der Ersatzvornahme tun sollen, und zwar gegen Zahlung eines Betrages von über 400.000 €.

Als Vergleichswert: die Firma ETU habe für die Annahme des Materials ca. 7.000 € erhalten. Es sei nicht die ETU gewesen, die versucht habe, irgendwie etwas verschwinden zu lassen oder falsche Wege zu gehen. Es sei offensichtlich beim Landkreis Görlitz eine Zusammenarbeit so nicht mehr möglich gewesen. Dieser habe Unmögliches gefordert, letztendlich habe er – wirtschaftlich gesehen – den Ruin angedroht. Die Forderung von 400.000 € sei bei einem Unternehmen von dieser Größe durchaus wirtschaftlich bedenklich.

In der Zeit habe man die Firma Almamet gefunden. Herr Geißler, der für diese Firma arbeite, habe vorher bei der MSE gearbeitet und dort die Anlage aufgebaut. Er habe sofort erklären können, durch welche Prozesse diese vermeintlichen Abfälle überhaupt entstanden seien und was durch die Firma MSE damit gemacht werde, nämlich dass das Material jetzt an die Firma Almamet, ein Unternehmen in Bayern, verkauft werde. Die Firma Almamet verwende diese Materialien wieder weiter als Stäube in der Stahlindustrie.

Das bedeute, es habe sich um ein Produkt gehandelt. Dieses sei von Anfang an geeignet gewesen zur Weiterverarbeitung in der Stahlindustrie. Das geschehe so tagtäglich. Herr Geisler habe sich vor Ort 40 Fässer angeschaut, diese geöffnet und dann gesagt, das seien diese Materialien, die er kenne, die würden die dort nehmen und immer verwenden. Ein weiterer Rechtsanwalt, der sich in diesem Abfallbereich und mit der Problematik auskenne, sei zu dem Ergebnis gekommen, dass es keiner Entscheidung einer Behörde bedürfe, ob es wieder ein Produkt werde oder Ähnliches, sondern es gebe die Grundmaßgabe, solange Stoffe in der Industrie weiter verwertet werden könnten, sei das vorzugswürdig, bevor irgendwas als Abfall irgendwo abgelegt werde. Wenn irgendjemand etwas als Abfall weggebe mit der Maßgabe, er könne es nicht mehr gebrauchen, könne es ein Produkt bleiben, solange ein Markt dafür bestehe. Hier sei ein Markt da gewesen, nämlich die Nachfrage seitens der Almamet, die bestätigt habe, dass es sich um das Material handele, das sie immer verwende. Die Firma sei gar nicht in der Lage gewesen, selber Abfallbehandlung zu betreiben. Die ETU hätte also davon ausgehen müssen, dass es sich um das Originalmaterial gehandelt habe. Dementsprechend sei es von der Firma Almamet genommen worden. Es sei in Deutschland lediglich an diese Firma verkauft und dorthin verbracht worden.

Soweit sich jetzt herausstellen würde, dass irgendetwas nicht stimme, müsste die ETU das dann natürlich wieder zurücknehmen. Das sei richtig. Es sei aber nicht so, dass hier an den Behörden vorbeigegangen worden wäre. Eine weitere Tatsache sei, dass selbst das SMUL rechtzeitig, fast einen Monat vor der merkwürdigen Entscheidung des Landkreises Görlitz, informiert worden sei.

Weiter hat RA Stephan Höhne als Zeugenbeistand für Frau Wieland erklärt, es laufe ein Ermittlungsverfahren gegen Frau Wieland, weil jemand der Staatsanwaltschaft gegenüber behauptet habe, die Fässer seien einfach verschwunden. Ihr werde illegale Behandlung von Abfällen vorgeworfen mit dem Hintergrund, dass die Fässer angeblich durch die ETU ins Ausland verbracht worden oder anderweitig verschwunden seien.

Im Hinblick darauf mache Frau Wieland nunmehr von ihrem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch.

Die Zeugin Heike Wieland hat insoweit lediglich noch erklärt, sie hätten im Vorfeld irgendwann im Juli über das Umweltinformationsgesetz – über einen Anwalt – die Thüringer aufgefordert, ihnen Angaben zu machen über den Abfall. Dabei hätten sie erfahren, dass die MSE überhaupt keinen Abfall habe, sondern ein Produkt. Deswegen hätten Sie dann noch einmal wie verrückt recherchiert im Internet und seien auf diese Firma Almamet gekommen und hätten genau diesen ganzen Tatbestand dem SMUL mitgeteilt und ihm gesagt, dass sie sozusagen gern mit der Almamet arbeiten würden, dieser Firma also gern das Produkt verkaufen würden. Bis heute liege keine Antwort des SMUL vor.

Ergänzend hat die Zeugin Heike Wieland noch angegeben, wenn die Immobilisate im Wegebau eingesetzt werden sollten, müsse man natürlich physikalische Kriterien nachweisen. Sie hätten aber an die Deponien RAVON und Wetro geliefert. Dort sei das Material ganz normal eingebaut worden. Anhand der Grenzwerte hätten sie entschieden, wohin sie geliefert hätten. Die Deponie in Kunnersdorf sei für die DK II zugelassen und die Feuerfestwerke Wetro für die DK III.

Zu DDR-Zeiten habe es eine Facharbeiterrichtung Ver- und Entsorgung als Ausbildungsberuf nicht gegeben. Jetzt gebe es diesen Beruf. Es gebe aber kaum noch Jugendliche, die sich dafür interessieren würden. Ihr seien jedenfalls keine Bewerbungen bekannt. Sie müsse dazu sagen, dass der Ver- und Entsorger sehr viele Kenntnisse in naturwissenschaftlichen Fächern haben müsse und dass Schüler, die in der Hauptschule einen sehr schlechten Abschluss hätten, dann meistens auch die Ausbildung nicht schaffen würden. Es würde sehr viel in Mathematik, Physik und Chemie verlangt. Das sei kein leichter Beruf. Es klinge zwar wie Müllfahrer, das könne jeder werden, aber diese Ausbildung sei nicht ganz so einfach.

Eine Reifenwaschanlage gebe es bei der ETU nicht. Die sei auch in der Genehmigung nicht gefordert. Die Behörde komme einmal bis zweimal im Jahr, um den Ölabscheider zu beproben, und zwar den Vorfluter und alles, was dazu gehöre.

2.3 Zeuge Rüdiger Rimpler

Auch der Zeuge Rüdiger Rimpler hat im Zusammenhang mit den „Thüringer Fässern“ Bekundungen gemacht:

Bevor ihnen am 03.03.2009 88 t Magnesium aus Sondershausen zugegangen seien, habe man ihnen Analysen zugeschickt. Anhand dieser Analysen hätten sie überlegt, ob sie diesen Abfall behandeln könnten. Sie hätten dazu eine Probe vom Kunden erhalten und hätten Stabilisierungsversuche gemacht. Es sei eine Rezeptur erstellt worden. Nach dem pH-stat-Verfahren sei die vollständige Stabilisierung nachgewiesen worden, erst dann hätten sie dem Kunden ein Angebot unterbreitet. Das habe der Kunde angenommen und einen Entsorgungsnachweis bei ihnen eingereicht. Der sei von der ETU bestätigt und der Behörde zur Genehmigung vorgelegt worden.

Als der erste LKW bei der ETU angekommen sei, habe er, der Zeuge, eine Eingangskontrolle gemacht und festgestellt, dass das Material optisch von dem abgewichen sei, was sie als Probe erhalten hätten. Er habe bei dem Entsorgungspartner angerufen und gesagt, irgendetwas stimme nicht. Er stoppe erst einmal die Anlieferung. Zu der Zeit sei aber der zweite LKW schon unterwegs gewesen. Da habe er gesagt, dieser werde noch angenommen, ab diesem Zeitpunkt bis zur Klärung würde keine Annahme mehr erfolgen.

Sie hätten dann die Abfälle noch einmal untersucht – analytisch und auch mit Röntgenmethoden – und hätten festgestellt, dass die Zusammensetzung sich deutlich von dem abgehoben habe, was ihnen als Probenmaterial zugeschickt worden sei. Trotzdem hätten sie versucht, eine neue Rezeptur zu erstellen und hätten neue Stabilisierungsversuche gemacht und neue Prüfkörper hergestellt. Eine Stabilisierung sei aber aufgrund der sehr unterschiedlichen Zusammensetzung des Materials in den verschiedenen Fässern nicht möglich gewesen. Es sei dann am 13.03.2009 von der thüringischen Landesbehörde eine Nutzungsuntersagung zu diesem Entsorgungsnachweis bei ihnen eingegangen mit der Begründung, der Erzeuger habe eine falsche Abfallschlüsselnummer genommen.

Sie hätten sich dann der Herausforderung gestellt und hätten mit einem anderen Zuschlagstoff noch einmal Stabilisierungsversuche mit fünf oder sechs Prüfkörpern gemacht. Auch bei diesen Proben hätten sie die Frist der Deponieverordnung von 28 Tagen eingehalten, dann aber auch hier festgestellt, dass das Material sich nicht stabilisieren lasse. Dann hätten sie mit ihrer Analytik Anfragen gestellt an Mitbewerber, ob die das machen könnten. Einige hätten erklärt, wir sollten ihnen eine Probe schicken. Dann hätten sie wieder selbst Versuche gemacht und seien im September zu dem Ergebnis gekommen, dass sie das Material jetzt definitiv zurückgeben müssten, weil es auch kein anderer Entsorger unbehandelt abnehmen würde.

Sie hätten schon immer bei ihrem Vertragspartner – der MSE – kundgetan, dass dieser das Material laut Gesetz würde zurücknehmen müssen, wenn die ETU keinen anderen Entsorgungsweg finden würde. Auf der Geschäftsführerebene habe es regelmäßige Kontakte mit der Görlitzer Behörde gegeben und auch ein Hilfeersuchen an das Landratsamt, den Abfallerzeuger zu zwingen, diesen Abfall zurückzunehmen. Das Landratsamt sei in diese Problematik recht früh und umfassend einbezogen gewesen.

Bei der Ortsbegehung am 28.09.2009 sei festgestellt worden, dass die MSE-Fässer dort, wo sie gelagert gewesen seien, weiter hätten lagern können. Sie hätten Löschsand außerhalb der Halle gelagert. Es habe die Gefahr bestanden, dass der Inhalt der Fässer bei Berührung mit Wasser entzündbare Gase habe entwickeln können. Wenn die Fässer feucht geworden wären, hätte sich Wasserstoff entwickelt. Der könne natürlich zum Bersten der Fässer führen. Da die Fässer trocken in einer Halle gestanden hätten und noch in Gebinden dicht verschlossen gewesen seien, habe dort eigentlich keine Gefahr bestanden, dass das Material hätte nass werden können. Es sei gesagt worden, dass sie den Löschsand in der Halle lagern sollten, das sei günstiger. Das habe ihm nie ganz eingeleuchtet, denn wenn es in der Halle brenne, komme man natürlich auch nicht zum Löschsand. Mit erheblichen Brandschutzmängeln habe das aber alles nichts zu tun.

Die Abfallverzeichnisverordnung enthalte an die 700 verschiedene Abfallschlüsselnummern aus verschiedenen Herkunftsbereichen. Bei verschiedenen Abfällen gebe es auch Wahlmöglichkeiten. Schon bei der Dachpappe sei das zum Beispiel sehr fragwürdig. Die Abfallbezeichnung, unter der in Sachsen Dachpappe von A nach B gefahren werde, heiße „Teer und teerhaltige Produkte“. Vielleicht habe hier der Abfallerzeuger einen Fehlgriff getan, welcher der Thüringer Abfallbehörde vielleicht nicht gefallen habe. Wie die Behörde festgestellt habe, dass die Abfallschlüsselnummer falsch gewesen sei, wisse er nicht. Sowohl die ursprüngliche – falsche – als auch die geänderte Abfallnummer seien im Positivkatalog der ETU enthalten gewesen, man hätte also beide Abfallarten annehmen können.

Herr Dietmar Sacher sei Geschäftsführer oder Gesellschafter einer Grundstücksverwaltungsfirma, die sich mit dem Thema Stabilisierung beschäftige. Er habe auf diesem Gebiet große Erfahrungen gehabt und habe auch die ETU beraten. Er habe auch das Geschäft mit der MSE – „Thüringer Fässer“ – angebahnt und für die ETU auch die Kontakte zu dem MPA-Labor hergestellt, das die Röntgenuntersuchungen vorgenommen habe. Herr Sacher habe schon in seiner früheren Tätigkeit kristallographische Untersuchungen mit Röntgenanalysen gemacht, die sehr aussagekräftig gewesen seien. Sie hätten Herrn Sacher bereits eingeschaltet mit dem Material von der Eingangskontrolle aus der Lieferung der MSE. Die Frage, ob dieses mit dem Stoff, mit dem sie ihre Rezeptur gemacht hätten, übereinstimme, sei eindeutig verneint worden. Sie hatten dann gesagt, sie könnten es ja mal versuchen, mit dem „neuen“ Material neue Rezepturen zu erarbeiten. Sie hätten verschiedene Bestandteile prozentual verändert. Auch hierbei sei kein Stabilisat herausgekommen.

3 Immobilisierung

3.1 Zeuge Rüdiger Rimpler

Dazu hat der Zeuge Rüdiger Rimpler folgende Darlegungen gemacht:

Das Verfahren zur Immobilisierung sei so abgelaufen, dass man zunächst eine Rezeptur habe erarbeiten müssen, um damit eine Mischung herzustellen. Daraus sei ein Prüfkörper gebildet worden, der eine gewisse Zeit habe aushärten müssen. Als maximale Zeit für den Aushärtungsprozess habe der Gesetzgeber 28 Tage festgelegt. Oftmals sei dieser Prozess aber auch schon nach zehn oder 15 Tagen abgeschlossen gewesen.

Die Wissenschaft wisse aber, dass der gesamte Aushärteprozess manchmal drei bis vier Monate dauere. Wenn die Werte nach 28 Tagen nicht eingehalten würden, sei der Abfall nicht vollständig stabilisiert. Der hergestellte Deponiebaustoff habe verschiedene Qualitäten aufgewiesen. Man habe also eine Art Fertigbeton herstellen können, wie ihn die Bauwirtschaft verwende, er habe auch eine feuchte Form aufweisen können, in der er auf die Deponie hätte gebracht und ausgewalzt werden können, so dass er dann dort hätte aushärten können. Letzteres habe aber im Widerspruch gestanden zu der Deponieverordnung, in der ja als Zeit zum Aushärten ein Zeitraum von höchstens 28 Tagen vorgegeben worden sei. Wenn man ein Stabilisat hergestellt habe, das von der Konsistenz her wie Fertigbeton sei, hätte man das auf den Hof kippen und 28 Tage aushärten lassen müssen oder auch nur zehn Tage, je nachdem, wie der Schadstoffgehalt gewesen sei. Dann habe man mit einer großen Technik, mit einem Bagger oder einem Hammer, dieses ausgehärtete Material wieder zerkleinern müssen, um es dann auf die Deponie schaffen zu können. Dadurch sei die gesamte Idee, Deponiebaustoff durch Stabilisierung herzustellen, eigentlich hinfällig geworden. Von ihnen hergestellte Stabilisate seien nach Wetro zur Deponie Preiss-Daimler, zur MDSE nach Schkopau und zur RAVON gegangen.

Erst einmal schicke der Kunde eine Analyse. Anhand der Analyse würde er prüfen, ob er das Material überhaupt annehmen dürfe. Dann habe er dem Kunden gegebenenfalls gesagt, er möge mal eine fünf-Kilo-Probe übersenden, die er dann ins Labor gegeben habe. Alle Analysen seien extern vergeben worden. Er kenne kaum Entsorgungsunternehmen, die eigene Labors hätten. Die ETU habe ebenfalls nicht über ein eigenes Labor verfügt. Anhand der Analyse habe er dem Labor zum Beispiel gesagt, sie sollten mal einen Versuch machen jeweils mit 10 %, 20 % und 30 % Braunkoh-

lenfilterasche, damit er entscheiden könne, was er zusetzen müsse. Er habe das nicht immer in Zehnerschritten gemacht. Er habe zum Beispiel gesagt, der Abfall enthalte so viel Blei, hier fange er mit 30 % Braunkohlenfilterasche an. Das Labor habe also entsprechend einen Prüfkörper herstellen und den dann untersuchen sollen. Wenn dann das Ergebnis nicht ganz gereicht habe, habe er gesagt: „o.k., dann machen wir noch einen Prüfkörper mit 40 oder 50 %“.

Dieser Findungsprozess, ob der Abfall angenommen werden könne oder nicht, sei natürlich ein langwieriger. Aufgrund der gesammelten Erfahrungen sei er in der Lage gewesen zu sagen, das Labor brauche gar nicht erst mit 10 % Braunkohlenfilterasche anzufangen, es solle gleich mit 40 % beginnen. Das seien Erfahrungswerte gewesen. Anhand der vom Labor gelieferten Analyseergebnisse habe er dann feststellen können, ob es mit dem Mischungsverhältnis funktioniere. Wenn das der Fall gewesen sei, habe er das großtechnisch verwendet.

Auf einer Gesellschafterversammlung der ETU 2010/Anfang 2011, bei er nicht dabei gewesen sei, sei entschieden worden, mit der Stabilisierung aufzuhören.

3.2 Zeugin Verena Starke

Bei den genehmigten Stabilisierungsprozessen laufe es so, dass die ETU ein Rezept habe vorlegen müssen, das vorab im Labor erfolgreich geprüft worden sei. Das Procedere sei vom Gesetzgeber vorgeschrieben und werde von der ETU in der Behandlungshalle durchgeführt. Die Genehmigung habe ein Vermengen, Vermischen, Konditionieren und ein Immobilisieren enthalten. Beim Konditionieren gehe es nur um physikalische Merkmale, die geändert werden würden, beim Immobilisieren – das sei der veraltete Begriff, es heiße jetzt „Stabilisierung“ – sei das Ziel, insbesondere die Mobilität gefährlicher Stoffe durch die Herausbildung kristalliner Formen einzudämmen. Das Untersuchungsprocedere bestimme sich nach der Deponieablageverordnung, in der das pH-Stat-Verfahren festgelegt sei. Es sei kein chemisches Behandlungsverfahren gewesen. Das hätte eine wesentliche Änderung der Anlage bedeutet.

Ein Vorgang bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch in der Nähe von Leipzig sei ihr nicht bekannt. Zuständig für die Deponien in ihrem Kreis sei die Landesdirektion Dresden. Anhaltspunkte dafür, dass mit dem Output bei der ETU etwas nicht gestimmt habe, hätten sie nicht gehabt.

Bei einem Vor-Ort-Termin – nicht angekündigt – hätten sie allerdings einmal eine Probe gezogen, die sich als nicht stabilisiert herausgestellt habe. Die ETU habe ihre Behandlungen in den letzten Jahren „gen null“ gefahren. Es habe daher keinen Anlass mehr gegeben, verstärkt in dieser Richtung zu kontrollieren. Die Abklärung des Vorganges laufe aber noch, weil der von ihnen beanstandete Abfall als stabilisiert auf die Deponie „RAVON“ verbracht worden sei. Die zuständige Landesdirektion habe sie darüber informiert, dass die Klärung noch nicht abgeschlossen sei. Es werde geprüft, ob ausgekoffert werden müsse oder nicht. Sie hätten in diesem Fall eine Anordnung erlassen und den Entsorgungsstopp ausgesprochen.

3.3 Zeuge Dr. Reiner Hänsel

Dazu hat der Zeuge folgende Ausführungen gemacht:

Die sogenannte Immobilisierung sei Bestandteil der Genehmigung gewesen. Es habe in den Unterlagen beschrieben werden müssen, welche Art der Immobilisierung habe durchgeführt werden sollen. Von ihnen sei dann fachlich bewertet worden, ob das Erfolg haben könne oder nicht. Die Immobilisierung von Abfällen sei eigentlich nichts Neues. Die Notwendigkeit von Versuchen oder einer Versuchsgenehmigung sei nicht gegeben gewesen. Wenn eine Sache völliges Neuland sei, laufe das Ganze so, dass man für diesen Teil des Anlagenbetriebes erst einmal eine Versuchsgenehmigung erteilen würde. Das heiße, man müsse sich dann unter speziellen Auflagen schrittweise an das Verfahren herantasten.

Wenn die einzuhaltenden Grenzwerte nicht erreicht würden, dürfe die Immobilisierung vom Betreiber nicht durchgeführt werden. Wenn nach Erteilung der Genehmigung irgendwelche Prüfverfahren geändert würden, müsse der Betreiber diese natürlich anwenden. Das sei unstrittig. Ob es in der Behörde Diskussionen über das eingeführte pH-stat-Verfahren gegeben habe, könne er nicht sagen. Das sei nach seiner Zeit gewesen.

Es sei Sache des Betreibers und nicht der Behörde zu prüfen, ob jeder Mitarbeiter in einer Anlage eine entsprechende Fachkenntnis habe. Das einzige, worauf die Behörde in dem Zusammenhang achte, sei eine entsprechende Sach- und Fachkenntnis beim Immissionsschutzbeauftragten. Die Prüfung der immobilisierten Stoffe müsse dann natürlich auch die entsprechenden Werte bringen. Wie der Betreiber das mache, sei seine Sache. Sie würden im Grundsatz immer vom rechtskonformen Verhalten des Betreibers ausgehen. Da ja Überwachungen stattfinden würden, müsse der Betreiber sich auch so verhalten. Der Betreiber habe Bücher zu führen, in denen der Abfalleingang, der Ausgang und die Behandlung aufgeführt seien. Man könne dann ja aus Eingang und Ausgang nachvollziehen, wo was verblieben sei.

Dem Zeugen wurde eine Aussage vorgehalten, die Professor Klöß im September 2012 bei „MDR exakt“ gemacht hat: „Hier liegt ein sehr dicker Antrag vor. Und in diesem sehr dicken Antrag gibt es keine Chemie. Es gibt nichts, was belegt, was eigentlich konkret gemacht wird. Und damit ist dann auch nicht plausibel zu beweisen, dass die Stoffe, die als gefährliche Stoffe hineinkommen, auch als ungefährliche herauskommen. Das ist nicht ersichtlich. Also, so ein Antrag sollte in dieser Form nicht genehmigt werden.“

Dazu hat der Zeuge Dr. Reiner Hänsel erklärt, er habe diese Aussage schon einmal gehört, aber an anderer Stelle. Die Aussage sei nicht ganz korrekt.

Sie hätten Schlüsselnummern und Abfälle genehmigt, und Abfälle seien keine reinen Stoffe. Das sei hinlänglich bekannt. Hinter den Abfallschlüsselnummern würden sich bestimmte Stoffgemische und Stoffgruppen verbergen. Dass man nicht gewusst habe, womit man hier umgehe in der Anlage und was in der Anlage gemacht worden sei, dass entspreche nicht ganz den Gegebenheiten. Es sei zwar richtig, dass in den Antragsunterlagen keine Beschreibung der chemischen Prozesse des Immobilisierungsprozesses vorhanden gewesen sei. Man könne das aber aus Erfahrung und aus fachlicher Erkenntnis im Umgang mit den Stoffen überblicken. Er habe Professor Klöß so verstanden, dass dieser bemängelt habe, dass keine chemische Gleichung enthalten sei. Das müsse aber nicht sein. Man könne nicht zu allem eine chemische Gleichung schreiben, wenn das Verfahren, nämlich die Technologie beschrieben sei und wenn man abschätzen könne, was beim Zusammenmischen von zwei Stoffen passieren könne. Das sei normale Fachkenntnis, die man haben müsse, um so ein

Verfahren bewerten zu können. Sie hätten also schon gewusst, welche Auswirkungen von der Immobilisierung ausgehen könnten. Sie hätten aber nicht verlangt, dass ein chemischer Vorgang aufgeschrieben werde, wenn ein solcher überhaupt stattfinde. Bei der Immobilisierung gehe es ja darum, Schadstoffe einzubinden. Dann sei zu prüfen, inwieweit diese neue Hülle um die Schadstoffe herum dicht sei. Dort liege ja das Problem des Ganzen. Wenn die Dichtheit nicht gewährleistet sei, könne man das Verfahren nicht durchführen, auch wenn in der Genehmigung stehe, dass der Betreiber eine Immobilisierung machen könne. Dann müsse er dafür Sorge tragen, dass die Umhüllung die geforderten Grenzwerte nicht überschreite, wenn man Extraktionsversuche mache. Das sei Betreiberpflicht. Eine Genehmigung dürfe nicht erfolgen, wenn die Umweltauswirkungen, die von der Anlage ausgehenden, nicht den Vorgaben – in dem Fall der TA Luft – entsprechen würden. Das heiße, der ganze Prüfungsbereich liege bei der Abfallbehörde. Dort müssten ja bestimmte Grenzwerte erreicht werden. Wenn man abschätzen könne, dass die Grenzwerte erreicht werden könnten, würde man sicherlich auch die Genehmigung erteilen; man werde dann hinterher prüfen, ob sie erreicht würden. Sei das nicht der Fall, würde man für diesen Teil der Genehmigung eine Verfügung treffen müssen, die dem Betreiber verbiete, diese Technologie anzuwenden.

Es sei richtig, dass Abfälle grundsätzlich nicht durch Mischung entsorgt werden dürften. Man könne aber Abfälle mit Mischvorgängen entsorgen. Das heiße, man müsse einen Entsorger mit einer entsprechenden Genehmigung finden, die festlege, in welchem Verhältnis gemischt werden könne, um das Ganze zu entsorgen. Als Beispiel: wenn man Benzin und Alkoholreste habe, könne man das zusammen zur Verbrennung geben. Sie könne beide Abfälle, die getrennt angeliefert worden seien, mischen und dann dem Verbrenner zur Entsorgung geben. Da müsse aber ein Auftrag des Verbrenners, also der Verbrennungsanlage vorliegen.

Mischen und Immobilisieren sei etwas anderes. Man könne Abfälle mischen. Dann seien sie noch genauso gefährlich oder möglicherweise noch gefährlicher als vorher. Bei der Immobilisierung werde ein Abfall behandelt, mechanisch oder chemisch. Es habe mal eine Zeit gegeben, in der gefährliche Abfälle mit Glas umhüllt worden seien. Das sei eine Immobilisierung des Abfalls, weil dann die Gefährlichkeit beseitigt bzw. stark verringert werde. Wenn man Teerabfälle mit Zement vermische, sei das ein Immobilisierungsvorgang. Der Zement lege sich um den Teeraufbruch herum und bildet dann eine feste Schicht, wenn er abbinde. Er hülle praktisch den Aufbruch ein. Das sei ein Immobilisierungsvorgang.

VII Alle Komplexe

Zeuge Frank Kupfer, Staatsminister für Umwelt und Landwirtschaft

Der Zeuge Frank Kupfer – seit dem 18. Juni 2008 sächsischer Staatsminister für Umwelt und Landwirtschaft – ist gemäß ADS 582 in der Neufassung vom 27. Januar 2014 vernommen worden. Die Vernehmung erfasst sämtliche Themen, die vor dem Ausschuss eine Rolle gespielt haben.

1 Allgemeines

Der Zeuge hat erklärt, dass er zu den Vorgängen, die vor seinem Amtsantritt liegen würden und insofern seinem Einfluss entzogen seien, nur soweit Auskunft geben könne, als ihm die Dinge aufgrund von Akten und späteren Informationen bekannt geworden seien. Dafür bitte er um Verständnis. Aufgabe eines Zeugen sei es, über tatsächliche Wahrnehmungen zu berichten. Daran werde er sich halten. Er werde nicht spekulieren und auch nicht mutmaßen.

Sein Haus, das Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL), vertrete zwei große und wichtige Politikfelder: die Umwelt und die Landwirtschaft. Diese hätten gelegentlich auch unterschiedliche Sichtweisen auf einzelne Fragestellungen und würden damit auch zwei Bundesressorts spiegeln. Dementsprechend vielfältig seien die Vorgänge und Themen, mit denen sich seine Mitarbeiter und er zu beschäftigen hätten. In dem von ihm zu vertretenden Geschäftsbereich gebe es insgesamt 3862 Stellen; ungefähr 4000 Mitarbeiter seien beschäftigt. Allein in seinem Haus habe das IT-gestützte Vorgangsbearbeitungssystem im letzten Jahr 163.000 Geschäftsgänge verzeichnet. Das entspreche mehr als 800 Geschäftsvorgangverfügungen täglich.

Es gehöre dabei nicht zu den Aufgaben eines Ministers, jedes Detail eines Vorganges zu kennen, insbesondere auch nicht jede Analyse hinsichtlich ihrer umweltseitigen und umweltrechtlichen Bedeutung zu bewerten. Das sei Aufgabe seiner Fachleute und der Juristen in seinem Haus. Selbstverständlich müssten diese der Rechtslage und seinen Weisungen folgen, soweit Raum für landespolitische Grundsätze und Entscheidungen gegeben sei.

Einige grundlegende Ausführungen zur Grundstruktur in der Entwicklung der Abfallwirtschaft im Freistaat Sachsen werde er vorausschicken. Der Freistaat verfüge über eine funktionierende, rechtskonform arbeitende, umweltverträgliche und nachhaltige Abfallwirtschaft. Den Bürgern und der Wirtschaft würden sichere und kostengünstige Entsorgungswege angeboten. Er möchte nur an die Abfallentsorgung nach den Hochwässern 2002 und insbesondere 2013 erinnern, die mit dem Entstehen mehrerer 100.000 t Abfälle und Schlämme verbunden gewesen seien. Allein 2002 seien es insgesamt 676.000 t gewesen – umgerechnet ungefähr 34.000 vollbeladene Lkw. Binnen weniger Wochen sei es gelungen, den Abfall aus den betroffenen Gebieten zu räumen und damit die Gefahren durch Schadstoffe und Keime für die Menschen und die Umwelt zu beseitigen. Entsorgungsprobleme hätten zu keinem Zeitpunkt bestanden. In dieser Situation habe sich die sächsische Abfallwirtschaft mit ihrer Aufgabenverteilung, ihren Strukturen und Anlagen bewährt.

Träger und Handelnde der sächsischen Abfallwirtschaft seien zum einen die Landkreise und kreisfreien Städte sowie die von ihnen gebildeten Abfallverbände. Sie seien die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger im Sinne des bundesdeutschen Abfallrechts im Rahmen der ihnen durch Gesetz und Satzung zugewiesenen Aufgaben. Eine Vielzahl weiterer Entsorgungsleistungen würde von privaten Unternehmen un-

terschiedlichster Größe und mit den verschiedensten Wirtschaftszwecken erbracht. Für alle Akteure gelte, dass ihre Möglichkeiten und Grenzen im ganz überwiegenden Teil durch Vorgaben des Bundesgesetzgebers bestimmt würden.

Die kommunalen Aufgabenträger seien für die Erfüllung der ihnen übertragenen abfallwirtschaftlichen Aufgaben verantwortlich, der Freistaat Sachsen für die Einhaltung und Kontrolle des Vollzugs der abfallrechtlichen Vorgaben. Nur soweit der Bundesgesetzgeber im Bundesabfallrecht Handlungsspielräume und Optimierungsmöglichkeiten eröffnet habe, könnten nicht geregelte Bereiche im Rahmen der Selbstverwaltung der Kommunen, also durch Satzung, ausgeschöpft werden, oder sie seien dem sächsischen Gesetzgeber für die Gestaltung des Landesrechts zugänglich. Demgemäß würden für die kommunale Abfallwirtschaft die Regelungen im früheren Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz – im heutigen Kreislaufwirtschaftsgesetz – die zentrale Grundlage bilden.

Grundsätzlich seien danach die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger für die Entsorgung der in Ihrem Gebiet anfallenden und überlassenen Abfälle aus privaten Haushaltungen zuständig, außerdem für die Abfälle zur Beseitigung aus anderen Herkunftsbereichen. Das seien Abfälle aus gewerblichen und industriellen Unternehmen. Im Gegenzug gelte für die Besitzer solcher Abfälle eine Überlassungspflicht an die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger.

Für hausmüllähnliche Abfälle, die bei gewerblich Tätigen anfallen würden und verwertbar seien, sei somit das Gewerbe selbst zuständig. Abfälle aus Industrie und Gewerbe mit besonderem Gefährdungspotenzial könnten meist nach Art – zum Beispiel flüssig oder pastös –, Menge und Beschaffenheit – zum Beispiel weich oder scharfkantig – nicht mit den in Haushaltungen anfallenden Abfällen beseitigt werden. Die Entsorgung solcher Abfälle, die meist auch als gefährlich eingestuft seien, erfolge im Freistaat Sachsen gegenwärtig als privatwirtschaftlich organisierte Dienstleistung. Die öffentliche Hand sei in diesem Bereich nur für die Überwachung und die abfallrechtlichen Vorschriften zuständig.

Grundsätzlich habe der Bund das vorrangige Recht, Sachverhalte durch Gesetz zu regeln. Was der Bund nicht regelt, könnten die Länder regeln. Der Bund habe in Ausübung dieser konkurrierenden Gesetzgebung bis ins Detail gehende Bestimmungen erlassen. Daher würden auf Landesebene keine umfänglichen eigenständigen Regelungskompetenzen mehr bestehen. Der Vorläufer des Sächsischen Abfallwirtschafts- und Bodenschutzgesetzes stamme bereits aus dem Jahr 1991. Das heutige Gesetz enthalte insbesondere Festlegungen zur Struktur der kommunalen Abfallwirtschaft und der Abfallwirtschaftsplanung sowie zu den Abfallgebühren. Hierbei verweise es inhaltlich auf die Vorschriften des Sächsischen Kommunalabgabengesetzes.

Neben diesem Gesetz regele die Verordnung des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft über Zuständigkeiten bei der Durchführung abfallrechtlicher und bodenschutzrechtlicher Vorschriften vom 19.07.2000 die Zuständigkeiten der Behörden bei der Durchführung abfallrechtlicher und bodenschutzrechtlicher Vorschriften. Nach dem Sächsischen Abfall- und Boden-schutzgesetz seien öffentlich-rechtliche Entsorgungsträger im Sinne des Kreislaufwirtschaftsgesetzes im Freistaat Sachsen die Landkreise und kreisfreien Städte sowie die durch sie gebildeten Abfallverbände jeweils im Rahmen ihrer Aufgaben. Das stehe in § 3 Abs. 1.

Bei der Abfallentsorgung handele es sich um eine weisungsfreie Pflichtaufgabe, die den öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträgern übertragen worden sei. Die Aufgabe

unterfalle damit dem grundgesetzlichen Recht der Kommunen auf Selbstverwaltung gemäß Art. 28 des Grundgesetzes bzw. Art. 82 der Sächsischen Verfassung. Aufgaben, die zu diesem eigenen Wirkungskreis der Kommunen rechnen würden, seien nicht der Fachaufsicht unterworfen. Staatliche Eingriffe in die Planung und Durchführung dieser Aufgaben seien nur möglich, soweit dazu eine Ermächtigung für den Staat gegeben sei. Solche Selbstverwaltungsangelegenheiten würden nur der Rechtsaufsicht unterliegen. Diese überprüfe die Gesetzmäßigkeit und wirke nicht auf die Zweckmäßigkeit einer solchen Aufgabenerledigung ein. Verfassung und Rechtsprechung hätten hier den Kommunen einen weiten Spielraum gegenüber staatlichen Einflüssen eingeräumt.

Weiterhin abfallwirtschaftlich relevant seien Festlegungen des Kommunalrechts, insbesondere die Gemeindeordnungen, die Landkreisordnung, das Sächsische Gesetz über kommunale Zusammenarbeit und das Sächsische Kommunalabgabengesetz. Auf der Grundlage dieser Regelungen seien im Freistaat Sachsen derzeit sieben Landkreise und drei kreisfreie Städte öffentlich-rechtliche Träger der Abfallentsorgung, ferner fünf von ihnen gebildete Abfallverbände. Die Landkreise Nordsachsen und Vogtland sowie die Landeshauptstadt Dresden würden keinem Zweckverband angehören.

Für die Behandlung der Abfälle würden die Abfallverbrennungsanlage in Lauta sowie vier mechanisch-biologische oder mechanisch-physikalische Abfallbehandlungsanlagen zur Verfügung stehen.

Die Bedeutung der Abfallverbände sei hervorzuheben. Es sei offensichtlich, dass eine ökologisch und ökonomisch betriebene Abfallwirtschaft nur unter dem Einsatz von technischen Anlagen möglich sei. Diese wiederum seien nur in einer Mindestgröße wirtschaftlich betreibbar. Insofern müsste es möglich sein, entsprechend große Abfallmengen zusammenzutragen. Gerade nach der Wiedervereinigung, als der Freistaat noch viel mehr kreisfreie Städte und Landkreise gehabt habe, habe sich die Nutzung der vorhandenen Deponien und der Aufbau von Infrastruktur zur Behandlung von Abfällen nur in kommunaler Zusammenarbeit realisieren lassen. Die Bildung der Verbände sei insofern eine richtige und vorausschauende Entscheidung gewesen.

Auf der Grundlage der Tätigkeit der Abfallverbände könnten durch die Zentralisierung weiterer abfallwirtschaftlicher Aufgaben der Landkreise weitere kostensparende Synergie-Effekte generiert werden. Bei der Ausschreibung bedeutend größerer Abfallmengen gebe es außerdem eine größere Nachfragekraft am Markt. Damit könnten Leistungen zu geringeren Kosten angeboten werden, als wenn jeder Kreis selbst seine benötigten Abfalldienstleistungen ausschreibe; so wiederum ließen sich die Abfallgebühren niedrig halten.

Diese würden vom Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie im Auftrag des SMUL jährlich in einer Studie dokumentiert und ausgewertet. Die Abfallgebühren der öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger im Freistaat Sachsen seien stabil und würden seit Jahren um den Wert von durchschnittlich 52 € pro Jahr und Bürger für die häusliche Abfallentsorgung schwanken. Im Jahr 2012 hätten sie 53 € betragen – und das bei einer ordnungsgemäßen Abfallentsorgung, die keine Altlasten hinterlasse.

Der Freistaat Sachsen sei heute wieder ein bedeutender Standort von Industrie und Gewerbe mit einer gut ausgebauten Infrastruktur. Es sei ein Standortfaktor, den Unternehmen eine funktionierende und kostengünstige Entsorgung für Abfälle anzubie-

ten. Alle Anlagen, die heute im Freistaat Sachsen zur Abfallentsorgung betrieben würden, hätten schon seit vielen Jahren die geltenden umweltrechtlichen Anforderungen der Europäischen Union erfüllt. Deponien, die den europäischen Anforderungen nicht entsprochen hätten, seien bis Mai 2005 geschlossen bzw. im Rahmen einer Übergangsvorschrift nur noch zeitweilig eingeschränkt weiter betrieben worden.

In Sachsen würden Technologien, beispielsweise in der Metallerzeugung, vorhanden sein, über die keineswegs alle Länder in Europa verfügen würden. Insofern würden auch große Abfallmengen zur Verwertung in diese Anlagen gebracht werden. Mit den Abfällen bzw. deren Verwertung und sachgerechter Behandlung würden in Sachsen auch zahlreiche Arbeitsplätze gesichert werden. Das gelte für die produzierende Wirtschaft genauso wie für die Entsorgungswirtschaft. Auch dieser Faktor müsse bei der Bewertung der Abfallwirtschaft in Sachsen berücksichtigt werden. Als Beispiel seien hier die Betriebe der Blei- und Zinkgewinnung und der sonstigen Nichteisenmetallverarbeitung im Raum Freiberg, die Nickelhütte in Aue und weitere Betriebe zur Verarbeitung metallhaltiger Abfälle im Raum Leipzig genannt.

Das habe er zum allgemeinen Verständnis vorausgeschickt, sozusagen vor die Klammer gezogen.

2 Aufsicht und Überwachung in der Abfallwirtschaft

Aufgrund des Beweisbeschlusses stünden drei Fälle besonders im Fokus:

Fall 1 – Import von Abfällen aus Italien zur Westsächsischen Entsorgungs-und Verwertungsgesellschaft WEV nach Cröbern –

Fall 2 – Weiterleitung eines Teils der italienischen Abfälle nach Sachsen-Anhalt –

Fall 3 – Stabilisierung und Immobilisierung von Abfällen in der S.D.R. Biotec – .

Die Einhaltung der abfallwirtschaftlichen Rechtsvorschriften, also deren Vollzug, würden in Sachsen heute drei behördliche Ebenen sichern. Das seien die Landkreise und kreisfreien Städte als untere Abfallbehörden, die Landesdirektion Sachsen als höhere Abfallbehörde und das Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft als oberste Abfallbehörde. Die Rechtsvorschriften, für deren Vollzug die jeweiligen Behörden zuständig seien, würden in der bereits genannten Zuständigkeitsverordnung festgehalten sein.

An dieser Stelle möchte er betonen: Jede Behörde sei grundsätzlich für den Vollzug der ihr zugewiesen Aufgaben vollständig alleinverantwortlich. Das sei auch zweckmäßig, da im Einzelfall die Behörde vor Ort den Sachverhalt am genausten kenne und deshalb auch in der Lage sei, sachgerechte und verhältnismäßige Entscheidungen zum Rechtsvollzug zu treffen. Dabei würden die Behörden auch das ihnen im Einzelfall eröffnete Ermessen ausüben. Die Fachaufsicht führende Behörde könne zur Gewährleistung eines einheitlichen Vollzugs die Ausübung des Ermessens einschränken oder bei Hinweisen auf eine fehlerhafte Ermessensausübung die Entscheidung der nachgeordneten Behörde prüfen und korrigieren.

Es sei nicht Zweck der Fachaufsicht, Entscheidungen im Einzelfall anstelle der zuständigen Behörde zu treffen oder jede behördliche Entscheidung zu überprüfen. Insofern liege die Zuständigkeit des SMUL, der obersten Abfallbehörde, zunächst bei der Wahrnehmung von Aufgaben mit landesweiter Bedeutung, wie zum Beispiel die Zulassung dualer Systeme, die Aufstellung des Abfallwirtschaftsplanes im gesetzli-

chen Umfang oder die Anleitung der Behörden im Vollzug gesetzlicher Vorschriften. Die Aufgabe des Ministeriums sei nicht die Überprüfung jeder einzelnen behördlichen Entscheidung.

Selbstverständlich würden – um Schwachstellen zu erkennen und abzustellen – Einzelfälle mit rechts- und ordnungswidriger Entwicklung und Einzelabläufe behördlichen Vollzugs auf Schwachstellen überprüft. Erforderlichenfalls würden per Erlass landesweit geltende Regelungen in Kraft gesetzt, um Gleichbehandlung im Rechtsvollzug sicherzustellen. So würden auch in der Abfall- und immissionsschutzrechtlichen Überwachung von Abfallströmen und Abfallversorgungsanlagen Vorgaben gelten, die vom Ministerium gesetzt seien.

Bereits seit 1996 würde die Überwachung der Verpflichteten zur Einhaltung umweltrechtlicher Vorschriften auf der Basis eines Überwachungskonzeptes stattfinden. Den für die Kontrolle der Einhaltung des Abfall-, Immissionsschutz- und Bodenschutzrechtes zuständigen Behörden werde die Durchführung regelmäßiger Überwachungen vor Ort ohne Anmeldung aufgegeben. Weitere Überwachungen würden durch die Behörden anlassbezogen oder nach Bedarf auf der Basis eigener Erfahrungen erfolgen. Die Überwachungsvorgänge würden protokolliert. In einem jährlichen Überwachungsbericht würden die Ergebnisse zusammengefasst. Die Erfahrungen würden ausgewertet und die Überwachungssachverhalte erforderlichenfalls angepasst.

Mit dieser Informations- und Erfahrungsgrundlage sowie mit weiteren elektronischen Instrumenten zur Auswertung von Nachweisdokumenten und Betriebstagebüchern sei mit den bestehenden personellen Kapazitäten eine effiziente Abfallüberwachung im Freistaat Sachsen installiert. Bei den Behörden würden so Kenntnisse und Erfahrungen über anlagentechnische Abläufe, Abfallströme und Entsorgungswege geschaffen, die eine fundierte, effektive und effiziente Überwachung gewährleisten würden. Die Überwachungshäufigkeit richte sich bei Abfällen nach ihrem speziellen Umweltgefährdungspotenzial. Häufigkeit und Prioritäten der immissionsschutzrechtlichen Überwachung würden auf den Vorgaben des Überwachungskonzeptes beruhen und sich auf die immissionsschutzrechtlich genehmigungsbedürftigen Anlagen konzentrieren.

Es könne natürlich keine hundertprozentige Überwachung stattfinden. Einzelne Verstöße gegen umweltrechtliche Bestimmungen könnten insofern nicht ausgeschlossen werden. Sie würden jedoch im Einzelfall konsequent gemäß den strafrechtlichen und umweltrechtlichen Bestimmungen geahndet, das auch, um eine präventive Wirkung zu entfalten. Aber auch die beste und dichteste Überwachung könne die dabei festgestellten Rechtsverstöße oder Umweltbelastungen nicht rückgängig machen.

Diese Herangehensweise werde auch durch die höchstrichterliche Rechtsprechung gestützt. Das Bundesverwaltungsgericht habe in seinem Urteil vom 28.06.2007 festgestellt: *„Das Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz (des Bundes) betont im Interesse einer umweltverträglichen Abfallwirtschaft die Eigenverantwortlichkeit von Erzeugern und Besitzern von Abfällen. Diesen wird insbesondere die Pflicht auferlegt, die Abfälle ordnungsgemäß zu verwerten oder zu entsorgen. Damit wird die Verantwortlichkeit für die Abfallentsorgung und die Abkehr von dem nach dem alten Abfallgesetz bestehenden Vorrang staatlicher Daseinsvorsorge in die Hände der privaten Erzeuger und Besitzer gelegt. Das Gesetz trägt hierdurch dem Verursacherprinzip Rechnung, das allgemein im Umwelt Recht gilt.“*

Damit werde die Verantwortlichkeit für die Abfallversorgung in die Hände der privaten Erzeuger und Besitzer gelegt – die Kernbotschaft dieses Zitats. Das Gericht leite da-

raus sozusagen zu Gunsten des öffentlichen Interesses an einer schadlosen Abfallentsorgung ab, dass ein Abfallbesitzer auch dann für die ordnungsgemäße Entsorgung verantwortlich bleibe, wenn er einen Dritten mit der Entsorgung der Abfälle beauftrage und diesem hierzu den Besitz daran übertrage.

Der Gesetzgeber habe diesen Rahmen ausgekleidet und den Abfallbesitzern und Anlagenbetreibern in umfangreichem Maße Pflichten zum Nachweis der ordnungsgemäßen schadlosen und allgemeinwohlverträglichen Entsorgung in Form von formellen Nachweisen, Registerpflichten, Betriebstagebüchern sowie Jahresberichten auferlegt. Zusätzliche Anforderungen mit der Durchführung von Analysen zur Feststellung der Identität eines vorab beschriebenen Abfalls mit dem konkret angelieferten Abfall würden für die Betreiber von Deponien und sonstigen Anlagen zur Entsorgung gefährlicher Abfälle gelten. Weitere Analysen seien regelmäßig nach der Lieferung bestimmter Mengen durchzuführen und zu dokumentieren. Durch die Bildung von Rückstellungsproben sei den Behörden die Überprüfung der Analyseergebnisse zu ermöglichen.

Für ihn gebe es insofern nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, von einer unzureichenden staatlichen Überwachung im Freistaat Sachsen auszugehen.

Zusammenfassend dürfe er ausführen: Gemäß dem Gesetz und den gerichtlichen Entscheidungen sei in erster Priorität der Abfallerzeuger oder der Abfallbesitzer für die ordnungsgemäße und schadlose Entsorgung von Abfällen verantwortlich. Der Anlagenbetreiber trage in zweiter Priorität die Verantwortung, dass die Abfälle, die er für seine Anlage annehme – sei es für eine Deponie oder für eine Behandlungsanlage –, die Vorgaben seiner Genehmigung einhalten würden. Beide müssten Nachweise führen, dass sie ihrer Verantwortung nachgekommen seien.

Die Behörde kontrolliere dann Abfallerzeuger, -besitzer und -entsorger anhand der Nachweisdokumente, durch Überwachungsgänge vor Ort und in Verdachtsfällen auch durch eigene Analysen auf die Einhaltung ihrer Verantwortung. Das gelte auch für die Fälle, die in dem Ausschuss thematisiert worden seien. Es sei nicht Praxis im Freistaat Sachsen, vom grünen Tisch aus irgendwelche Entscheidungen zu treffen, sondern sie würden Wert darauf legen, dass vor Ort kontrolliert werde, und zwar nicht durch die Mitarbeiter des Umwelt- und Landwirtschaftsministeriums, sondern durch diejenigen, die dafür zuständig seien.

2.1 Fall 1 – Import von Abfällen aus Italien zur Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft WEV

2.1.1 Allgemein

Die WEV sei ein kommunales Unternehmen mit privater Beteiligung, das im Auftrag des Zweckverbandes „Abfallwirtschaft Westsachsen“ die Deponie Cröbern und am selben Standort eine Anlage zur mechanisch-biologischen Behandlung von Restabfällen betreibe.

Hier hätten die Medien über zwei Fälle berichtet. Sie würden sich in den einbezogenen Abfallarten und in den Verträgen mit unterschiedlichen Partnern unterscheiden. Einmal sollen Abfälle mit dem Schlüssel 19 05 01 – das sei die nicht kompostierte Fraktion von Siedlungs- und ähnlichen Abfällen – im Zeitraum von März 2007 bis Juni 2008 aus Italien geliefert worden sein. Zum anderen seien mit Notifizierung für ein italienisches Unternehmen in den Jahren 2007 bis 2009 mehrere Lieferungen gefähr-

licher Abfälle mit dem Schlüssel 19 02 04 – das seien vorgemischte Abfälle, die wenigstens einen gefährlichen Abfall enthalten würden – nach Cröbern geliefert worden. In Italien sollen bei diesen Abfällen unzulässige Überschreitungen von Schadstoffgrenzwerten und Analysefälschungen festgestellt worden sein.

Wie von unterschiedlichsten Stellen berichtet werde, würden Abfälle in der Region um Neapel seit vielen Jahren ohne jegliche Verringerung der Schadstoffe nach Bedarf flächig verteilt, also im Extremfall ohne jede Behandlung in der Natur verscharrt und/oder angezündet. Der „Spiegel“ habe in seiner Ausgabe vom 13.01.2014 unter der Überschrift „ Im Vorhof der Hölle“ unter anderem berichtet – er zitiere: *„Wer auf der Autostrada del Sol südwärts fährt und kurz vor Neapel bei Caserta die Autobahn verlässt, landet dort, wo während der vergangenen Jahrzehnte Tausende Lastwagen den Auswurf der Industriegesellschaft abgeladen haben.“*

Der Abfall sei – egal, ob dioxin- oder asbesthaltig – bis zum Grundwasserspiegel hinab in Gruben verfüllt worden, die für den Straßenbau ausgehoben worden seien. Es gehe ganz offensichtlich zulasten der Bevölkerung. Von den bleibenden Schäden für Flora und Fauna sowie das Grundwasser möchte er, der Zeuge Frank Kupfer, hier gar nicht reden. – „Eine schwierige Situation im Raum Neapel.“

Dabei habe Italien um Hilfe gebeten. Die Annahme italienischer Abfälle in vertretbarem Maße und in umwelttechnisch gut gesicherten Anlagen in Sachsen kategorisch zu verweigern, hieße, die dortige Bevölkerung ihrem Schicksal zu überlassen. Es sei also durchaus vernünftig, in einem vertretbaren Umfang Hilfe zu leisten und gerade in schwieriger Lage Abfälle aus Italien zur Entsorgung in umweltsichere Anlagen in Sachsen aufzunehmen.

Rechtlich werde der Abfall in der Europäischen Union grundsätzlich wie jede andere Ware betrachtet. Das heiße, auch dafür gelte die im EU-Vertrag zwischen den Mitgliedsstaaten vereinbarte Warenverkehrsfreiheit. In Abhängigkeit vom Gefährdungspotenzial der Abfälle würde die Verbringung über die Grenzen der Mitgliedsstaaten der Einhaltung bestimmter Regeln unterliegen. Diese seien bis zum 12.07.2007 in der „Verordnung zur Überwachung und Kontrolle der Verbringung von Abfällen in der, in die und aus der Europäischen Gemeinschaft“ festgelegt worden.

Nach dem 12.07.2007 habe die „Verordnung über die Verbringung von Abfällen“(EG Nummer 1013/2006) gegolten. Nach dieser Verordnung seien gegenüber der alten Verordnung die möglichen Einwände eines Empfängerlandes gegen einen Abfallimport überarbeitet und auch erweitert worden. Die bestehenden Regelungen auf EU-Ebene würden aber konkret bedeuten, dass ein Mitgliedstaat nicht nach eigenem Gutdünken den Import eines Abfalls – zum Beispiel, weil er aus Italien stamme – untersagen könne. Vor dem 12.07.2007 habe aber auch der Import gemischter Siedlungsabfälle zur Beseitigung nicht untersagt werden können.

In den Verordnungen hätten sich die Mitgliedsstaaten der EU darauf verständigt, welche Abfälle beim grenzüberschreitenden Transport einem Verfahren mit behördlicher Vorabzustimmung hätten unterzogen werden und welche Abfälle davon hätten befreit sein sollen.

Das so genannte Notifizierungsverfahren mit behördlicher Beteiligung beginne mit der Erstellung des Notifizierungsbogens, der ausgehend von der notifizierenden Person alle am Vorgang beteiligten und damit für den ordnungsgemäßen Ablauf verantwortlichen Personen aufführe. Weiterhin sei der Abfall in seiner technischen Herkunft, der chemischen Zusammensetzung und den physikalischen Eigenschaften zu

beschreiben. Insbesondere sei eine aktuelle Analyse von einem unabhängigen Labor beizufügen. Diese diene als zentrale Abfallbeschreibung, anhand derer später die Übereinstimmung des angelieferten Abfalls mit dem in der Notifizierung beschriebenen Abfall festgestellt werde.

Zur Notifizierung würden weiterhin die Kopie des Entsorgungsvertrages zwischen Abfallerzeuger und Entsorger sowie der Nachweis über eine Sicherheitsleistung gehören, mit der im Bedarfsfall die Rückführung des Abfalls in das Entsendeland finanziert werden könne.

Von diesen Unterlagen würden die zuständigen Behörden der vom Weg der Abfälle berührten Länder – also Entsendestaat, Transitländer und im Empfängerstaat – eine Mehrfertigung erhalten. Auch würden sie über alle im Verlauf des Verfahrens an der Notifizierung auftretenden Änderungen informiert. Jede Behörde entscheide, ob sie der Abfallverbringung unmittelbar zustimme, sie mit rechtlich zulässigen Einwänden ablehne oder unter Auflagen zustimme. Einen eigenen Ermessensspielraum zur Ablehnung einer Abfallverbringung über die rechtlich zulässigen Einwände hinaus habe sie dagegen nicht.

Ablehnungsgründe seien zum Beispiel gegeben, wenn der Abfall erkennbar deutsche Vorschriften zum Schutz der Umwelt oder der Gesundheit nicht einhalte. Natürlich müssten auch keine Abfallimporte angenommen werden, für deren ordnungsgemäße Entsorgung gar keine Anlagen im Empfängerland zur Verfügung stehen würden. Die zuständige Behörde am Bestimmungsort – im Freistaat Sachsen sei das einheitlich immer die Landesdirektion am Standort Dresden – erteile die abschließende Genehmigung zur Notifizierung nur, wenn von ihr oder seitens der anderen zuständigen Behörden der Mitgliedstaaten keine Einwände gegen den grenzüberschreitenden Abfalltransport bestehen würden.

Alle beteiligten Behörden würden nach Zustimmung der Behörde am Bestimmungsort eine Mehrfertigung des Notifizierungsformulars erhalten. Damit seien Manipulationen während der Notifizierung durch eine Behörde oder unbefugte Personen zu Gunsten der notifizierenden Person leicht erkennbar. Manipulationen seien daher so gut wie ausgeschlossen. Das heiße, für die Abfallverbringung, insbesondere von gefährlichem Abfall, gebe es ein aufwändiges Vorabkontrollverfahren, in dem nicht nur eine Behörde, sondern mehrere Behörden den Vorgang prüfen und ihre Zustimmung geben müssten.

Die Überwachung der konkreten Abfallentsorgung unterfalle – wie bei inländisch entstehenden Abfällen auch – der für die Entsorgungsanlage zuständigen Behörde. Es habe in der Vergangenheit keine Anzeichen gegeben, dass sich ausländische Abfälle so deutlich von deutschen Abfällen unterscheiden würden, dass eine spezielle Überwachung hätte vorgesehen werden müssen.

Das SMUL habe im März 2009 die Überwachung von Abfallströmen im Freistaat Sachsen noch einmal klargestellt. Bei dieser Gelegenheit habe es die damalige Landesdirektion Dresden gebeten, den Überwachungsbehörden der Anlage die Notifizierungsdokumente zur Verfügung zu stellen. Damit sei sichergestellt, dass alle Beteiligten die erforderlichen Informationen erlangen würden. Das würde bei der Anlagenkontrolle berücksichtigt. Auch bei Abfallimporten und -exporten würde in Sachsen also ein dichtes Kontroll- und Überwachungssystem bestehen.

Es sei darauf hinzuweisen, dass die Abfallbehörden nicht zu Kontrollen der Abfallimporte auf Straßen ermächtigt seien. Das dürften nur die Polizei und das Bundesamt

für Güterverkehr sowie im Grenzraum die Bundespolizei und der Zoll. Das Abfallverbringungsgesetz sehe vor, dass diese Stellen im Rahmen ihrer Möglichkeiten mit den zuständigen Landesbehörden zusammenarbeiten würden. Das Bundesamt für Güterverkehr überprüfe im Rahmen seiner Fahrzeugkontrollen auch die Einhaltung der rechtlichen Vorschriften und ziehe in Zweifelsfällen die zuständige Abfallbehörde hinzu.

2.1.2 Lieferungen aus Kampanien 2008

Ende Januar 2008 habe der italienische Botschafter zunächst den damaligen Bundesminister Gabriel um Unterstützung gebeten. Die Beseitigung und Entsorgung von Hausmüll und hausmüllähnlichen Gewerbeabfällen aus Kampanien habe aus hygienischen und umweltschutzrechtlichen Gründen absolute Priorität gehabt. Hier habe die deutsche Entsorgungswirtschaft einen Beitrag leisten sollen. Eine Ablehnung des Imports einer begrenzten Menge aus Kampanien zu Beginn des Jahres 2008 im Rahmen einer bundesdeutschen Nothilfemaßnahme wäre kein gutes Zeichen im Sinne europäischer Solidarität gewesen.

Mit Schreiben vom 14.03.2008 habe sich der Botschafter nochmals an das sächsische Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft gewandt. Dabei habe er auch den vom Freistaat Sachsen in den Vorjahren bereits geleisteten Beitrag zur Bewältigung der Problemlage in Kampanien und die Schwierigkeit gewürdigt, die diese Angelegenheit in der Öffentlichkeit bereitet habe. Auch habe er für die Bereitschaft des Freistaates zu einer weiteren Hilfeleistung gedankt. Dem allgemein schlecht beleumdeten Abfallimport falle eben nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine soziale Komponente zu. Das würde dem abfallwirtschaftlich hervorragend aufgestellten Freistaat Sachsen durchaus gut zu Gesicht stehen.

Zeitweise seien auf Veranlassung des Regierungspräsidiums Leipzig von der Firma WEV und der Kreiswerke Delitzsch GmbH wöchentlich Statistiken über die jeweiligen In- und Outputmengen vorgelegt worden. Beim Abgleich dieser Mengen seien keine Differenzen festgestellt worden, die auf eine etwaige unzulässige Absteuerung von Abfällen hingedeutet hätten. Die Verwertungswege für die aus den italienischen Abfällen gewonnenen heizwertreichen Fraktionen seien ebenso überprüft worden und plausibel gewesen.

Nachdem mit der neuen Rechtslage für Abfallverbringung erstmals der Import von gemischten Siedlungsabfällen aus privaten Haushalten zum Zweck der Beseitigung auf Deponien habe abgelehnt werden können, habe das Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft bei der Aktion zur Unterstützung der italienischen Regierung Anfang des Jahres 2008 davon Gebrauch gemacht. Es habe den Import gemischter Siedlungsabfälle zur WEV nach Cröbern im Rahmen der bundesdeutschen Nothilfeaktion entgegen der von italienischer Seite beantragten 100.000 t auf 35.000 t beschränkt, also auf rund ein Drittel. Darüber hinaus sei der Import nicht mehr zugelassen worden. Gemäß den Transportmeldungen an die Landesdirektion Dresden habe die WEV im Zeitraum 2007/2008 einmal rund 76.500 t und einmal rund 34.000 t mit dem Schlüssel 20 03 01 angenommen. Diese Abfälle seien in der mechanisch-biologischen Anlage der WEV behandelt worden.

2.2 Fall 2 – Weiterleitung eines Teils der italienischen Abfälle nach Sachsen-Anhalt

Im November 2008 sei bekannt geworden, dass die WEV Abfälle aus Italien mit dem Schlüssel 19 05 01 nach Sachsen-Anhalt weitergegeben habe. Das habe das Regierungspräsidium Dresden durch die WEV selbst erfahren, und zwar durch einen Bericht der WEV im November 2008, der eigentlich ein anderes Verwaltungsverfahren zum Gegenstand gehabt habe. Eine Mail vom 14.03.2008 zwischen Herrn Beer und Herrn Kowalski sei ihm, dem Zeugen Frank Kupfer, nicht bekannt geworden. Er sei zu diesem Zeitpunkt noch nicht im Amt gewesen. Seines Erachtens gehe es dabei um die Notifizierungen und nicht um eine illegale Absteuerung nach Sachsen-Anhalt.

Er habe keinen Anlass, in diesem Zusammenhang an der Arbeit seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu zweifeln.

Zuvor hätten im Zeitraum vom 01.04. bis 20.05.2008 Überwachungen der Abfallimporte stattgefunden: Drei Überwachungen in der MBA in Cröbern, vier Überwachungen der Ersatzbrennstoffaufbereitungsanlage der Kreiswerke Delitzsch in Delitzsch-Südwest, zwei Überwachungen des Kurzzeitzwischenlagers Spröda sowie je eine Überwachung des Zwischenlagers der WEV und der Ersatzbrennstoffanlage der Kreiswerke in Radefeld. Beim Abgleich der Mengen hätten keine Differenzen festgestellt werden können. Es sei mehr oder weniger Zufall gewesen, dass sich im November 2008 die Absteuerung aus einem Bericht der WEV selbst ergeben habe.

Daraufhin habe das SMUL am 26.11.2008 die Landesdirektion Leipzig beauftragt, die Genehmigungslage um den Abfall aus Italien mit dem Schlüssel 19 05 01, den Umgang der WEV mit den Abfällen und den Verbleib der Abfälle vollständig aufzuarbeiten. Die Landesdirektion habe am 10.12.2008 den ersten Zwischenbericht, am 16.01.2009 den zweiten Zwischenbericht und am 03.03.2009 den vorläufigen Abschlussbericht übersandt. Der endgültige Abschlussbericht sei am 26.08.2009 ergangen. Parallel dazu sei mit dem Landesverwaltungsamt in Sachsen-Anhalt und der Staatsanwaltschaft in Leipzig zusammengearbeitet worden.

Die Abfälle mit der Schlüsselnummer 19 05 01 hätten – wohl aus Kapazitätsgründen – mit einer von der SVG in Deuben geliehenen mobilen Schredder-Sieb-Anlage, deren Betrieb auf dem Gelände der WEV zeitlich begrenzt genehmigt gewesen sei, behandelt werden sollen. Die Genehmigung dieser Anlage in Cröbern sei nicht verlängert worden, so dass diese der SVG in Deuben zurückgegeben worden sei. Die in der Folge weiter angelieferten und von der WEV angenommenen Abfälle aus Italien seien dann in derselben Anlage weiter behandelt worden, allerdings mit dem Unterschied, dass diese nun nicht mehr in Cröbern gestanden habe, sondern jenseits der Landesgrenze in Deuben in Sachsen Anhalt. Damit habe der in der Notifizierung angegebene und von der WEV auch bei der Annahme bescheinigte Endverbleibeort dieser Abfälle nicht mehr der bestehenden Genehmigung entsprochen.

Nach Bekanntwerden dieses Sachverhalts habe die zuständige Behörde, die damalige Landesdirektion Dresden, mit Schreiben vom 19.12.2008 Anzeige bei der Staatsanwaltschaft Leipzig erstattet. Im Ergebnis umfangreicher Ermittlungen zum Tatvorwurf des unerlaubten Umgangs mit Abfällen gemäß § 326 Abs. 2 StGB gegen Verantwortliche der WEV seien die Verfahren nach § 153 a StPO gegen Auflage eingestellt worden. Aufgrund des Verdachts, dass ein Teil dieser Abfälle von Deuben unbehandelt zu einer Deponie in Sachsen-Anhalt illegal verbracht worden sei und damit verbundene kriminelle Gewinne durch Abfallverschiebungen generiert worden seien,

wären weitere Strafverfahren gegen den inzwischen verstorbenen Geschäftsführer der SVG Deuben und den Betriebsleiter der WEV geführt worden.

Die Medien hätten außerdem berichtet, dass mit der Abfallart „vorgemischte Abfälle“, die wenigstens einen gefährlichen Abfall enthalten hätten, Abfälle aus Italien mit unzulässig hohen Schadstoffwerten auf die Deponie Cröbern verbracht worden seien. Die WEV sei ihrer gesetzlich vorgeschriebenen Meldepflicht gemäß Deponieverordnung nicht nachgekommen, diese Überschreitung der zuständigen Kontrollbehörde anzuzeigen.

Der Import dieser Abfälle sei durch die zuständige Landesdirektion Dresden genehmigt worden. Bei der Anlieferung seien vom Deponiebetreiber die gesetzlich vorgeschriebenen Kontrolluntersuchungen zur Qualität vorgenommen worden. Auch dazu habe die Landesdirektion Leipzig einen Prüfauftrag erhalten. Dabei sei festgestellt worden, dass bei Lieferungen im Rahmen von zwei verschiedenen Notifizierungen in der genannten Abfallart rechtlich vorgegebene Zuordnungswerte für die Ablagerung auf der Deponie nicht eingehalten worden und die Ablagerungen unzulässig gewesen seien. Die Überschreitungen hätten mehrfach in unterschiedlichem Maße einige chemische Parameter betroffen. Das sei durch die Eigenkontrollen der WEV auch festgestellt worden. Allerdings sei die WEV hier ihren vorgeschriebenen Informationspflichten gegenüber der zuständigen Behörde nicht nachgekommen.

Das Prüfergebnis der Landesdirektion sei in zwei vorliegenden Antworten seines Hauses zu Petitionen des Landtages zusammenfassend dargestellt. Es heiße darin unter anderem: *„Insgesamt beträgt die Menge unzulässig abgelagerter Abfälle der AVV 19 02 04 ca. 1,2 % der vorgesehenen jährlichen Gesamtabfallmenge auf der Deponie. Die festgestellte vergleichsweise geringe Menge unzulässig abgelagerter Abfälle im Vergleich zu der vom Betreiber geplanten jährlichen Gesamtablagerungsmenge führt darüber hinaus nicht zu einer Veränderung des Gefahrenpotenzials der Deponie. Infolgedessen ergibt sich auch kein Handlungsbedarf für damit im Zusammenhang stehende zusätzliche technische Maßnahmen zum Schutz der Umwelt.“*

Der Petitionsausschuss des Landtages habe dann abschließend festgestellt: *„Von den unzulässigen Ablagerungen von vorgemischten Abfällen der Firma Ecoservice auf der Deponie Cröbern in den Jahren 2007 und 2008 werden keine Gesundheits- und Umweltgefahren ausgehen. Aufgrund des mit dem Betrieb der Deponie Cröbern verbundenen umfassenden Umweltmonitorings – zum Beispiel durch Grundwassermessstellen – ist dies laufend überprüfbar. Die Petition wird aus Sicht des Sächsischen Landtages für erledigt erklärt.“*

Das in diesem Zusammenhang geführte Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Leipzig zum Anfangsverdacht des unerlaubten Verbringens gefährlicher Abfälle gemäß § 326 Abs. 2 StGB sei mit Verfügung vom 16.12.2011 gemäß § 170 Abs. 2 StPO, also wegen fehlenden hinreichenden Tatverdachts, eingestellt worden.

Auch die Lieferung angeblich falsch deklarierter Abfälle aus Italien mit dem Schlüssel 19 05 01 habe sich nicht bewahrheitet. Das Regierungspräsidium Leipzig habe diesen Vorgang überprüft. Hinweise auf Differenzen zwischen der Deklaration des Abfalls und dem tatsächlich angelieferten Abfall habe es weder bei den Lieferungen im Jahr 2007 noch bei den Lieferungen aus der Region Neapel im Jahr 2008 gegeben.

Die Deponie Cröbern habe grundsätzlich einem eigenen Überwachungssystem unterlegen und tue das noch. Die Umweltbehörden würden jedem Hinweis auf etwaige Rechtsverstöße konsequent nachgehen. Sie würden aufgearbeitet und hinsichtlich

ihrer rechtlichen Sanktionsfähigkeit geprüft. Der Vorfall zeige auch, dass alle Beteiligten – hier der Deponiebetreiber – ihrer Eigenverantwortung, wie vom Gesetzgeber verlangt, nachkommen müssten und Verstöße durch die Behörden und die Staatsanwaltschaft konsequent verfolgt würden. Um bezüglich des Risikos unzulässiger Ablagerungen noch mehr Sicherheit zu schaffen, sei das durch die novellierte Deponieverordnung eingeführte System für die Annahme von Abfällen in seiner Funktionsfähigkeit am Beispiel der Deponie Cröbern überprüft, mit eigenen Erfahrungen ergänzt und per Erlass vom 16.11.2010 zur Anwendung in ganz Sachsen festgeschrieben worden.

Bezeichnend zu diesem Aspekt sei auch die Berichterstattung der sächsischen Presse im Anschluss an die Vernehmung der beiden Zeugen aus Italien, eines Staatsanwalts und eines Polizeibeamten. Die „Sächsische Zeitung“ habe am 25.11.2013 getitelt: „Keine Hinweise auf Verwicklung der Mafia bei Müllexport“ .Die freie Presse habe geschrieben: „Keine Belege für Mafiaverbindungen“, und die „DNN“/„LVZ“ habe getitelt: „Fehlverhalten deutscher Behörden stellte die italienische Justiz nicht fest.“ Ob man vor diesem Hintergrund von einem Skandal reden könne, müsse der Ausschuss bewerten.

Alle Ermittlungsverfahren gegen Behördenmitarbeiter seien mangels Tatverdachts eingestellt worden. Es gebe kein offenes Verfahren gegen einen Mitarbeiter seines Hauses oder des nachgeordneten Bereiches.

2.3 Fall 3 – Stabilisierung und Immobilisierung von Abfällen in der S.D.R. Biotec

Immobilisierung – der Gesetzgeber verwende den Begriff Stabilisierung – sei kein „Allerweltsverfahren“, von dem man bereits in der Grundschule erfahre. Die Entscheidung darüber, was an dem Verfahren funktioniere und was nicht, falle nicht leicht. Bevor die Behörde hier in der Lage gewesen sei, die von der S.D.R. Biotec hergestellten Stabilisate/Immobilisate eindeutig auf die erforderliche Langzeitstabilität bei der Ablagerung auf Deponien bewerten zu können und etwaige Anordnungen gegen den Betreiber zu treffen, die im Übrigen auch einer gerichtlichen Überprüfung standhalten müssten, sei zunächst eine Reihe von Informationen zu beschaffen bzw. vom Betreiber abzufordern gewesen. Bis zum Inkrafttreten der Deponieverordnung am 16.07.2009 habe es für die Verwertung der Stabilisate zum Beispiel als Baustoff für Profilierungsmaßnahmen auf Deponien ein rechtlich anerkanntes Verfahren gegeben, um die notwendige Langzeitstabilität gerichtsfest beurteilen zu können.

Die Anwendung dieses von Fachleuten als „pH-stat“ bezeichneten Verfahrens sei für alle Formen der Ablagerung von stabilisierten Abfällen auf Deponien, also Verwertung und Beseitigung, erst ab dem 16.07.2009 vorgeschrieben. Bis dahin habe der geltende Rechtsrahmen der Firma S.D.R. Biotec ermöglicht, auch nach aufkommenden Zweifeln über die Wirksamkeit ihres Verfahrens den Betrieb noch aufrechtzuerhalten. Der Hauptabnehmer der Stabilisate in Sachsen-Anhalt sei auch auf Hinweis der Landesdirektion Leipzig im Jahr 2010 viermal beprobt worden. Nachdem in allen genommenen zehn Proben die Überschreitung des Parameters Blei im Eluat festgestellt worden sei, habe das Landesverwaltungsamt Sachsen-Anhalt mit Anordnung vom 24.11.2010 dem Betreiber dreier Ablagerungsflächen die Annahme und Verwertung von durch S.D.R. Biotec erzeugten Abfällen mit dem Schlüssel 19 02 03 untersagt. Das seien vorgemischte Abfälle, die ausschließlich aus nicht gefährlichen Abfällen bestehen würden.

Daneben habe das Landratsamt Nordsachsen im Februar 2009 im Rahmen seiner Vor-Ort-Kontrollen aufgrund erkennbar erhöhter Arsengehalte in den Abfällen mit dem Schlüssel 10 04 01 – das seien Schlacken aus der thermischen Bleigewinnung – den Nachweis gefordert, dass die vor der Stabilisierung als gefährlich einzustufenden Abfälle nach der Stabilisierung die Anforderungen an ungefährliche Abfälle erfüllen würden.

Nachdem das Unternehmen trotz mehrfacher Fristverlängerungen nicht in der Lage gewesen sei, den Nachweis zu erbringen, habe das Landratsamt im Oktober 2009 entschieden, die Annahme der genannten Abfälle durch behördliche Anordnung einzuschränken und das notwendige Verwaltungsverfahren einzuleiten. Aufgrund der vom Landratsamt gewonnenen Erkenntnisse und um die Informationen über das Verfahren und seine Wirksamkeit zu erweitern, seien im Dezember 2009 im Auftrag der Landesdirektion Leipzig durch ein Analyselabor bei der S.D.R. Biotec weitere Proben von Stabilisaten gezogen worden. Weiterhin sei im Januar 2010 die Lieferung von Stabilisaten zur Deponie Cröbern überprüft worden.

Aufgrund dabei festgestellter Überschreitungen von Grenzwerten habe der Betreiber der Deponie – die Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft – die Abnahme der Abfälle von S.D.R. Biotec im Februar 2010 eingestellt. Unabhängig davon habe auch die Staatsanwaltschaft Leipzig am 01.03.2011 auf dem Gelände der S.D.R. Biotec Proben vom Stabilisat durch ein Analyselabor nehmen lassen. All das belege, dass die Behörden mit sehr hohem Aufwand tätig gewesen seien, um Klarheit über die langfristige Sicherheit für die Umwelt hinsichtlich der von der S.D.R. Biotec aus Abfällen hergestellten Stabilisate / Immobilisate zu erhalten. Das Beispiel S.D.R. Biotec verdeutliche aber auch, dass es für den Eingriff der Behörden in den genehmigten Anlagenbetrieb – also in das grundgesetzlich verbriefte Recht auf freie Gewerbeausübung – einer eindeutigen Beweislage zu Gunsten der behördlichen Entscheidung bedürfe. Unangenehme sinnliche Wahrnehmungen, Vermutungen und Unterstellungen seien dabei nicht hinreichend und würden vor allen Dingen einer gerichtlichen Überprüfung nicht standhalten. Da die Beweislast bei der Behörde liege, müsse diese auch in anscheinend offensichtlichen Fällen von unerwünschten Umweltbelastungen und Beeinträchtigungen des Wohls der Allgemeinheit im Einzelfall sehr zeitintensive Amtsermittlungen betreiben, um eben auch vor Gericht erfolgreich zu sein.

Aus ökologischer Sicht sei zum Fall S.D.R. Biotec anzumerken, dass gemäß den Jahresbilanzen der Firma die behandelten Abfälle in den Jahren 2006 bis 2009 mit zwei Ausnahmen auf Deponien verwertet oder beseitigt worden seien. Die Ausnahmen seien 2007 30,06 t zur Firma Lobbe Industrieservice GmbH und 2009 3085,28 t zur Firma GEMES Schöngleina in Thüringen. Sollte die Stabilisierung im Einzelfall nicht ausreichend sein, sei auf Deponien aufgrund vorhandener technischer Sicherheitssysteme nicht von einer Umweltgefahr auszugehen.

Mit der Einstellung der Aufnahme von Stabilisaten auf sächsischen Deponien und der Untersagung der Annahme auf Anlagen in Sachsen-Anhalt hätten für das Unternehmen S.D.R. Biotec keine Entsorgungswege mehr bestanden. Daher habe es mit Schreiben vom 25.02.2011 dem Landratsamt Nordsachsen mitgeteilt, dass gefährliche Abfälle ab dem 11.03.2011 nicht mehr angenommen werden würden; der Geschäftsbereich „Abfall“ werde eingestellt. Diese Entscheidung sei damit begründet, dass *„die Anlage unter Beachtung der gestiegenen Anforderungen an Stabilisate aus gefährlichen Abfällen nicht mehr wirtschaftlich betrieben werden kann.“*

Sie hätten im Freistaat Sachsen keineswegs einen Sonderweg beschritten. Die Herren Dr. Biedermann und Dr. Engelmann hätten im Jahr 2012 in Würzburg auf einer Fachtagung angegeben, dass laut statistischem Bundesamt in Deutschland ca. 20 Anlagen zur Stabilisierung betrieben werden würden, die im Jahr 2008 fast eine Million t stabilisierte Abfälle der Schlüsselnummer 19 03 05 erzeugt hätten. Dr. Biedermann sei Leiter des Referates Abfallwirtschaft im Bundesumweltministerium, Dr. Engelmann langjähriger Fachreferent im Umweltbundesamt und einer der Väter der Deponieverordnung. Sie hätten auf das pH-Stat-Verfahren als Nachweis der vollständigen Stabilisierung verwiesen. Es handele sich bei ihnen um höchst amtliche Autoritäten, auf die er sich beziehen könne.

3 Handeln der Behörden

Der Zeuge Frank Kupfer bekundet in Bezug auf den Beweisbeschluss, er sehe keine Anhaltspunkte und Tatsachen für die Behauptung, die Behörden im Abfallsektor seien nicht unverzüglich allen Hinweisen auf etwaiges illegales Handeln und offensichtliche Rechtsverstöße nachgegangen. Es gebe keine Belege für Fehlentwicklungen. Systematische Missstände in der Abfallwirtschaft würden nicht bestehen. In den politisch herausgehobenen Fällen habe er sich vorbehalten, unmittelbar und unverzüglich von den zuständigen Abteilungs- und Behördenleitern informiert zu werden. Damit habe er die Gewissheit, dass alle möglichen und erforderlichen Schritte und Maßnahmen zur Verhinderung von Schäden für Mensch und Umwelt hätten eingeleitet werden können. Er habe damit auch die Abgeordneten des Sächsischen Landtages immer aktuell informieren können.

Das habe ihnen auch ermöglicht, Fragen der Medien zu beantworten, wenn dieses ergänzend zu der Pressearbeit der jeweils vor Ort zuständigen Behörden erforderlich gewesen sei. Gerade gegenüber den Abgeordneten des Sächsischen Landtages und dem Umweltausschuss habe er auf eine Information zu allen Abläufen und Ereignissen seines Geschäftsbereiches sehr viel Wert gelegt. Mängel im Informationswesen seines Ressorts könne er nicht erkennen.

3.1 S.D.R. Biotec aus immissionsschutzrechtlicher Sicht

Abfallbehandlungsanlagen seien in der Regel genehmigungsbedürftig. Konkretisiert werde das in einer Rechtsverordnung zum Bundesimmissionsschutzgesetz. Dort würden sämtliche Anlagentypen aufgeführt, die einer Genehmigung bedürften. Es sei eine abschließende Aufzählung. Das heiße, ein Land könne weder Anlagen hinzufügen noch herausnehmen. Es handele sich, wie der Name schon sage, um eine Bundesregelung, welche die Länder grundgesetzkonform vollziehen würden. Dabei seien Abfallentsorgungsanlagen nicht schon immer immissionsschutzrechtlich genehmigungsbedürftig gewesen.

Nachdem in der politischen Streitlage in der Bundesrepublik in den 1980er Jahren so gut wie keine Abfallverbrennungsanlage mehr habe „planfestgestellt“ werden können, habe man die Abfallentsorgungsanlagen ins Immissionsschutzrecht überführt. Seitdem würden nur noch die Genehmigungen von Abfallbeseitigungsanlagen – also Deponien – dem abfallrechtlichen Planfeststellungsrecht unterliegen.

Abfallverbrennungsanlagen und auch die weiteren Abfallbehandlungsanlagen würden seit dieser Zeit – wie alle großen Industrieanlagen – immissionsschutzrechtlich

genehmigt. Diese Genehmigung sei eine sogenannte gebundene Entscheidung. Das heiße, wenn die rechtlich vorgegebenen Genehmigungsvoraussetzungen erfüllt seien, müsse die Behörde im Sinne des Antragstellers entscheiden. Es gebe damit – im Gegensatz zur vorherigen Rechtslage bis 1993 – keine Bedarfsprüfung durch die Behörde mehr.

Im Freistaat Sachsen habe der Sächsische Landtag durch die Verwaltungsreform 2008 entschieden, einen Großteil der genehmigungsbedürftigen Anlagen in die Verantwortung der Landkreise und kreisfreien Städte zu geben. Von den damals 5500 Anlagen seien nur noch 500 in staatlicher Verantwortung geblieben. Es seien Anlagen, die dem Immissionshandel oder der Störfallverordnung unterliegen würden oder die von der Kommune selbst oder einer beauftragten Firma – einem Eigenbetrieb – betrieben würden. Ein Beispiel dafür sei die mechanisch-biologische Abfallbehandlung in Dresden. Zuständig dafür sei statt der Landeshauptstadt die Landesdirektion Sachsen.

Neben der Erst- oder Neugenehmigung müssten bei diesen Anlagen auch die wesentlichen Änderungen genehmigt werden. Für unbedeutende Änderungen sei vor Jahren im Bundesimmissionsschutzgesetz ein Anzeigeverfahren eingeführt worden.

Es bleibe festzuhalten, dass es im jeweiligen Genehmigungsverfahren kein Selbsteintrittsrecht der nächsthöheren Ebene, auch nicht seines Hauses, gebe. Das heiße, das SMUL könne nicht anstelle einer zuständigen Behörde handeln. Die zuständige Behörde treffe ihre Entscheidung unabhängig und eigenverantwortlich im Einklang mit dem einschlägigen Recht. Fachaufsicht über die Landkreise und kreisfreien Städte übe die Landesdirektion Sachsen aus. Über die Landesdirektion selbst habe sein Haus die Fachaufsicht, aber natürlich nur für die Fachthemen, für die das Haus auch verantwortlich sei.

Eine wichtige Aufgabe dieser Fachaufsicht sei die Auslegung des Bundesrechts sowie einzelner Fachfragen, die von übergeordneter Bedeutung seien. Hierzu würden vom Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft zweimal im Jahr sogenannte „Dienstbesprechungen Immissionsschutz“ angesetzt. Dazu seien neben der Landesdirektion Sachsen das Oberbergamt sowie die Landkreise und kreisfreien Städte eingeladen. Dadurch werde gewährleistet, dass im Freistaat Sachsen ein einheitlicher Vollzug des Immissionsschutzrechtes durch alle Behörden möglich sei. Jeder wisse, dass Gesetze und Verordnungen nur so gut wirken würden, wie sie überwacht würden. Das sei immer ein wichtiger Grundsatz ihres Verwaltungshandelns gewesen.

Schon Anfang der 1990er Jahre habe die Umweltverwaltung im Freistaat Sachsen sämtliche immissionsschutzrechtlich genehmigungsbedürftigen Anlagen in einem zweijährigen Rhythmus überwacht, und zwar nicht vom Büro aus, sondern vor Ort. Vollzugs- und Überwachungsbehörden, welche die Anlagen nur vom Schreibtisch aus kennen würden, könnten aus seiner Sicht keine sachgerechte Entscheidung treffen. Das gehe nur, wenn man den Produktionsprozess auch mit eigenen Augen gesehen habe.

Bereits 1996 habe das Sächsische Umweltministerium ein eigenes Überwachungskonzept erstellt, welches die Überwachung der wichtigsten umweltpolitischen Vorschriften regeln würde. Neben den zweijährigen Vor-Ort-Kontrollen seien die Anlagen auch aus besonderen Anlässen – wie Nachbarschaftsbeschwerden oder Störungen des bestimmungsgemäßen Betriebes – zu überwachen. Überwachungsergebnisse würden von den Behörden festgehalten. Einmal im Jahr werde sein Haus summarisch über die durchgeführten Überwachungen informiert.

Das erfolge mittlerweile durch ein EDV-Systemen, dass sie den Umweltbehörden zur Durchführung und Dokumentation der Umweltüberwachung – übrigens bereichsübergreifend für die gesamte Bandbreite der Umweltüberwachung – anbieten würden. Das gelte auch für die Überwachung der Abfallentsorgungsanlagen. Sie erfolge nach dem gleichen Prinzip. Gesetzliche Grundlage sei das Bundesimmissionsschutzgesetz. Es habe jedoch bis zur jüngsten Novelle 2013 keine Überwachungsfristen gekannt. 2013 habe Deutschland die Europäische Richtlinie für Industrieimmissionen umsetzen müssen, in der klare Vorgaben für die Überwachung der betroffenen Anlagen verankert seien. Dabei habe sich herausgestellt, dass innerhalb der deutschen Länder sehr unterschiedliche Maßstäbe angelegt worden seien. Es sei nämlich ein Aufschrei durch die Republik gegangen, wie man das ohne Personal machen solle. Sie hätten sich in Sachsen in dieser Frage bequem zurücklehnen können, da sie die Überwachung nie eingestellt hätten. Man habe fast den Eindruck bekommen können, dass sich die Kommission bei ihrer Entscheidung den Freistaat Sachsen als „Vorbild“ genommen habe.

3.2 Immissionsschutzrechtliche Nachgenehmigungen

Hier gebe es zwei Fälle zu unterscheiden: Zum einen die wesentliche Änderung gemäß § 16 Bundesimmissionsschutzgesetz. Dieses Verfahren sei erforderlich, wenn durch die Änderung in der Anlage oder ihren Betrieb nachteilige Auswirkungen hervorgerufen würden und diese für die Prüfung der immissionsschutzrechtlichen Genehmigungsvoraussetzungen erheblich sein könnten.

Zum anderen gebe es das Anzeigeverfahren nach § 15 Bundesimmissionsschutzgesetz, das dann durchgeführt werde, wenn eine wesentliche Änderung nicht bzw. noch nicht erreicht sei. Eine wesentliche Änderung habe zur Folge, dass ein Genehmigungsverfahren durchlaufen werden müsse. Bei der Anzeige prüfe die Behörde lediglich die Plausibilität. Es handele sich um unbestimmte Rechtsbegriffe, welche die Vollzugsbehörde in eigener Verantwortung auslegen müsse. Dabei könnten neben einschlägigen Kommentaren oder Rechtsprechung oder der offiziellen Begründung zum Gesetzestext auch Erlasse des Ministeriums Hilfestellung geben. Das habe sein Haus mit den Protokollen zu den Dienstbesprechungen „Immissionsschutz“ mehrfach getan. Diese hätten Erlasscharakter.

Ein anschauliches Beispiel für eine Anzeige seien die Änderungen von Abfallschlüsselnummern. Bei der Neugenehmigung würden die zulässigen Abfallschlüssel, welche die Anlage verarbeiten dürfe, aufgeführt. Wenn dann später einmal ein Abfall mit einem anderen Schlüssel angenommen und verarbeitet werden solle, werde dies gegenüber der Behörde nur angezeigt, wenn es sich um einen Abfall handele, der keine nachteiligen Auswirkungen hervorrufen könne – ein Verfahren, das sich bundesweit etabliert habe.

In diesem Zusammenhang wäre auch die Frage der schrittweisen Kapazitätserweiterung aufgeworfen. Diese würden immer wieder zu Diskussionen führen. Sein Haus habe in den Dienstbesprechungen „Immissionsschutz“ festgelegt, dass eine Kapazitätserhöhung um mehr als 10 % in der Regel eine wesentliche Änderung darstelle. Dabei sei darauf zu achten, dass diese Schwelle nicht durch mehrere kleine Änderungen unterlaufen werde und dann quasi im Wege der Salamitaktik die Kapazität via Anzeige etwa verdoppelt werde. Dazu gebe es keine gefestigte Rechtsprechung. Das bedeute, dass eine Erhöhung um 10 % im Einzelfall auch im Anzeigeverfahren möglich sei, ohne dass es einer Nachgenehmigung bedürfe.

Bei der S.D.R. Biotec habe das Regierungspräsidium einmal entschieden, dass im Einzelfall auch eine Erhöhung über 10 % noch im Rahmen diverser Anzeigen möglich sei. Die Kapazitätserweiterungen seien nach Einschätzung der Behörde nicht geeignet gewesen, ein erhöhtes Potenzial der Gefährdung für Mensch und Umwelt hervorzurufen. Die 2007 angezeigte Kapazitätserhöhung habe sein Fachreferat jedoch als so umfassend angesehen, dass sie dem Regierungspräsidium Ende Oktober 2007 mitgeteilt hätten, dass die im Raum stehende Änderung der Anlage nicht per Anzeige möglich sei. Sie hätten also reagiert und eine Entscheidung des Regierungspräsidiums Leipzig korrigiert.

3.3 Messungen bei S.D.R. Biotec

Im Februar 2008 – also noch vor seiner Amtszeit – sei eine Beschwerde der deutschen Umwelthilfe (DUH) über Staubbelastungen beim Regierungspräsidium Leipzig eingegangen. Eine daraufhin am 11.02.2008 durchgeführte Überwachung habe keine Verstöße beim Betrieb ergeben. Am 18.03.2008 sei die Beschwerde der DUH mit zahlreichen Bildern auch in seinem Haus eingegangen. Diese hätten Immissionen gezeigt, die man als Außenstehender als massive Staubbelastung interpretieren könne.

Aufgrund der Berichte des Regierungspräsidiums sei sein Haus davon ausgegangen, dass es sich hier um unkritische Wasserdampfimmissionen handele und die Anlage ordnungsgemäß betrieben werde. Das SMUL habe daraufhin das Regierungspräsidium am 31.03.2008 gebeten, eine erneute Kontrolle der Anlage durchzuführen, und zwar unangekündigt. Auch diese Kontrolle sei ohne Befund gewesen. Trotzdem habe das SMUL in enger Abstimmung mit dem Landesamt für Umwelt und Geologie – kurz LfULG – und dem Regierungspräsidium im April 2008 veranlasst, dass im Umfeld der Anlage Immissionsmessungen durchgeführt worden seien. Der DUH sei dieses mit Schreiben vom 29.04.2008 mitgeteilt worden.

Die Messungen hätten im September 2008 begonnen. Erste Messergebnisse hätten nach drei Monaten im Dezember 2008 vorgelegen. Diese hätten an allen Messpunkten in Anlagennähe Überschreitungen des Bleiwertes ausgewiesen. Dabei sei wichtig, dass es sich bei den Immissionsgrenzwerten nach der TA Luft – also der Technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft – um Jahresmittelwerte handele und in der Regel mindestens sechs Monate gemessen werden müsse. Sie hatten nur drei Monate gemessen.

Das Landratsamt Nordsachsen – seit der Verwaltungsreform ab 01.08.2008 zuständige Genehmigungsbehörde – habe daraufhin noch im Dezember eine Anlagenüberwachung durchgeführt und festgestellt, das heiße Schlacken im Freien entladen und gelagert worden seien, ohne dass hierfür eine Genehmigung existiert hätte. Das sei vom Landratsamt sofort unterbunden worden.

Die Werte der Immissionsmessungen seien auch in den Folgemonaten weiterhin sehr hoch gewesen, so dass aus Sicht seines Fachreferates rasch habe gehandelt werden müssen. Inzwischen habe Anfang 2009 auch die DUH auf eigene Veranlassung im Umfeld der Anlage, insbesondere am Straßenrand, Proben vom Boden genommen und hohe Blei- und Cadmiumgehalte festgestellt. Das sei durch ein Schreiben der DUH vom 20.02.2009 an sein Haus bekannt geworden.

Das SMUL habe dann noch im Februar 2009 mit allen betroffenen Behörden das weitere Vorgehen abgestimmt. Wichtige Punkte seien gewesen: Die bereits im Janu-

ar 2009 vom Landratsamt wegen der Ergebnisse der Immissionsmessungen gegenüber dem Betreiber angeordneten Bodenproben seien unverzüglich durchzuführen. Das LfULG nehme eigene weitere Bodenproben, um den neuen Hinweisen der DUH nachzugehen. Das SMUL kläre mit dem LfULG die Fragen der Ursachen, insbesondere, ob es sich um gefasste oder diffuse Immissionen gehandelt habe. Pressearbeit erfolge durch das Landratsamt mit Informationen der Bevölkerung.

Das Landratsamt habe daraufhin die Bevölkerung vorsorglich darauf hingewiesen, vorerst kein Wintergemüse aus eigenem Anbau zu verzehren und Bodenkontakt im Umfeld der Anlage zu vermeiden. Das Landratsamt habe ferner am 26.02.2009 eine Anlagenüberwachung durchgeführt und dabei erhebliche Mängel festgestellt. Unter anderem seien Filtersysteme nicht ordnungsgemäß gewartet, die Reifen der ausfahrenden Lkw nicht gereinigt worden.

Parallel dazu sei der Messbericht der DUH über die Beprobung des Bodens in seinem Haus untersucht worden. Nach Bewertung durch sein Bodenschutzreferat sei die Probenentnahme durch die DUH nicht nach den einschlägigen Normen erfolgt. Er spreche bewusst nicht von „Bodenproben“, sondern von „Proben vom Boden“. Man habe „irgendetwas zusammengekehrt und das analysiert“, daraus seien die höheren Werte zustande gekommen.

Am 25.02.2009 seien dann von der Staatlichen Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft Bodenproben nach anerkannten Verfahren genommen und analysiert worden. Ergebnis sei gewesen, dass die einschlägigen Werte nach der Bodenschutzverordnung zwar erhöht, aber nicht überschritten gewesen seien. Entsprechend der jeweiligen Nutzung habe keine Gesundheitsgefahr bestanden. Insofern habe die vorsorglich ausgesprochene Verzehrwarnung wieder zurückgenommen werden können. Die vom Unternehmen veranlassten Bodenproben, die dem Landratsamt im März 2009 vorgelegt worden seien, hätten die gleiche Aussage getroffen.

Per Anordnung des Landratsamtes seien dem Betreiber am 21.04.2009 Maßnahmen aufgegeben worden, die zu einer merklichen Minderung der diffusen Immissionen hätten führen sollen. Das seien zum Beispiel die Installation einer Reifenwaschanlage und ein geschlossenes Förderband für den Transport von Schüttgütern ins Fertiglager gewesen. Die Messergebnisse der Folgemonate hätten gezeigt, dass die ergriffenen Maßnahmen wirksam gewesen seien. Die Immissionswerte seien auf ein rechtlich unbedenkliches Maß zurückgegangen.

Aus immissionsschutzrechtlicher Sicht sei damit der Anlagenbetrieb nicht mehr zu beanstanden gewesen. Das zeige auch in diesem Fall, dass die Sächsischen Umweltbehörden rasch und konsequent gehandelt hätten. Sie hätten durch eigene Messungen vor Ort ermittelt und daraufhin die erforderlichen Anordnungen unverzüglich erlassen. Die landeseigenen Messungen sei seien frühzeitig erfolgt, noch bevor die DUH eigene Bodenuntersuchungen durchgeführt habe. Die Bodenuntersuchungen des Landes hätten gezeigt, dass entsprechend der jeweiligen Nutzung keine Gefahr für Mensch und Umwelt eingetreten sei.

Die eigenen Untersuchungen seien in dem Bericht des LfULG „Sondermessnetz Pohritzsch/Neukyhna“ umfassend dokumentiert und im Internet auf der Seite des LfULG nach wie vor für jedermann abrufbar. Damit sei auch dem Anspruch der Öffentlichkeit, fachlich einwandfreie und nachvollziehbare Umweltinformationen zu erhalten, mit einem hohen Maß an Transparenz Rechnung getragen. Das gelte insbesondere für die Anwohner im Umfeld der Anlage der S.D.R. Biotec. Transparenter,

als die vollständigen Untersuchungsberichte für alle Bürger ins Internet zu stellen, gehe es wohl nicht.

4 Entsorgung von Filterstäuben bei der Eigensche Trocken- und Umwelttechnik GmbH – ETU

Dieses Unternehmen habe bereits seit den frühen 90er Jahren eine Bodenbehandlungsanlage betrieben. Im Jahr 2007 habe die Firma den Betrieb einer Abfallimmobilisierungsanlage am gleichen Standort beantragt. Dieses Verfahren und die Frage der Lagerung magnesiumhaltiger Filterstäube sei seit langer Zeit Gegenstand einer sehr hohen Anzahl kleiner Anfragen an die Staatsregierung.

Zur Frage der bauplanungsrechtlichen Zulässigkeit der Anlage hat der Zeuge Frank Kupfer folgendes bekundet: Der Anlagenstandort sei von Anfang an streitbefangen, da er in exponierter Lage im Ort liege. Ob man einen derartigen Betrieb dort möchte oder nicht, entscheide allein die Standortgemeinde. Die habe sich unmissverständlich für das Unternehmen an diesem Standort ausgesprochen. Die 2008 vom damaligen Regierungspräsidium Dresden erteilte immissionsschutzrechtliche Genehmigung habe diese Entscheidung zugrunde gelegt. Nachdem fachliche Gründe einer Genehmigung nicht entgegengestanden hätten, habe dem Antrag der ETU stattgegeben werden müssen. Es habe sich um eine gebundene Entscheidung gehandelt.

In der Verwaltungsreform 2008 sei die Zuständigkeit auf den Landkreis Görlitz übergegangen. Die ETU habe sich im Frühjahr 2009 einem deutschen Unternehmen gegenüber verpflichtet, magnesiumhaltige Filterstäube zu entsorgen. Im März 2009 seien insgesamt rund 88 t dieser nach der Abfallverzeichnungsverordnung als gefährlich einzustufenden Abfälle auf dem Betriebsgelände der ETU in Altbernsdorf angeliefert worden. Später habe sich im Rahmen von Überwachungsmaßnahmen durch das Landratsamt Görlitz herausgestellt, dass diese Abfälle nicht der angezeigten Deklaration entsprochen hätten. Der Abfallerzeuger – ein Unternehmen mit Sitz in Thüringen – hätte sie falsch eingestuft.

Daraufhin sei dieser Entsorgungsweg von der zuständigen Erzeugerbehörde in Thüringen für nicht mehr zulässig erklärt worden. Die Annahme weiterer Fässer sei vom Landratsamt untersagt worden. Die magnesiumhaltigen Filterstäube seien in Metallfässer verpackt gewesen und hätten im genehmigten Zwischenlager der ETU in Altbernsdorf gelagert. Für das Landratsamt habe also damals zunächst kein Anlass bestanden, dagegen einzuschreiten. Die ETU habe auch daran festgehalten, die angenommenen Abfälle ordnungsgemäß zu entsorgen. Als sich nach einem Jahr keine Entsorgung der Abfälle durch die ETU abgezeichnet habe, sei damit die Jahresfrist einer zulässigen Zwischenablagerung abgelaufen gewesen. Damit habe die Anlage keine Genehmigung für die Lagerung der Fässer mehr gehabt. Das Landratsamt habe daher im Mai 2010 zur Wiederherstellung eines genehmigungskonformen Anlagenbetriebes die Entsorgung der Filterstäube angeordnet. Dagegen habe das Unternehmen Widerspruch eingelegt und dargelegt, dass kein zulässiger Entsorgungsweg habe gefunden werden können.

Mit dem Ziel, schnellstmöglich eine ordnungsgemäße Entsorgung dieser Abfälle zu bewirken, habe der Landkreis Görlitz daraufhin gegenüber dem Abfallerzeuger die Rücknahme der Abfälle angeordnet und für sofort vollziehbar erklärt. Gegen den Sofortvollzug sei der Anlagenbetreiber gerichtlich vorgegangen. In erster Instanz sei ein für das Landratsamt Görlitz positiver Beschluss des Verwaltungsgerichtes Dresden

ergangen; jedoch habe der Antrag des Erzeugers in zweiter Instanz vor dem Sächsischen Oberverwaltungsgericht Erfolg gehabt. Mit Beschluss vom Februar 2012 habe das Sächsische Oberverwaltungsgericht die sofortige Vollziehbarkeit der Anordnung des Landkreises Görlitz aufgehoben. Das Landratsamt habe daraufhin unter Berücksichtigung dieses Beschlusses den Widerspruch der ETU zur ordnungsgemäßen Entsorgung der Filterstäube zurückgewiesen.

Um eine zeitnahe ordnungsgemäße Entsorgung der Filterstäube sicherzustellen, habe sich der Landkreis außerdem an den zuständigen Referatsleiter des SMUL gewandt mit der Bitte, ihn bei der Suche nach einem Entsorger zu unterstützen. Dieser habe sich dann zusammen mit der Landesdirektion und dem Landratsamt mit den Kollegen in Thüringen getroffen, um nach einem geeigneten Entsorgungsweg zu suchen. Sämtliche rechtlichen Schritte habe das Landratsamt in eigener Abstimmung mit der Landesdirektion und seinem, des Zeugen, Haus durchgeführt.

Ungeachtet der gegen die ETU eingeleiteten rechtlichen Schritte habe der Landkreis die Überwachung der Anlage intensiv weitergeführt und in regelmäßigen kurzen Abständen Kontrollen auf dem Betriebsgelände der ETU durchgeführt. In enger Abstimmung mit der Landesdirektion Sachsen habe das Landratsamt Görlitz außerdem eine Begutachtung des fraglichen Zwischenlagers, in dem sich die Fässer mit den Filterstäuben befunden hätten, durch einen externen Sachverständigen durchführen lassen. Ferner seien die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt worden, damit durch die in Transportfässern eingelagerten Filterstäube keine Gefahren für die Mitarbeiter der Firma und die Nachbarschaft hätten verursacht werden können.

Auch dieser Fall zeige: Die Umweltverwaltung im Freistaat Sachsen habe auch nach 2008 sehr gut funktioniert. Sie arbeite über Verwaltungsebenen hinweg vertrauensvoll und effektiv zusammen. Sie betreibe massiven Aufwand, um rechtssichere Fakten zu ermitteln. Am Ende sei sie auch bereit, viel Geld in die Hand zu nehmen, um durch eine Ersatzvornahme anstelle des Verursachers einen Gefahrenherd zu beseitigen und damit Mensch und Umwelt zu schützen.

Mit E-Mail vom 27.07.2012 habe der Rechtsanwalt des Unternehmens ETU einen Referenten im Fachreferat seines Hauses angeschrieben und einen möglichen Entsorgungsweg der Fässer angedeutet, ohne dabei aber mitzuteilen, dass diese „Idee“ quasi sofort hätte umgesetzt werden sollen.

Da das Unternehmen seit Jahren mit den zuständigen Genehmigungs- und Aufsichtsbehörden in Kontakt stehe, sei sein Mitarbeiter, an den die Mail gerichtet gewesen sei, davon ausgegangen, dass sich das Unternehmen mit dem Anliegen auch an das zuständige Landratsamt Görlitz gewendet habe – zumal ja das Unternehmen unmittelbar vor der Vollziehung einer durch das Landratsamt bereits angeordneten Ersatzvornahme gestanden habe.

Der anwaltlich vertretenen ETU sei daher natürlich bekannt gewesen, dass bei jeglicher Verbringung der Fässer das Landratsamt Görlitz zu beteiligen gewesen wäre. Selbst wenn der Anwalt an dieser Stelle nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen worden wäre, sich an das Landratsamt Görlitz zu wenden – an dem weiteren Ablauf der Dinge hätte dieses nichts geändert, zumal das SMUL ja gar keine Entscheidung im unmittelbaren Einzelfall habe treffen können.

Am 30.07.2012, also wenige Tage vor der beabsichtigten Ersatzvornahme, habe das Landratsamt Görlitz eine Vor-Ort-Kontrolle vorgenommen, bei der noch alle Fässer vorhanden gewesen seien. Wenig später habe das Unternehmen in einer Art Nacht-

und-Nebel-Aktion die Filterstäube zu Unrecht als Produkt deklariert; ein Vertreter eines angeblichen Verwertungsunternehmens habe die Filterstäube erworben, wenn man so sagen könne, und dann nach Rumänien bzw. teilweise in ein Zwischenlager nach Duisburg verbracht. Er betone das – so der Zeuge Frank Kupfer –, um zu verdeutlichen, welche Risiken sich sonst ergeben würden.

Mit der Einstufung als Abfall habe die Behörde das Interesse der Allgemeinheit verdeutlicht, dass der Abfallbesitzer das Wohl der Allgemeinheit und der Umwelt schütze. Es sei kaum zu vermitteln, dass sich der Anlagenbesitzer über diese Interessen hinweg setzen könne, indem er das Eigentum an den Abfällen ohne Information und nähere Prüfung der Behörden einer dritten Privatperson übertrage. Dies gelte insbesondere bei solchen gefährlichen Abfällen, die bereits monatelang illegal und ohne ausreichende Schutzmaßnahmen gelagert seien. Solch ein Fall dürfe keine weiteren Kreise ziehen und werde nach dem letzten Gerichtsurteil noch juristisch und politisch aufzuarbeiten sein.

Nur durch die umgehende Information an die Behörden in Duisburg sei es möglich gewesen, dass dort ein Weitertransport der noch in der Bundesrepublik Deutschland befindlichen Fässer habe unterbunden werden können. Nach entsprechender Probennahme und Analysen durch die Behörden in Nordrhein-Westfalen stehe zwischenzeitlich zweifelsfrei fest, dass die Filterstäube kein Produkt, sondern Abfall seien. Sie seien im August letzten Jahres gesetzeskonform entsorgt worden, im Übrigen im selben Stahlwerk wie die erste Charge, nur mit dem Unterschied, dass sie jetzt ordnungsgemäß als Abfall deklariert worden seien und ihr Transport nach Rumänien notifiziert worden sei.

Das hebe er deshalb so ausdrücklich hervor, da bei all dem Ärger um diese unzulässige Umdeklarierung durch die ETU und den daraus resultierenden abfallrechtlichen Verstößen glücklicherweise keinerlei akute oder langfristige Umweltgefahren eingetreten seien. Der Inhalt der Fässer, die in der Tat in der Anlage der ETU nichts zu suchen gehabt hätten, sei bei der Gewinnung von Stahl hervorragend als Zuschlagstoff geeignet und könne dort ohne Umweltgefahr andere Rohstoffe ersetzen.

Aus der Information des Landratsamtes Kyffhäuserkreis vom 09.09.2009 habe nicht die Gefahr der leichten Entzündlichkeit in Verbindung mit den gefahrstoffrechtlichen Einstufungskriterien (R-Sätze) abgeleitet werden können. Dazu seien umfangreiche Untersuchungen erforderlich, deren Ermittlung in der Pflicht des Herstellers/Erzeugers liege und erst zutreffend im Sicherheitsdatenblatt der MSE GmbH vom 01.07.2010 erfolgt sei, das dem Landratsamt Görlitz mit Schreiben des Landratsamtes Kyffhäuserkreis vom 15.09.2011 übermittelt worden sei. Die ETU habe bei Abfrage angegeben, dass keine Abfälle mit gefahrstoffrechtlicher Einstufung angenommen würden. Unabhängig davon wäre selbst nach Bekanntwerden des Sicherheitsdatenblattes die Antwort in der Kleinen Anfrage, Drucksache 5/809, richtig gewesen, da die Einstufung der Filterstäube als entzündliche Stoffe gleich R 10 und nicht gemäß der Fragestellung als leicht entzündliche Stoffe gleich R 11 erfolgt sei.

Um hier nicht missverstanden zu werden, sage er es noch einmal ganz deutlich: Nur die endgültige Verwertung der Stäube im metallurgischen Prozess sei in Ordnung. Die vorherige Lagerung der Metallstäube sei dagegen höchst riskant gewesen. Schon der Kontakt kleiner Mengen Wasser mit den Filterstäuben hätte schwerwiegende Folgen gehabt. Die Lagerung in Altbernsdorf sei also nicht unkritisch. Er sage das auch weiterhin so deutlich, obwohl er aus der Presse wisse, dass die Geschäfts-

führerin der ETU Frau Wieland in der letzten Woche vom Amtsgericht Görlitz in dieser Sache freigesprochen worden sei. Nähere Angaben könne er dazu nicht machen.

Im Hinblick auf die endgültige umweltgerechte Verwertung der Stoffe möge es ja angemessen sein, jedoch nicht im Hinblick auf die Nacht-und-Nebel-Aktion. Die Vorstellung, dass in dieser Nacht und ohne jedes weitere Zutun die Stäube aus der abfallrechtlichen Obhut gefallen sein könnten, erscheine ihm abwegig, gerade im Hinblick auf die vorherige riskante Lagerung in Altbernsdorf. In dieser Nacht hätten die Fässer ganz bestimmt kein Verwertungsverfahren durchlaufen. Das wäre nach § 5 Abs. 1 Kreislaufwirtschaftsgesetz Voraussetzung dafür gewesen, um die Fässer als Produkt wieder frei handeln zu können. Es sei daher richtig, dass das Landratsamt konsequent vom Gegenteil ausgegangen sei, um den Verbleib der Fässer aufzuklären und weitere Umweltgefahren und Rechtsverstöße zu vermeiden. Mit der Einstufung als Abfall habe die Behörde die Schutzfunktion wahrgenommen, die ihr zukomme und welche die Bürger zu Recht von ihr erwarten würden.

Fazit: der Abschluss des Verfahrens zeige, dass selbst über Ländergrenzen hinweg das Miteinander von Umweltbehörden funktioniere. Das sei auch ein Erfolg der Bund-Länder-Arbeitsgemeinschaft der Umweltministerkonferenz, da dort ein Vertrauensverhältnis zwischen den agierenden Personen aufgebaut werden könne. Das ermögliche ein solch rasches Zusammenwirken über die Ländergrenzen hinweg.

5 Brände in Abfallanlagen

Hierzu hat der Zeuge Frank Kupfer ausgeführt, dass es im Jahr 2007 in sächsischen Abfallbehandlungsanlagen zu 17 Bränden gekommen sei. Darunter sei ein besonders spektakulärer Großbrand bei der Firma SERO in Leipzig gewesen. Die Rauchwolke sei weithin sichtbar gewesen. Es hätten Ballen aus sortierten Kunststoffen und Papier gebrannt. Es gebe solche Brände nicht jeden Monat, sondern alle paar Jahre einmal. Allerdings sei jeder Brand „ein Brand zu viel“.

Daraufhin habe sein Haus eine Sonderüberwachungsaktion bei vergleichbaren Anlagen ins Leben gerufen. Immissionsschutzbehörden hätten zusammen mit den Brandschutzbehörden im November 2007 über 200 Anlagen kontrolliert. Dabei seien insbesondere Mängel beim Brandschutz zu Tage getreten. In der Dienstbesprechung „Immissionsschutz“ am 13.12.2007 mit den damaligen Regierungspräsidien und Umweltfachbereichen sei diesem Punkt besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die nachgeordneten Behörden seien aufgefordert, bei diesen Anlagen Maßnahmen des vorbeugenden Brandschutzes besonders gründlich zu prüfen. Die in den Genehmigungen enthaltenen Auflagen hätten konsequent umgesetzt werden sollen. Diese Überwachungsaktion sei aus Sicht seiner Fachleute sehr gut geeignet gewesen, den vorbeugenden Brandschutz zu stärken und damit Brände mit Gefahren für Mensch und Umwelt zu verhindern. Absolute Sicherheit werde es allerdings nicht geben können. Die festgestellten Mängel seien aufgezeigt und Stück für Stück beseitigt worden. Die Zahl der Brandereignisse sei bereits ab dem Jahr 2008 zurückgegangen.

Da Abfallbehandlungsanlagen fast durchweg immissionsschutzrechtlich genehmigungsbedürftig seien, würden sie regelmäßig in einem zweijährigen Rhythmus überwacht. Die von seinem Haus vorgegebene Quote werde von den staatlichen Umweltfachämtern und dem späteren Umweltfachbereich der Regierungspräsidien erfüllt. Seit August 2008 liege diese Aufgabe bis auf wenige Ausnahmen bei den Landkrei-

sen und kreisfreien Städten. Die Zahlen der letzten Jahre würden wie folgt aussehen: 2007 seien 64 % der genehmigungsbedürftigen Abfallbehandlungsanlagen überprüft worden, 2008 seien es 29 % gewesen, 2009 dann wieder 64 % und 2010 dann 55 %.

Das Ziel von 50 % sei also nur im Jahr 2008 nicht erreicht worden. Das lasse sich damit erklären, dass durch die Verwaltungsreform die Überwachung der meisten Anlagen an die Kreise und kreisfreien Städte übertragen worden sei. In dieser Situation hätten seine Mitarbeiter darauf geachtet, dass darunter unter keinen Umständen die Genehmigungsverfahren leiden würden, denn hiervon hänge auch die erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung des Freistaates Sachsen ab. Das sei ihnen gelungen, auch wenn sie deshalb in der Überwachung in einem kurzen Übergangszeitraum zahlenmäßig nicht ganz so gut gewesen seien.

Ein Beispiel sei die Erweiterung der Wacker Chemie in Nünchritz. Im weltweiten Konzernwettbewerb habe eine Investitionen im dreistelligen Millionenbereich auch deshalb nach Sachsen geholt werden können, weil sie immissionsschutzrechtliche Genehmigungsverfahren zügig und rechtssicher durchführen würden. Der Konzern habe sich genau in dieser Zeit für den Bau einer neuen Polysilizium-Anlage in Sachsen entschieden. Die Investitionssumme habe 760 Millionen € betragen. Über 500 neue Dauerarbeitsplätze seien geschaffen worden.

Bemerkenswert sei, dass schon ein knappes halbes Jahr nach der Verwaltungsreform die neuen Strukturen bestens funktioniert hätten. Natürlich seien die zuständigen Mitarbeiter seines Hauses aufgrund der Ereignisse in Abfallrecyclinganlagen sensibilisiert. Sie hätten deshalb den nachgeordneten Bereich angewiesen, dem Ministerium jedes noch so kleine Brandereignis in Abfallbehandlungsanlagen mitzuteilen. Das habe dazu geführt, dass sie auch Informationen über Brände bekommen hätten, die bereits im Entstehen vom Betreiber erkannt und gelöscht worden seien. Die Zahl für 2009 sei mit 16 Meldungen deshalb entsprechend hoch. 2010 seien Ihnen elf Brände in Abfallbehandlungsanlagen gemeldet worden.

Ein Vergleich der Brandereignisse in Sachsen mit anderen Bundesländern sei schwierig. Natürlich komme es auch dort zu Bränden – zum Beispiel habe Nordrhein-Westfalen im letzten Jahr ein Brandereignis in einer Recyclinganlage zu verzeichnen gehabt. Die Anlagen im Freistaat Sachsen seien nach seiner Auffassung nicht überdurchschnittlich oft in Brände verwickelt. Es handele sich hierbei um ein bundesweites Thema.

Die Auswirkungen auf die Nachbarschaft und die Umwelt würden bei großen Ereignissen von der Feuerwehr ermittelt. Dort würden entsprechende Messmöglichkeiten existieren. Im Bedarfsfall könnten auch Fachleute der Umweltbehörden hinzugezogen werden. In keinem Fall sei eine Gefahr für die Bevölkerung oder die Umwelt festgestellt worden. Das hätten die Untersuchungen der Feuerwehren regelmäßig ergeben; auch die Messungen, soweit sie im Einzelfall im Nachgang erfolgt seien, hätten das bestätigt.

Er sei der festen Überzeugung, dass die sächsischen Umweltbehörden diejenigen Maßnahmen rasch und zielgerichtet ergriffen hätten, die aufgrund der Brandereignisse geboten gewesen sein. Sein Haus habe Anfang 2010 eine Abfrage gestartet, ob die bei der Sonderüberwachung festgestellten Mängel zwischenzeitlich abgestellt seien. Das Ergebnis habe im April 2010 vorgelegen, es sei überzeugend gewesen. Die wesentlichen Mängel seien behoben gewesen.

Man könne also mit Recht behaupten, dass die notwendigen Maßnahmen ergriffen worden seien, um bei Abfallrecyclinganlagen Brände so weit wie möglich zu verhindern. Bei Brandstiftung und grobem Missverhalten des Betreibers greife der beste vorbeugende Brandschutz jedoch nicht. Hier komme auch die Behörde an ihre Grenze.

Es sei nicht erkennbar gewesen, dass die der Feuerwehr zur Verfügung stehende Messtechnik nicht ausreichend sei. Das falle aber in die Zuständigkeit des Innenministeriums und nicht in seine, des Zeugen Frank Kupfer.

In einem Fall habe ein Betreiber die vorhandene Brandmeldeanlage einfach ausgeschaltet. Dort, wo Menschen arbeiten und Maschinen eingeschätzt eingesetzt würden, werde es eine absolute Sicherheit nicht geben können. Aufgabe der sächsischen Umweltverwaltung sei es, dass verbleibende Restrisiko so gering wie möglich zu halten.

6 Kreislaufwirtschaftsplanung im Freistaat Sachsen

Im Beweisbeschluss werde die Kreislaufwirtschaftsplanung des Freistaates Sachsen hinterfragt, nämlich, wie sie sich auf die Planung und Genehmigung konkreter Abfallbehandlungs-und verwertungsanlagen in Sachsen ausgewirkt habe. Dabei gehe es insbesondere um die Einführung der Behandlung von Restabfällen im Freistaat Sachsen und die damit verknüpften Aspekte der Planung von Standorten, Kapazitäten und technischen Verfahren.

Die Behauptung, in diesem Zusammenhang seien von staatlicher Seite Entscheidungen getroffen oder Vorgaben gemacht worden, sei völlig aus der Luft gegriffen und falsch. Der Freistaat Sachsen habe vielmehr den öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträgern für die Entscheidung zur Abfallbehandlung einen weiten Spielraum eröffnet, den die Landkreise, kreisfreien Städte und Abfallverbände für sich eingefordert hätten. Die Eigenverantwortung der Kommune sei damit betont worden. Gleichzeitig seien aber staatlicherseits Empfehlungen ausgesprochen und Informationen bereitgestellt worden. Sie hätten es den Kommunen ermöglichen sollen, den eigenen Prozess kostenoptimiert auch für die Zukunft zu steuern.

Staatliche Vorgaben gegenüber den Kommunen seien durch das Recht auf kommunale Selbstverwaltung begrenzt. Man müsse sich vor Augen führen, dass bis zum 01.06.2005 die Beseitigung von Siedlungsabfällen allein auf Deponien basiert habe, die über keine Basisabdichtung zum Schutz des Grundwassers und ausreichend ausgebaute Systeme zur Erfassung von Deponiegas verfügt hätten. Nur vereinzelt habe es neu zugelassene Deponieflächen gegeben, die diesem Stand der Technik entsprochen hätten.

Die Einführung der Abfallbehandlung bzw. die Einstellung der Rohmüllablagerung sei also ein großer Schritt. Sachsen sei dabei eine Punktlandung geglückt. Die Abfallentsorgung habe auch nach dem 01.06.2005 keine Entsorgungsengpässe gehabt. Die Abfälle hätten eingesammelt und für ihre Behandlung sicher gelagert werden können. Das Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft habe in diesem Prozess auf die Festlegung von Standorten, Arten und Kapazitäten von Anlagen zur Behandlung und Verwertung von Abfällen keinen Einfluss genommen. Das SMUL habe den Aufgabenträgern Empfehlungen gegeben und umfassende Datengrundlagen zur Verfügung gestellt. Insbesondere hätten bei der Berechnung der benötigten Kapazität nur so genannte „sichere Abfälle“ berücksichtigt werden sollen. Als solche würden

die Abfälle aus privaten Haushalten und von öffentlichen Flächen betrachtet. Für die Behandlung dieser Abfälle hätten Dienstleistungsverträge mit privaten Dritten bevorzugt werden sollen. Das sei günstiger als die Behandlung in eigenen Anlagen.

Abfälle aus dem Gewerbe – auch wenn sie zur Beseitigung überlassen würden – sollten nach Möglichkeit nicht als stabiler Bestandteil von Mengengerüsten unterstellt werden. Hintergrund sei, dass die Akquisition von gewerblichen Abfällen wegen des fluktuierenden Preises am Markt problematisch bleiben werde und zu erwarten gewesen sei, dass sich die Verlagerung der Abfälle in den Verwertungsbereich verstärken würde. Das habe auch dem abfallwirtschaftlichen Handeln entsprochen, dem das SMUL verpflichtet gewesen sei, da der kontinuierliche Rückgang der Beseitigungsmengen erwünschte Folge in der Umsetzung der Grundsätze des Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetzes gewesen sei.

Insofern habe das SMUL weder kommunale noch private Anlagen gefördert, auch wenn dieses Gerücht sich hartnäckig halte. Die Handlungsspielräume bei der Entscheidung über die Abfallbehandlung hätten voll bei der kommunalen Seite gelegen.

Wenn heute regional deutlich unterschiedliche Abfallgebühren bemängelt würden, müsse auch geprüft werden, inwieweit in dieser zukunftsbestimmenden Phase den Empfehlungen des SMUL gefolgt worden sei. Mit Schreiben vom 10.11.2000 habe das SMUL Aufgabenträger nochmals auf die demographisch verursachten Veränderungen der Abfallmengen hingewiesen, insbesondere auf die Bevölkerungsprognose des statistischen Landesamtes vom März 2000 und auf die Verantwortung der öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger im Rahmen ihrer Planungskompetenz für die Qualität und Aktualität der für Investitionsvorhaben heranzuziehenden Daten.

Insofern sei auch empfohlen worden, endgültige Festlegungen von Abfallmengen erst am Ende der Planungsphase auf der Grundlage dann aktueller eigener Abfallaufkommenserwartungen zu treffen und nach Möglichkeit bestehende Vermeidungs- und Verwertungspotenziale vor der Einführung der Restabfall-behandlung weitgehend auszuschöpfen.

Vor diesem Hintergrund zu behaupten, das SMUL habe nicht ausreichend von seinen Möglichkeiten Gebrauch gemacht, sei ganz einfach unseriös. Die Mehrzahl der Länder habe zum 01.06.2005 viel mehr fehlende Kapazitäten erwartet. Ausweislich der Niederschrift der Länderarbeitsgemeinschaft „Abfall“ zur Sitzung am 16./17. März 2005 in Saarbrücken seien zur Überbrückung fehlender Behandlungskapazität in den Ländern Lager mit einer Gesamtkapazität von rund 737.000 t eingerichtet bzw. geplant worden. Auch die Situation, dass zwei Abfallverbände die Behandlung ihrer Abfälle ausgeschrieben hätten und diese außerhalb des Freistaates Sachsen hätten entsorgen lassen, spreche gegen die behauptete Einengung der Spielräume der Abfallverbände.

Wie bereits ausgeführt, hätte ein Eingriff in die kommunale Entscheidungs- und Planungshoheit für die Abfallbehandlung und für die Standorte durch das SMUL einer gesetzlichen Grundlage bedurft. Diese wäre gegen den Widerstand der kommunalen Ebene kaum durchsetzbar gewesen.

Auch die Vorstellung, eine solche Aufgabe sei von dem von Sachsen aufzustellenden Abfallwirtschaftsplan oder gar von einer landesseitig noch umfassenderen Kreislaufwirtschaftsplanung umfasst, sei völlig abwegig. Nach dem Kreislaufwirtschaftsgesetz würden Abfallwirtschaftspläne der Länder unter anderem die zur Sicherung der

Inlandsabfallbeseitigung erforderlichen Abfallbeseitigungsanlagen darstellen und müssten für zehn Jahre den Bedarf an solchen Anlagen ausweisen.

Planungen für Abfälle zur Verwertung oder zu deren Kreislaufführung seien „außen vor“. Der Grund sei, dass die EU gemäß Art. 16 der Abfallrahmenrichtlinie zur Beseitigung der Abfälle die Entsorgungsautarkie anstrebe. Die Mitgliedsstaaten seien deshalb verpflichtet, ein integriertes und angemessenes Netz von Abfallbeseitigungsanlagen zu errichten – die Mitgliedsstaaten, nicht die einzelnen Bundesländer. Zur Abschätzung des Bedarfs an Abfallbeseitigungseinrichtungen für den Freistaat Sachsen, also für Deponien und klassische Restmüllbehandlungsanlagen, ziehe der Freistaat Sachsen die von den öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträgern zu erstellenden Abfallwirtschaftskonzepte und deren Jahresbilanzen heran.

Die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger seien weitaus besser in der Lage, die genaue Entwicklung der Abfallmenge in ihrem Zuständigkeitsgebiet abzuschätzen, als es die obersten Landesbehörden auf der Grundlage von Statistiken und anderen Prognosewerten könnten. Die in der Vergangenheit in den Abfallwirtschaftsplänen oder deren Fortschreibung veröffentlichten Abfallmengenprognosen seien auch in jedem Fall mit den Aufgabenträgern abgestimmt. Auch soweit die Rechtsaufsicht bei den Entscheidungen der Kommunen zur Abfallbehandlung beteiligt gewesen sei, wäre ihr eine Steuerung aus den bereits genannten Gründen verwehrt.

Nur bei erheblichen Verstößen wäre die Rechtsaufsichtsbehörde gehalten gewesen, geeignete rechtsaufsichtliche Maßnahmen zu ergreifen, zum Beispiel bei Verstößen gegen den Grundsatz der sparsamen und wirtschaftlichen Haushaltsführung.

Es könne also in keiner Weise davon gesprochen werden, dass staatliche Vorgaben und Steuerungen Fehlstrukturen in der Abfallwirtschaft geschaffen hätten. Das Gegenteil sei der Fall: Im Freistaat Sachsen sei eine leistungs- und zukunftsfähige Abfallwirtschaft entstanden.

6.1 Abfallgebühren

Hier gehe es um die Frage nach den kommunalen Abfallgebühren. Er habe gerade den Rahmen der staatlichen Steuerung erläutert und auch die Tatsache, dass die einzelnen Entsorgungsträger eigenverantwortlich ihre Investitionsentscheidungen treffen würden. Auf diese habe der Freistaat Sachsen – Stichwörter: kommunale Selbstverwaltung und Rechtsaufsicht – nur einen eingeschränkten Einfluss. Da sich die Höhe der Abfallgebühren jedoch im Kern aus den Entscheidungen der Entsorgungsträger ergebe, müssten diese Gebühren in entsprechender Weise bemessen und dem Bürger in Rechnung gestellt werden. Sie würden im Freistaat Sachsen insofern Hilfe leisten, indem sie sich bemühen würden, mit ihren regelmäßigen Gebührenstudien Transparenz zu schaffen. Wie schon gesagt: die Gebühren seien stabil und würden um den Wert von rund 52 € pro Jahr und Bürger schwanken.

Wie in diesem Kontext davon gesprochen werden könne, dass die kommunalen Aufgabenträger durch den Freistaat Sachsen „geknebelt“ würden – der Wortlaut des Beweisbeschlusses spreche von einer Einengung von Handlungsspielraum – sei für ihn nicht nachvollziehbar.

6.2 Verwaltungsreform 2004/2005 und Verwaltungs- und Funktionalreform 2008

Die vierte Legislaturperiode von 2004 bis 2009 habe im Zeichen von Organisationsveränderungen sowohl im kommunalen als auch im staatlichen Bereich gestanden. Es seien drei Aspekte der Verwaltungs- und Funktionalreform von Bedeutung: die Kreisneugliederung, die Verlagerung von Vollzugsaufgaben und des Umweltbereichs sowie die anteilige Kommunalisierung der Umweltfachbereiche.

Ausgangspunkt und Grundüberlegung sei dieses Mal die Feststellung gewesen, dass die Landkreisebene mit 27 Landkreisen und sieben kreisfreien Städten noch so untergliedert gewesen sei, dass es schlechterdings nicht möglich gewesen sei, dieser unteren Verwaltungsebene weitere Verwaltungsaufgaben zuzuordnen und ihr damit die eigenständige Rolle, die der Landkreisebene in der deutschen Verwaltungstradition zukomme, auch tatsächlich zu übertragen.

Daher komme im Rahmen der Verwaltungs- und Funktionalreform des Jahres 2008 die damit verbundene Reduzierung der Landkreise von 27 auf zehn und der kreisfreien Städte von sieben auf drei die zentrale Bedeutung zu. Damit hätten sie im Freistaat Sachsen eine rechtlich und tatsächlich leistungsfähige Kreisebene geschaffen, die sowohl von der Einwohnerzahl als auch von der räumlichen Ausdehnung zukunftsfähig und im bundesweiten Vergleich angemessen strukturiert sei. Dabei habe die Zusammenlegung jeweils mehrerer – bis zu vier – Landkreise zu jeweils einem neuen Landkreis zu einer weiteren Professionalisierung beigetragen, die eine höhere Spezialisierung ermöglicht habe.

Damit sei die Voraussetzung dafür geschaffen worden, den Landkreisen weitere Aufgaben zu übertragen. Die Übertragung von Aufgaben auf die kommunale Ebene sei umgekehrt auch notwendige Voraussetzung dafür gewesen, die Kreisgebietsreform inhaltlich zu einem Erfolg zu machen. Von den politischen Forderungen der kommunalen Spitzenverbände im Land wolle er hier gar nicht reden. In diesem Kontext der zukunftsfähigen Aufstellung der gesamten kommunalen und staatlichen Verwaltung habe sich naturgemäß auch die Umweltpolitik und ihre Umweltverwaltung nicht verschließen können. Die neuen Aufgaben der Landkreise – hier spreche er jetzt zunächst die neuen Vollzugsaufgaben an – kämen im Rahmen der Funktionalreform dabei nicht nur – noch nicht einmal im Schwerpunkt – aus dem Bereich der Umweltpolitik. Das lasse sich anschaulich aus der Tatsache ableiten, dass die Änderung der abfallwirtschaftlichen Vorschriften im gesamten Gesetzgebungspaket zur Funktionalreform erst in Art. 67 Sächsisches Verwaltungsneuordnungsgesetz erfolge. Auch die immer wieder zu hörende Behauptung, die Umweltverwaltung sei kommunalisiert worden, sei in dieser Undifferenziertheit nicht richtig, und zwar weder für die eigentlichen Umweltvollzugsaufgaben, also die Genehmigung und Überwachung von Anlagen oder Stoffkreisläufen, noch für die Umweltfachverwaltung. Tatsächlich hätten sie im Rahmen der Funktionalreform sehr genau differenziert, welche Aufgaben der Landkreisebene neu zugeordnet würden und welche Aufgaben bei den Regierungspräsidien bzw. später den Landesdirektionen hätten bleiben sollen.

Das wolle er an den Änderungen des Sächsischen Abfall- und Bodenschutzgesetzes exemplarisch in Erinnerung bringen und dabei die damals neu den Landkreisen übertragenen Vollzugsaufgaben an den Anfang stellen. Der eindeutige Schwerpunkt der neu zu kommunalisierenden Aufgaben habe in der Übertragung der Register und Nachweisverfahren für Abfälle einschließlich der Durchführung der hierzu ergange-

nen Nachweisverordnung gelegen. Dabei habe es sich um eine Vollzugsaufgabe gehandelt, die mit hoher Bedeutung für die Wirtschaft verbunden sei.

Ein Unternehmen sei an einer schnellen Bearbeitung seiner Entsorgungsnachweise interessiert. Dieses „Massengeschäft“ sei zu Recht den unteren Vollzugsbehörden zugeordnet worden, da es eine Vielzahl gleichmäßiger Verwaltungsentscheidungen erfordere. Im Laufe der letzten Jahre sei dieses Verfahren im Übrigen bundesweit vollständig in ein automatisiertes elektronisches Nachweisverfahren umgewandelt worden – übrigens eines der ersten EDV-Verfahren der deutschen Verwaltung, das sich der digitalen Signatur bediene, und dies nicht nur zwischen den Behörden, sondern insbesondere auch bis zur Ebene der privaten Nutzer, also der Erzeuger, Beförderer, Händler und Makler von Abfällen.

Natürlich gebe es im Rahmen der Einführung solcher Systeme immer mal einzelne Fragen und Probleme. Es werde weiterhin und dauerhaft durch die staatliche Umweltverwaltung – hier konkret das LfULG– sichergestellt, dass das Verfahren ordnungsgemäß funktioniere und auch weiterentwickelt werde. Gerade im Moment werde hierbei ein neuer Meilenstein gesetzt, um auch die Erweiterung der Registerpflichten auf Gewerbetreibende, die nicht hauptberuflich in der Abfallentsorgung tätig seien, aber im Rahmen ihres Gewerbes regelmäßig Abfälle privater Kunden befördern würden, in das System zu integrieren.

Solche Schritte seien dann auch immer mit Schulungen und Hinweisen für die Vollzugsbehörden verbunden. Das sei ein gutes Beispiel, um den immer wiederkehrenden Vorwürfen zu begegnen, sie würden sich um die Aufgaben der unteren Abfallbehörde nicht kümmern und die Landkreise damit allein lassen. Das Gegenteil sei der Fall.

Auch hätten sie keineswegs alle Aufgaben kommunalisiert. So hätten sie insbesondere die Aufsicht über Abfalldeponien, also deren Genehmigung und Überwachung, in der Landesdirektion belassen. Dies gelte nicht nur für die großen Deponien, wie zum Beispiel in Cröbern und Wetro, sondern auch für die Vielzahl der abgeschlossenen und in Stilllegung befindlichen Anlagen, und zwar unabhängig davon, ob der Besitz den öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträgern zuzuordnen sei oder ob es sich um ehemalige Betriebsdeponien handele.

Die Entscheidung, diese Aufgabe nicht zu kommunalisieren, hätten sie seinerzeit bewusst getroffen, um sowohl die Genehmigung als auch die Überwachung dieser Anlagen weiter in staatlicher Hand zu halten. Damit hätten sie vermieden, dass die öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträger, die entweder die Landkreise selbst oder die durch sie gebildeten Zweckverbände seien, die Genehmigung und Überwachung ihrer Einrichtungen selbst übernehmen würden. Es sei seines Erachtens völlig verfehlt, in der Verwaltungs- und Funktionalreform einen Grund für vermeintliche Defizite in der Deponieüberwachung zu sehen.

Eine weitere wichtige Vollzugsaufgabe, die sie in der Landesdirektion behalten hätten, sei die Kontrolle der grenzüberschreitenden Abfallverbringung, also der Notifizierung, von der er schon ausführlich berichtet habe. Diese Aufgabe sei wegen des Auslandsbezuges derart spezialisiert, dass sie bereits vor der Zusammenlegung von Regierungspräsidien oder Landesdirektionen einer Einheitsbehörde zentral an einem Standort, nämlich in Dresden, übertragen worden sei. Dieses Konzept hätten sie im Rahmen der Verwaltungs- und Funktionalreform unverändert gelassen. Fehlentwicklungen hätten damit vermieden werden können.

Um die jetzt größeren und leistungsstärkeren Landkreise mit ihrem erweiterten Aufgabenbereich auch in die Lage zu versetzen, die Aufgaben tatsächlich eigenverantwortlich wahrzunehmen, sei es im Bereich der Funktionalreform erforderlich gewesen, sie für die fachliche Beurteilung und die Umweltüberwachung in ihrem Aufgabenbereich verantwortlich zu machen; denn nur dann, wenn die Vollzugsaufgaben des Umweltschutzes und die dazu erforderliche fachliche Expertise in einer Hand liegen würden, sei ein wirklich schlagkräftiges Hand-in-Hand-Arbeiten in der Behörde möglich. Sie erstelle die Bescheide selbst, überwache sie und setze sie durch.

Das habe dann jedoch zur Konsequenz, dass sich die sächsische Umweltverwaltung von ihrem Konzept der Staatlichen Umweltfachämter bzw. der Umweltfachbereiche habe lösen müssen. Die fachliche Umweltexpertise sei daher so zuzuordnen gewesen, dass sie den zukünftig zuständigen Behörden anteilig zur Verfügung stehe. Insgesamt seien ausweislich der Begründung zum Sächsischen Verwaltungsneuordnungsgesetz in diesem Kontext ungefähr 390 Planstellen der Regierungspräsidien auf die Kreisebene verlagert worden, davon ca. 60 im hier besonders interessierenden Bereich des Abfall- und Bodenschutzrechtes sowie ca. 140 Stellen im Bereich des Immissions- und Klimaschutzes. Bei zehn Landkreisen und drei kreisfreien Städten seien das jeweils ca. 30 Kollegen, die nunmehr das bereits vorhandene Umweltamt des Kreises gestärkt hätten. Natürlich sei jedoch die Zuordnung der zu kommunalisierenden Stellen auf die einzelnen Landkreise und kreisfreien Städte im Ergebnis der Diskussion nach der Einwohnerzahl der Kreise vorgenommen worden.

Damit hätten sie sich im Bereich der Umweltverwaltung für den im Rahmen des staatlichen und kommunalen Finanzausgleichs üblichen Indikator entschieden. Sie hätten Personal und im Übrigen auch die im Rahmen des Mehrbelastungsausgleichs übertragenen Sachmittel nach den Einwohnerzahlen der einzelnen Landkreise und kreisfreien Städte verteilt. Für sie habe der Grundsatz gegolten: „Personal folgt der Aufgabe“. Aber wie das immer so sei mit den Grundsätzen – das sei nur die halbe Wahrheit. Es beginne schon damit, dass die konkrete Tätigkeit eines Beschäftigten nicht immer so strukturiert sei, dass sie konkret einer bestimmten öffentlich-rechtlichen Aufgabe zuzuordnen sei. Häufig sei es so, dass der einzelne Kollege fachlich sowohl für Aufgaben zuständig gewesen sei, die kommunalisiert worden seien, aber eben auch für einen Teil seiner Tätigkeit für Aufgaben verantwortlich gewesen sei, die bei der Landesdirektion geblieben seien. Daher nenne das Gesetz über den Personalübergang als erstes und durchaus wichtigstes Kriterium für die Auswahl und Verteilung von Bediensteten den Umfang der Wahrnehmung der genannten Aufgaben.

Bei diesem fachlichen Indikator bleibe es jedoch nicht, sondern es würden weitere sechs Kriterien folgen, die sich nicht mehr auf die fachliche Erforderlichkeit beziehen würden, sondern auf eine Sozialauswahl hinausliefen. So seien zum Beispiel betreuungspflichtige Kinder, Schwerbehinderung, die Entfernung zwischen Wohnort und künftigem Dienstort oder nicht zuletzt der Familienstand relevante Auswahlkriterien gewesen.

Dieser „quasigesetzlichen Zuordnung“ der einzelnen Beschäftigten sei auch noch eine Freiwilligkeitsphase vorausgegangen, in der die Beschäftigten und ein Landkreis vorab freiwillig hätten zueinander finden können. Bei dieser Art der Personalauswahl, die für die gesamte Verwaltungs- und Funktionalreform gegolten und keineswegs gezielt zur Schwächung der Umweltverwaltung geführt habe, sei natürlich der Grundsatz „Das Personal folgt der Aufgabe“ nicht mehr so beibehalten, wie man es annehmen sollte.

Natürlich hätten sich in der Folge der Reform im Sommer 2008 die Landkreise erst neu strukturieren müssen, indem sie Verwaltungen zusammengelegt und durch die Personalverstärkung aus der Landesdirektion ein neues, schlagkräftiges Team gebildet hätten. Das sei sicher eine große Herausforderung gewesen. In der Gesamtschau sei er, der Zeuge Frank Kupfer, aber der Auffassung, dass die Landkreise das sehr ordentlich hinbekommen hätten. Sie würden jetzt schon die Früchte dieser Reform anfangen zu ernten. Die Reformen seien auf eine Modernisierung der gesamten Verwaltung und des Freistaates Sachsen und seiner Kommunen gerichtet gewesen. Hier könne man mit Fug und Recht sagen: „Das ist gelungen“.

Starke Landkreise als zweite kommunale Ebene seien im Verwaltungsaufbau des Landes unverzichtbar. Sie könnten die Interessen und Bedürfnisse der einzelnen Regionen viel besser bündeln und gestalten, als dies großstrukturierte Staatsbehörden könnten. Sie könnten alle Belange also mit sehr viel mehr Bürgernähe erledigen als es jede Staatsbehörde könnte. Da mache auch die Umweltpolitik keine Ausnahme.

Daher sei es richtig, auch hier nach dem Grundsatz der Subsidiarität möglichst viele Aufgaben auf dieser Ebene anzusiedeln. Das, was Deutschland gegenüber der Europäischen Union einfordere, und das, was die Länder gegenüber dem Bund einfordern würden, müssten sie auf der nächsten Stufe bei der Übertragung von Verantwortung auf die Landkreisebene als richtig akzeptieren.

An einer gelungenen Verwaltungsreform habe auch die Reform der Umweltverwaltung ihren Anteil. Sie könne sich in den heutigen Strukturen zukunftsfähig weiter entwickeln und Natur und Umwelt im Freistaat leistungsfähig schützen.

Er möchte abschließend feststellen:

„Der Freistaat Sachsen hat eine Abfallwirtschaft aufgebaut, die eine nachhaltige Bewirtschaftung von Abfällen auf der Grundlage handlungs- und zukunftsfähiger Verwaltungs- und Unternehmensstrukturen gewährleistet. Wir haben damit die alten, zu kleinen und damit nicht mehr zeitgemäßen Verwaltungsstrukturen und umweltgefährdende Abfallentsorgungsanlagen beseitigt.

Für mich gibt es keine Veranlassung, über grundlegende Änderungen nachzudenken. Das betrifft zum einen die Abfallwirtschaft in Sachsen selbst, insbesondere aber auch die Arbeit der Umweltverwaltung in Sachsen. Die Politik hat die Weichen richtig gestellt; die Behörden haben rechtmäßig und angemessen gehandelt. Rechtsverstöße kann ich nicht erkennen.“

B. Bewertung

Zusammenfassung der Stellungnahme zum Abschlussbericht für den 1. Untersuchungsausschuss der 5. Wahlperiode

Der 1. Untersuchungsausschuss der 5. Wahlperiode des Sächsischen Landtages hatte folgende Themenbereiche beispielhaft auf Mängel bei der Umsetzung der gesetzlichen und sonstigen Regelungen durch staatliche und kommunale Behörden zu untersuchen:

I. Komplex: Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen

II. Komplex: Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern
Planung / Dimensionierung / Entwicklung / Strukturen / Betrieb / Sanierung

III. Komplex: Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle

IV. Komplex: S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH (Biotec) in Pohritzsch; Genehmigungen, Prüfungen, Kontrollen

V. Komplex: Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch

VI. Komplex: ETU GmbH Altbernsdorf

Der Untersuchungsausschuss hat sich ein umfassendes Bild von der Abfallentsorgungskonzeption, deren Umsetzung sowie deren Überwachung durch staatliche und kommunale Aufsichtsbehörden in Sachsen gemacht. Er hat zahlreiche Zeugen vernommen und sich von der Arbeitsweise auf einer Deponie ein persönliches Bild machen können.

Sachsen hat eines der modernsten Entsorgungskonzepte in Deutschland, wenn nicht sogar in Europa. Die Altlasten der DDR mit ihren teilweise wahllos in die Landschaft eingebrachten Deponien werden kontinuierlich überwacht und saniert. Die neuen, nach 1990 entstandenen Abfallentsorgungsunternehmen mit ihren modernen Abfallbehandlungsanlagen und Deponien werden umfassend kontrolliert. Dies alles ist mit einem sehr hohen finanziellen Aufwand verbunden. An diesem beteiligen sich die staatlichen und kommunalen Stellen jeweils in dem ihnen vom Gesetzgeber vorgeschriebenen Umfang.

Die Kommunalreform im Jahre 2008 hat mit dem Wechsel von Zuständigkeiten von Landes- und Kommunalbehörden nur kurzzeitig zu Anlaufschwierigkeiten geführt. Das ist bei einer solch umfassenden Reform nicht verwunderlich. Es ist höchstens beachtlich, dass bereits nach kurzer Zeit das gewohnte Maß an staatlicher und kommunaler Prüfungstätigkeit wieder erreicht wurde. Staatliche und kommunale Behörden sind in einem Rechtsstaat an umfangreiche gesetzliche Vorgaben gebunden, um Messwerte zu erheben und auszuwerten. Erst dann dürfen behördliche Anordnungen gegenüber Betreibern von Abfallentsorgungsfirmen ergehen. Bloße willkürliche Verdachtsmaßnahmen seitens der Behörden führen unweigerlich zu Schadenersatzforderungen der Betreiber. Darüber hinaus gibt es trotz aller staatlichen und behördlichen Überwachungsmaßnahmen keine 100 %ige Sicherheit gegen rechtswidriges Vorgehen von Unternehmen oder Privatpersonen.

Der Bau einer Abfallentsorgungsanlage durch einen privaten Unternehmer ist ein Geschäftsvorgang, den es zu tausenden bisher gegeben hat: Ein Unternehmer hat eine Vorstellung von der Gründung eines Abfallentsorgungsunternehmens. Mit Hilfe von Planungen, behördlichen Erlaubnissen setzt er diese Idee um. Damit das Geschäft wirtschaftlich betrieben werden kann, ist er auf Kunden angewiesen. Es ist selbstverständlich, dass ein Unternehmer gewinnbringend arbeiten muss. Es ist auch selbstverständlich, dass ein Unternehmer Kunden braucht. Und es ist auch selbstverständlich, dass er hierfür Akquise betreiben muss. Diese Akquise ist in der heutigen Zeit nicht nur auf das unmittelbare Umfeld beschränkt, sondern auch, wenn erforderlich, auf internationale Kunden ausgerichtet. Nichts anderes tun im Grundsatz die Abfallentsorgungsunternehmen in Sachsen. Zu glauben, dass Abfälle der heutigen Industriegesellschaft auf Großvaters Komposthaufen entsorgt werden können, ist naiv. Aus diesem Grunde gibt es eine Reihe von gesetzlichen Vorgaben, die von den Unternehmen einzuhalten und deren Einhaltung von Behörden zu überprüfen sind. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind die gesetzlichen Vorgaben und die daraus resultierenden Verwaltungsvorschriften ständig überarbeitet und verbessert worden und werden es auch weiterhin. Für die Betreiber wurden und werden die Regelungen erheblich verschärft. Dies diente und dient in allererster Linie dazu, den Schutz für die Bevölkerung und die Umwelt weiter zu verbessern.

Es macht dabei keinen Unterschied, ob die Unternehmen mit staatlicher oder kommunaler Beteiligung am Markt agieren. Jedes Unternehmen ist auf Kunden und auf Gewinne angewiesen, um als Unternehmen weiter bestehen zu können.

Der Untersuchungsausschuss hat bei der Vernehmung der Zeugen und der Sichtung der Akten festgestellt, dass die weit überwiegende Mehrheit der Unternehmer sich an die gesetzlichen und sonstigen Regelungen hält. Er hat aber auch festgestellt, dass manche Unternehmer sich nicht daran halten. Verstöße gegen Gesetze und sonstige Vorschriften durch vereinzelte schwarze Schafe aus der Unternehmerschaft gab es und wird es vermutlich immer geben.

Diese Sorgfalt der staatlichen und kommunalen Behörden bei der Kontrolle der Unternehmen ging zum Teil so weit, dass Unternehmen mit der Androhung der Entziehung der Betriebserlaubnis konfrontiert wurden, um Schaden von der Bevölkerung und der Umwelt abzuwehren. Die davon betroffenen Unternehmer haben sich im Ausschuss zum Teil sehr heftig über die zahlreichen staatlichen und kommunalen Kontrollen ihrer Unternehmen beklagt. Jeder Bürger weiß, dass die Entziehung der Betriebserlaubnis eines Unternehmens vom Gesetzgeber zu Recht mit sehr hohen Hürden versehen ist. Dass die sächsischen Behörden diese Hürden nicht gescheut haben, um Bevölkerung und Umwelt zu schützen, spricht für die Arbeit dieser Institutionen.

Die staatlichen und kommunalen Behörden haben weiterhin dazu beigetragen, dass sich die Strafjustiz der Unternehmer angenommen hat, die bestimmte Grenzen in strafwürdiger Weise überschritten haben.

Es ist nicht Aufgabe eines Untersuchungsausschusses, strafbares Verhalten zu ermitteln. Er kann lediglich Hinweise geben.

Alle eingeleiteten Strafermittlungsverfahren gegen Mitarbeiter von staatlichen und kommunalen Behörden wegen angeblichen Behördenversagens wurden wegen mangelnden Tatverdachts von der Staatsanwaltschaft nach § 170 Absatz 2 StPO eingestellt.

Die staatlichen und kommunalen Aufsichtsbehörden haben die ihnen zugewiesenen Aufgaben so erledigt, wie es die zahlreichen europa-, bundes-, landes- und kommunalrechtlichen Vorschriften erwarten. Verstöße staatlicher und kommunaler Stellen wurden nicht festgestellt.

I. Komplex:

Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte unter anderem in Ziffer 19 der Drs 5/2155 den Auftrag, zu untersuchen, ob es Mängel und Versäumnisse beim Schutz von Mensch und Umwelt bei zahlreichen Bränden in Abfall- und Recyclinganlagen gegeben habe.

Den staatlichen Behörden sind weder Mängel noch Versäumnisse beim Schutz von Mensch und Umwelt bei zahlreichen Bränden in Abfall- und Recyclinganlagen vorzuwerfen. Es hat keine Mängel und Versäumnisse bei der Zulassung und Genehmigung der betreffenden Abfall- und Recyclinganlagen gegeben. Ebenso hat es keine mangelhafte Überwachung der Schadstofffreisetzung gegeben. Die Öffentlichkeit wurde umfassend über die Gefahren informiert. Darüber hinaus hat es keine Mängel und Versäumnisse bei der Löschung der Brände sowie der Ermittlung und Aufklärung der Brandursachen durch die Abfall- und Ermittlungsbehörden gegeben.

Auch die Arbeiten in der ministeriellen Arbeitsgruppe und die von ihnen veranlassten Sonderprüfungen bieten keinen Anlass für Kritik an der Arbeit der Verwaltung.

Brände auf bzw. in Abfallentsorgungsanlagen hat es immer gegeben und wird es auch in Zukunft immer wieder geben. Sie lassen sich zu 100 Prozent nicht vermeiden. Der Zeuge Dr. Norbert Schieß hat in seiner Aussage vor dem 1. Untersuchungsausschuss überzeugend dargelegt, eine Nachfrage in anderen Bundesländern habe ergeben, dass die Brandursachen in Sachsen nicht a-typisch gewesen seien.

Hinsichtlich der Brandursachen beruhten die Ursachen für die Brände u.a. zu einem großen Teil auf Brandstiftung oder Selbstentzündung.

Der sachverständige Zeuge Thomas Redmer vom Kriminaltechnischen Institut im Landeskriminalamt Sachsen hat erklärt, dass Brandstiftung und Selbstentzündung sich in etwa die Waage hielten. Die Problematik der Selbstentzündung sei eigentlich erst mit den Recyclinganlagen im Zeitraum 2000/2002 so aufgetreten. Im Bereich der Selbstentzündung habe seit 2006 eine Sensibilisierung stattgefunden. Brände in Recyclinganlagen seien kein sächsisches Problem, sondern ein gesamtdeutsches wenn nicht internationales. Könnten objektive Zündquellen, z.B. Steckdosen, Fernseher, Kühlschränke oder bei einer Industrieanlage auch eine Maschine als Brandursache ausgeschlossen werden, blieben nur noch die Möglichkeiten der Brandstiftung oder Selbstentzündung.

Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass Brände in derartigen Anlagen auch mit derartigen Ursachen nichts a-typische darstellen.

Der Gesetzgeber hat klare Zuständigkeiten für den Bereich der Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen getroffen. Diese Zuständigkeiten sind von den Behörden auch jeweils eingehalten worden. Bevor eine Abfall- und Recyclinganlage in Sachsen in Betrieb genommen werden kann, sind umfangreiche Genehmigungsverfahren von Seiten des Anlagenbetreibers zu durchlaufen.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß hat glaubhaft erklärt, er sei als Referatsleiter für den Bereich anlagenbezogener Immissionsschutz- und Störfallvorsorge im Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft zuständig. In seinem Bereich handle es sich im Wesentlichen um die Umsetzung von Bundesrecht. Es gehe um das Bundesimmissionsschutzgesetz und die dazu erlassenen Rechtsverordnungen. Alle Fragen der Luftreinhaltung im Zusammenhang mit Anlagen seien bei ihm im Referat angesiedelt. Einige Anlagen seien besonders gefährdet, deshalb würden sie der Störfallverordnung unterliegen. Sie würden die Belange des Freistaates Sachsen vertreten und seien im Innenverhältnis dafür verantwortlich, dass die Gesetz- und Rechtsverordnung im Land auch umgesetzt würden.

Der Zeuge Frank Drechsel ist seit 1992 Leiter der Abteilung Umwelt der Landesdirektion Chemnitz und zuständig für die Belange der oberen Umweltbehörde im Direktionsbezirk Chemnitz. Er hat überzeugend dargelegt, dass die Aufgaben und Strukturen der oberen Umweltbehörden im Untersuchungszeitraum, also von 1999 bis 2010, sich erheblich verändert hätten. Bis zum 31. Dezember 2004 hätten der höheren Umweltbehörde der Umweltvollzug komplexer Rechtsverfahren, die Bewilligung nach den Förderrichtlinien des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft und die Fachaufsicht über die unteren Umweltbehörden oblegen. Zugleich sei sie Widerspruchsbehörde gewesen für die mit Rechtsbehelf angegriffenen Ausgangsentscheidungen der Umweltbehörden. Mit dem 1. Januar 2005 sei die Eingliederung der staatlichen Umweltfachämter als Umweltfachbereiche erfolgt, so dass die Regierungspräsidien nunmehr auch Fachbehörde und Überwachungsbehörde seien.

Im Ergebnis der Funktional- und Verwaltungsreform vom 1. August 2008 sei es zu einer grundsätzlichen Neuordnung der Umweltverwaltung Sachsens gekommen. Seit dem gebe es nur noch das Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie (kurz: LfULG) als einzige Fachbehörde für Umweltbelange. Daneben sei zu unterscheiden zwischen den Landkreisen und Kreisfreien Städten als unteren Umweltbehörden und den oberen Umweltbehörden. In den Umweltbehörden seien seit dem 1. August 2008 die Fach- und Vollzugsaufgaben in der Regel organisatorisch zusammengeführt. Die oberen Umweltbehörden seien weiterhin Fachaufsichtsbehörden für die unteren Umweltbehörden. Die unteren Umweltbehörden seien zugleich Genehmigungsbehörde und Überwachungsbehörde. Der oberen Umweltbehörde würde die Fachaufsicht obliegen. Sie habe also die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufgabenerfüllung durch die untere Umweltbehörde zu kontrollieren. Sie dürfe aber nicht im Einzelfall tätig werden.

Weiterhin hat der Zeuge Frank Drechsel überzeugend dargelegt, dass das Überwachungskonzept des Sächsischen Staatsministeriums für Umwelt und Landwirtschaft verschiedene Arten der Überwachung regele. Es gebe Regelüberwachung, Anlassüberwachung, Vorortüberwachung und Überwachung in der Behörde. Im Bereich Immissionsschutz gebe das Überwachungskonzept Umwelt für die Vorortüberwachungen vor, dass diese in Intervallen von zwei Jahren bei genehmigungsbedürftigen Anlagen durchzuführen seien. Hinzu kämen die Überwachung und Prüfung von Immissionserklärungen, Immissionsberichten, Testberichten PRTR-Berichten usw. mit einem nicht unerheblichen Zeitaufwand, die in der Behörde durchgeführt würden. Die Ergebnisse der Überwachungen seien in jedem Fall im Überwachungsprotokoll und nachfolgenden Anlagen Informationssystem zu dokumentieren und soweit mängelbehaftet, behördlich nachzuhalten.

Auch bei der Wahrnehmung der Aufgaben des Brandschutzes konnten keine Mängel festgestellt werden, die auf Verschulden von staatlichen oder kommunalen Behörden zurückzuführen gewesen wären.

Der Zeuge Christian Leßmann erklärte vor dem Ausschuss, dass er zeitweise Leiter des Referates Brandschutz im Sächsischen Staatsministerium des Innern gewesen sei und damit zuständig für die Rechtsaufsicht über die Brandschutzbehörden. Der eigentliche Brandschutz, also der konkrete vorbeugende Brandschutz und die konkrete Brandbekämpfung sei in erster Linie Aufgabe der kommunalen Ebene. Dies ergebe sich aus § 6 BRKG (Brandschutzgesetz). Die kommunale Ebene erledigte diese Aufgabe gemäß § 5 BRKG als weisungsfreie Pflichtaufgabe. Der Freistaat habe hier nicht die Fachaufsicht, sondern lediglich die Rechtsaufsicht. Während seiner Tätigkeit seien keine Tatsachen hinsichtlich des vom Beweisthema erfassten Sachverhalts bekannt geworden, die eine Tätigkeit im Wege der Rechtsaufsicht auf dem Gebiet des Brandschutzes erforderlich gemacht hätte. Der Brandschutz sei eine weisungsfreie Pflichtaufgabe der kommunalen Ebene. Eine staatliche Fachaufsicht gebe es nicht. Das sehe das Gesetz so vor. Als Rechtsaufsichtsbehörde habe man keinen Grund zum Einschreiten gehabt.

Diese Aussagen wurden durch den Zeugen Jochen Rest bestätigt. Mängel würden auf unterster Ebene festgestellt und beseitigt. Dies machten die Gemeinden selbstständig. Dazu würden sie das Ministerium nicht benötigen.

Auch der Zeuge Bernd Merbitz als zuständiger Abteilungsleiter im SMI bestätigte diese Aussagen. Die Aufgaben der Gemeinden und Landkreise auf dem Gebiet des Brandschutzes seien weisungsfreie Pflichtaufgaben. Rechtswidriges Handeln dieser Stellen auf dem Gebiet des Brandschutzes, das rechtsaufsichtliches Eingreifen des SMI erforderlich gemacht hätte, sei ihm, dem Zeugen Bernd Merbitz, in dem maßgeblichen Untersuchungszeitraum nicht bekannt geworden.

Der Gesetzgeber hat klare Regelungen getroffen. Sie wurden von den sächsischen Behörden eingehalten. Die Landesverwaltung hat die Gesetze so umgesetzt, dass sie aus Sicht des Untersuchungsausschusses zu keiner Kritik Anlass geben.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß erklärte in seiner Vernehmung, dass er, um die Steuerungsfunktion wahrnehmen zu können, zweimal im Jahr große Dienstbesprechungen mit dem nachgeordneten Bereich durchführe. Dort würden die Punkte, die von allgemeiner Bedeutung seien, behandelt. Dann gebe es ein entsprechendes Protokoll mit Festlegungen, so dass die Behörden vor Ort wissen würden, wie sie bei diesen Fällen vorgehen müssten, um die Einheitlichkeit im Freistaat Sachsen zu wahren. Das Protokoll habe Erlass-Charakter.

Seit der Verwaltungsreform, beginnend im Jahre 2008, hätten sie die Dienstbesprechung Immissionsschutz immer mit den Kommunen zusammen geführt, um genau die Probleme voll aufzugreifen und ihnen auch Handreichungen zu geben, wenn sie Fragen zum Verfahren hätten. Dann hätten sie ergänzend in ihrer Fortbildungsstätte in Rheinhardtsgrimma sehr viele Fortbildungsveranstaltungen aufgelegt – speziell für die Kommunen. Dafür hätten die Kommunen auch nichts bezahlen müssen. Sie hätten sich im Immissionsschutz das Handwerkzeug schnell aneignen können, ohne dass die Kosten für sie eine Rolle gespielt hätten. Das hätten die Kommunen ganz aktiv wahrgenommen. Insofern seien sie sehr schnell auf einem zufriedenstellenden Stand gewesen. Wenn es Probleme gegeben habe, seien die Kommunen auch teilweise direkt zu ihnen gekommen.

Diese Aussagen werden durch die Aussagen des Zeugen Frank Drechsel bestätigt.

Auch die Quote der Überwachungen von Abfallentsorgungsanlagen gibt keinerlei Anlass zu Kritik.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß führt aus, dass 2007 von den Abfallentsorgungsanlagen 64 Prozent überwacht worden seien. Im Jahre 2008 hätten sie nur 29 Prozent Überwachungen gehabt, 2009 schon wieder 64 Prozent und 2010 55 Prozent. Man könne also sagen, dass die Quote vor Ort, die 50 Prozent betrage, bei einer Überwachung aller zwei Jahre, übererfüllt worden sei. Eine Ausnahme bilde das Jahr 2008. Da habe die große Verwaltungsreform stattgefunden. Die Aufgaben der Überwachung seien auf die Kommunen und Landkreise übergegangen. In Sachsen gebe es 5.500 genehmigungsbedürftige Anlagen. Von diesen seien 5.000 auf die Landkreise und Kreisfreien Städte übergegangen. Diese Überwachungen würden grundsätzlich nicht angekündigt. Nur dann, wenn für die Überwachung ein bestimmter Gesprächspartner benötigt werde, werde der Besuch wenige Tage vorher angekündigt, so versicherte der Zeuge Dr. Norbert Schieß dem Ausschuss glaubhaft.

Die 2007 durchgeführte Sonderüberwachung sowie die Folgeüberwachungen in den Jahren 2008, 2009 und 2010 geben keinerlei Anlass zu Kritik gegenüber der staatlichen Verwaltung.

Im Jahre 2007 hat das Ministerium, so der Zeuge Dr. Norbert Schieß, eine Sonderüberwachungsaktion in die Wege geleitet. Der zentrale Erlass an die Behörden datiere vom 22. Oktober 2007. Darin heißt es unter anderem: „Deshalb bitten wir um eine Sonderüberwachung der Anlagen zur Lagerung, Behandlung und/oder Entsorgung von zur Selbstentzündung brennbaren Abfällen im November 2007.“ In Sachsen gebe es rund 1.500 Anlagen, die unter Ziffer 8 der 4. BImSchV fielen. Darunter seien auch Müllverbrennungsanlagen und Kompostwerke. 208 Anlagen seien untersucht worden. Anlass sei der Großbrand bei der Firma SERO/ALBA gewesen. Die Brandschutzbehörden seien dabei mit eingebunden gewesen. Das Ergebnis sei gewesen, dass bei den Anlagen teilweise erhebliche Mängel im Brandschutz vorgelegen hätten. Die festgestellten Mängel seien Stück für Stück beseitigt worden, die Brandereignisse seien 2008 zurückgegangen. Die Überwachungsaktion 2007 sei sehr wohl geeignet gewesen, den vorbeugenden Brandschutz zu stärken und damit Brände mit Gefahr für Mensch und Umwelt zu verhindern, wobei es eine absolute Sicherheit nicht geben könne. Bereits seit dem Jahr 1994 habe eine Überwachung der Bundesimmissionsschutzanlagen mindestens aller zwei Jahre stattgefunden.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß versicherte glaubhaft, dass im Jahre 2010 beim nachgeordneten Bereich seitens des SMUL nachgefragt worden sei, was aus der Überwachung (Sonderüberwachung plus Vollüberwachung in den Jahren 2008, 2009 und 2010) geworden sei. Da sei umfassend berichtet wurden, dass die Mängel, die man vor Ort festgestellt habe, behoben seien. Man könne also mit Fug und Recht behaupten, dass die zumutbaren Maßnahmen von den Immissionsschutzbehörden ergriffen worden seien, um bei Abfallrecyclinganlagen die Brände soweit wie möglich zu verhindern. Dort, wo Menschen arbeiteten und Maschinen eingesetzt würden, werde es eine absolute Sicherheit nicht geben.

Dieser Einschätzung des Zeugen Dr. Norbert Schießt kann von Seiten des 1. Untersuchungsausschusses nur zugestimmt werden.

Die Feuerwehren des Freistaates Sachsen sind nach derzeitigem Stand mit genügend Technik ausgestattet, um die Brände zu bekämpfen und ggf. erforderliche Messungen ggf. mit Hilfe Dritter durchführen zu können.

Der Zeuge Matthias Bessel, Sachgebietsleiter Einsatzplanung, Messgefahrgutdienst der Leipziger Berufsfeuerwehr, tätig in der Branddirektion Leipzig legte überzeugend dar, dass der Freistaat Sachsen über so genannte „ABC-Erkundungskraftwagen“ verfüge, die flächendeckend aufgestellt seien. Diese sei mit umfangreicher Messtechnik ausgerüstet, mit dem spezielle Gefahrstoffe entsprechend aufgespürt und zugeordnet werden könnten. Diese Fahrzeuge seien in der Lage, chemische und radiologische Kontamination zu dedektieren und einzelne chemische Stoffe insbesondere auch Kampfstoffe zu identifizieren. Bei weiteren Stoffen würden „ABC-Fachberater“ hinzugezogen.

Eine so genannte „ATF“ (Analytische Task Force) befinde sich in Heyrothsberge, in der Nähe von Magdeburg und sei für die Region Sachsen zuständig. Aber auch in München würden Einheiten des Bundes über eine sehr umfangreiche Messtechnik verfügen und seien auf Anforderung im Wege der Amtshilfe mit entsprechendem zeitlichem Verzug von etwa zwei bis drei Stunden einsetzbar. Eine Messung in eine Rauchwolke hinein sei für die Feuerwehr quasi nicht möglich.

Folgendem Fazit kann von Seiten des Untersuchungsausschusses nur zugestimmt werden: Brände in recyclinganlagen stellen einen Schwerpunkt im abwehrenden Brandschutz dar. Die Grundsätze und Regeln zur Einsatzvorbereitung und der Brandbekämpfung sind voll umfänglich anwendbar. Es kann also eingeschätzt werden, dass die Feuerwehren des Freistaates Sachsen hinreichend ausgerüstet sind, also auch über die notwendige Technik verfügen, um Brandereignisse in Recyclinganlagen wirkungsvoll bekämpfen zu können (so der Zeuge Bessel).

Der Zeuge Thomas Redmer vom Kriminaltechnischen Institut im Landeskriminalamt Sachsen verwies als sachverständiger Zeuge darauf, dass, um wirkliche Schadstoffe in dem Bereich messen zu können, seines Erachtens doch eine intensivere, kostenintensivere Messtechnik notwendig sei als die, welche die Feuerwehr habe. Eine derartige Messtechnik koste für eine Stadt ca. 1 Million Euro. Bei einem Brand seien Dioxine, Furane und Schwermetalle natürlich in der Regel an einen Ruß gebunden, würden durch den Ruß mittransportiert und würden sich dann irgendwo niederschlagen. Die Ausrüstung der Feuerwehr sei halt für solche Sachen nicht unbedingt geeignet.

Es gibt aus Sicht des Ausschusses immer Dinge, die verbessert werden können, aber auch die Ausrüstung der Feuerwehr muss sich an den finanziellen Möglichkeiten der Kommunen orientieren. Der Verhältnismäßigkeitsgrundsatz gilt für die kommunale Verwaltung ebenso wie für die staatliche Verwaltung.

Es steht zur Überzeugung des 1. Untersuchungsausschusses fest, dass es sich für Anlagenbetreiber nicht lohnt, zusätzlich Brände in seiner Anlage zu legen, oder nicht ausreichend dafür Vorsorge zu treffen, um zukünftige Brände zu verhindern. Hiergegen sprechen bereits die Angaben, die im Rahmen der Ausschusstätigkeit zum Versicherungsschutz erhoben wurden. Dieser Versicherungsschutz ist in ganz Deutschland sehr teuer und von qualifizierten Vorsorgemaßnahmen abhängig.

Der Zeuge Uwe Schuster ist Brandschutzingenieur für ein Versicherungsunternehmen. Er erklärte, dass Recyclingbetriebe keine Betriebe seien, die gerne versichert würden. Die Versicherer seien schon sehr vorsichtig. Es würden relativ hohe Selbst-

behalte vereinbart. Die Prämien seien für Recycler nicht wirklich günstig, wenn man sich die Prämienentwicklung bei anderen Betriebsarten ansehe. Einige Versicherungsgesellschaften hätten sich aus dem Recyclingsegment vollständig zurückgezogen. Der Grund hierfür liege in den vermehrt auftretenden Bränden in Recyclinganlagen in Deutschland. Eine auffällige Häufung von Brandereignissen in Sachsen über den bundesweiten Trend sei dagegen nicht zu verzeichnen. Die Versicherung würde dem Anlagenbetreiber neben den behördlichen Auflagen weitere Auflagen zum vorbeugenden Brandschutz erteilen. Komme es zu einem Schadensfall, werde genau nachgeprüft, ob der Anlagenbetreiber die entsprechenden Auflagen erfüllt habe. Eine warme Sanierung mache keinen Sinn.

Der Zeuge Dr. Steffen Sichert bestätigte die Aussagen des Zeugen Uwe Schuster an Hand mehrerer Beispiele.

Der Zeuge Heinz Böhmer war Geschäftsführer der ENEBA und der Kreiswerke Delitzsch sowie mehrerer Tochterunternehmen. In seiner Zeugenaussage berichtete er von drei Brandereignissen, der Schadenshöhe und den nachfolgend erforderlichen Baumaßnahmen, um weitere Brände zu verhindern.

Alleine die Auflistung der Schadensfälle und der anschließend erforderlichen technischen und räumlichen Verbesserungen sowie der höheren Kosten für den Versicherungsschutz legen überzeugend dar, dass ein Anlagenbetreiber ein großes Eigeninteresse hat, in seiner Anlage Brände zu vermeiden.

Darüber hinaus führt ein Brandereignis regelmäßig zu einem längerfristigen Anlagenstillstand. Eine vorsätzliche Brandstiftung durch einen Unternehmer, der langfristig am Markt bleiben will, gefährdet seine zukünftige Geschäftstätigkeit erheblich, da er in der „Wiederaufbauphase“ keine neuen Aufträge annehmen kann und sich seine Kunden bei Wiederaufnahme des Geschäfts u.U. anderweitig orientiert haben. Dies wird durch die Zeugenaussagen bestätigt.

Der Zeuge Dr. Sickert erklärte überzeugend, es gebe keinen Abfall, dessen Eigenschaften man zu einem wirtschaftlichen Vorteil durch Feuer verändern könne. Auch Baumischabfälle oder Holz würden dazu nicht taugen. Betriebswirtschaftlich entstehe einem immer ein Schaden. In dem Zeitraum des Wiederaufbaus (bei ihm fast ein ganzes Jahr), könne man sich nicht an Ausschreibungen beteiligen. Nur alle drei Jahre würden solche Vergaben stattfinden.

Der 1. Untersuchungsausschuss der 5. Wahlperiode ist zur Überzeugung gekommen, dass Brände in Abfall- und Recyclinganlagen in Sachsen nicht zu 100 Prozent vermieden werden können, dass sie aber auch mit Hilfe von staatlichen und kommunalen Maßnahmen soweit als möglich verhindert, eingeschränkt und bekämpft werden. Der Staat und die Kommunen leisten einen großen finanziellen und personellen Beitrag, um den Problemen in diesem Bereich Herr zu werden. Den staatlichen und kommunalen Behörden ist kein fehlerhaftes Verhalten vorzuwerfen. Im Gegenteil, sie haben jeweils frühzeitig die Schlüsse aus den Brandereignissen gezogen, um weiteren Schaden und Gefährdungen der Bevölkerung zu minimieren.

II. Komplex:
Mechanisch-Biologische Abfallanlage (MBA) Cröbern
Planung / Dimensionierung / Entwicklung / Strukturen / Betrieb / Sanierung

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte unter anderem den Auftrag, zu untersuchen, ob die Zentraldeponie Cröbern und die mechanisch-biologische Abfallbehandlungsanlage (MBA) in Cröbern überdimensioniert und dies bereits in der Planungsphase der Anlage erkennbar gewesen wäre. Darüber hinaus sollte der Ausschuss sich der Frage widmen, ob die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem Zweckverband Abfallwirtschaft Westsachsen (ZAW) und dem Landkreis Delitzsch sowie der Entsorgungsvertrag zwischen den Kreiswerken Delitzsch GmbH und der WEV nicht in wirtschaftlichen Interessen des Abfallzweckverbandes ZAW insbesondere der Stadt Leipzig entsprochen habe und ob die Staatsregierung wesentlich auf den Vertragsschluss Druck ausgeübt habe. Weiterhin sollte der Untersuchungsausschuss klären, ob die Kreiswerke Delitzsch GmbH entgegen den im oben genannten Entsorgungsvertrag getroffenen Festlegungen rein von der Anlagekapazität nicht in der Lage gewesen war und ist, die angestrebte thermische Verwertung der heizwertreichen Fraktion aus der Abfallbehandlung gemessen am Aufkommen/maximalen Aufkommen im erforderlichen Umfang durchzuführen.

Der 1. Untersuchungsausschuss hat nach einer Besichtigung der Anlage in Cröbern, der Anhörung zahlreicher Zeugen sowie der Sichtung zahlreicher Unterlagen festgestellt, dass sowohl die Zentraldeponie Cröbern als auch die MBA am gleichen Standort nicht überdimensioniert sind.

Weiterhin hat der Untersuchungsausschuss festgestellt, dass die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen ZAW und dem Landkreis Delitzsch sowie der Entsorgungsvertrag zwischen den Kreiswerken Delitzsch GmbH und der WEV bei Vertragsschluss den wirtschaftlichen Interessen des Abfallzweckverbandes ZAW insbesondere der Stadt Leipzig, entsprochen haben. Die Staatsregierung und das zuständige Regierungspräsidium haben keinen Druck auf das Zustandekommen der beiden Verträge ausgeübt.

Nach der Sichtung der Unterlagen und der Anhörung der Zeugen gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass die Kreiswerke Delitzsch GmbH rein von der Anlagenkapazität nicht in der Lage gewesen wäre und ist, die angestrebte thermische Verwertung der heizwertreichen Fraktion aus der Abfallbehandlung, gemessen am Aufkommen/maximalen Aufkommen im erforderlichen Umfang durchzuführen.

Der Vorwurf, die Zentraldeponie Cröbern sei zu groß dimensioniert, hat sich als haltlos erwiesen. Aus heutiger Sicht hat die Deponie noch eine Laufzeit bis zum Jahre 2025 also insgesamt 30 Jahre Ablagerungszeitraum für die Region Westsachen. Die Abfallentsorgung ist damit sichergestellt. Bereits bei der Konzeption der Anlage wurde der Anspruch an höchste Sicherheitsanforderungen gestellt und eingehalten.

Der Zeuge Holger Bauerfeind war seit 1995 im Dienste des ZAW, am Ende als Geschäftsleiter. Zur Dimensionierung und Planung erklärte Herr Bauerfeind dem Ausschuss überzeugend, dass die Zentraldeponie Cröbern nach der technischen Anleitung Abfall gebaut sei. Die Abdichtungssysteme würden einer Deponie der Klasse III entsprechen und seien so konzipiert, geplant und gebaut worden, dass Abfall der Deponieklasse III deponiert werden konnte. Die Deponie sei nicht laufzeitabhängig, sondern verfüllabhängig. Mittlerweile sei sie zu mindestens 50 Prozent verfüllt. Aus heutiger Sicht habe sie noch eine Laufzeit etwa bis zum Jahre 2025.

Er sei der Meinung, dass die Zentraldeponie Cröbern zusammen mit der MBA nach wie vor eine der Vorzeigeanlagen in Deutschland oder europaweit sei und dass man normalerweise stolz sein müsse, so eine mustergültige Deponie und MBA zu haben. Sie sei eine ordnungsgemäße Anlage, die auch sehr vorbildlich arbeite. Insgesamt sei es besser, die entstehende heizwertreiche Fraktion einer ordnungsgemäßen Weiterverarbeitung und einem ordnungsgemäßen Einsatz zuzuführen, als den Müll nur einfach zu verbrennen, damit er weg sei. Abfall sei einfach zu wertvoll, um nur verbrannt zu werden.

Selbst die anfänglichen Anfangsschwierigkeiten sprechen nicht gegen die positive Einschätzung der Zentraldeponie Cröbern als auch der mechanisch-biologischen Abfallbehandlungsanlage.

Den Schwierigkeiten wurden mit Hilfe eines Sanierungskonzeptes im Jahr 2006 begegnet. Der Zeuge Bauerfeind erklärte schlüssig, dass ab September 2006 ein externer Sanierer bestellt worden sei, der sehr gewissenhaft, sehr „filigran“ die WEV untersucht und dabei die 40 WEV-internen Projekte definiert habe. Bereits Ende 2006 seien erste positive Auswirkungen bemerkbar gewesen. Die Arbeit des Sanierers sei dann ab April 2007 durch ihn, den Zeugen Bauerfeind, fortgesetzt worden.

Der Vorwurf, die MBA in Cröbern sei zu groß dimensioniert, hat sich nicht bestätigt. Im Gegenteil, die MBA ist eine Investition in die Gegenwart und in die Zukunft. Bei knapper werdenden Ressourcen und sinnvoller Weiterverarbeitung von Müll wird diese Art der Behandlung von Müll als Wertstoffe immer stärker in den positiven Blickpunkt der Öffentlichkeit gelangen.

Der Zeuge Dr. Ulrich Rößger war von 1995 bis Ende 2011 technischer Leiter in der WEV. In seiner Aussage vor dem Untersuchungsausschuss legte er überzeugend dar, wie die Vorbereitung, Planung, Errichtung und Inbetriebnahme der MBA erfolgt sei. Dazu habe auch die Genehmigung für ein Zwischenlager für den MBA-Input gehört. Die Anlage entspreche den technischen Anforderungen. Dies sei auch durch den Vizepräsidenten der Deutschen Gesellschaft für Abfallwirtschaft, Herrn Prof. Klett, bestätigt worden. Prof. Faulstich, Vorsitzender des Sachverständigenrates für Umweltfragen der Bundesregierung habe in einem Gutachten erklärt, dass die MBA Cröbern in allen Bereichen dem Stand der Technik entspreche und die gesetzlichen Vorschriften und Grenzwerte sicher einhalte.

Der Zeuge Prof. Dr. Klaus Fricke ist zur Frage der Dimensionierung der MBA in Cröbern auf der Basis der damals vorliegenden abfallwirtschaftlichen Erkenntnisse angehört worden. Er versicherte dem Ausschuss glaubhaft, dass, wenn man eine MBA baue mit dem Ziel, auch ein Teilstrom auf die Deponie zu bringen, dann der Standort Cröbern genau der richtige gewesen sei, um letztendlich logistische Vorteile zu nutzen. Die Technik habe dem damaligen Standard entsprochen. Irgendwelche Dinge, die den Vorwurf rechtfertigen würden, die MBA Cröbern sei überdimensioniert, seien ihm in keiner Weise bekannt geworden.

Abschließend hat der Zeuge Prof. Dr. Fricke überzeugend dargelegt, er sei in der Tendenz fest davon überzeugt, dass diejenigen, die ursprünglich die Idee gehabt hätten, aus Abfällen Brennstoffe zu erzeugen, irgendwann Recht bekommen würden. Das sei schlicht und einfach abhängig von der Entwicklung des Ölpreises und der Konkurrenz der Energien. Die heizwertreichen Fraktionen würden abgeschöpft, der Müll werde immer energieärmer werden. Vor diesem Hintergrund würden mechanisch-biologische Restabfallbehandlungsanlagen eine ganz neue Aufgabe bekommen, dass sie überhaupt erstmal den Abfall so konditionieren, dass er vernünftig

brennen könne. Nicht die Verbrennung stehe an erster Stelle, sondern ganz klar die stoffliche Verwertung. Das sei der Paradigmenwechsel, der mittlerweile auch politisch seines Wissens unumstritten sei.

Die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem ZAW und dem Landkreis Delitzsch kam nicht auf Druck der Staatsregierung bzw. des zuständigen Regierungspräsidiums zustande. Dies haben sowohl der Zeuge Schaude, Jurist der Kommunalaufsicht beim Regierungspräsidium Leipzig, als auch der Zeuge Ulrich Fiedler, seinerzeit Umweltdezernent im Landratsamt Nordsachsen, dem Ausschuss glaubhaft versichert.

Der Zeuge Dieter Schaude war für die kommunalaufsichtliche Genehmigung der öffentlich-rechtlichen Zweckvereinbarung zuständig. Er erklärte überzeugend, dass nach seiner Erinnerung bei ihm zu keiner Zeit, also weder in Besprechungen noch aus einschlägigen Unterlagen noch in sonstiger Weise der Eindruck entstanden sei, dass irgendjemand Druck auf den ZAW oder den Landkreis Delitzsch zum Abschluss dieser Zweckvereinbarung ausgeübt habe. Er sei seinerzeit immer davon ausgegangen, dass die Zweckvereinbarung von beiden Partnern gewollt gewesen sei. Es hätte für jede Vertragsseite bis zum Inkrafttreten der Zweckvereinbarung jederzeit die Möglichkeit bestanden, ihre Meinung zu ändern und einen anderen Weg einzuschlagen. Ein Zwang zum Abschluss dieser Vereinbarung habe es nach seiner Kenntnis nicht gegeben. Die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung sei aus seiner Sicht freiwillig und ohne Anhaltspunkte für einen Druck auf die Vertragspartner zustande gekommen. Auch er selbst sei nicht von irgendjemand in irgendeiner Weise unter Druck gesetzt oder zu irgendeiner bestimmten rechtsaufsichtlichen Entscheidung gedrängt worden.

Diese Ansicht wurde vom Zeugen Ulrich Fiedler bestätigt. Er hat diese Vereinbarung für den Landkreis Delitzsch mitverhandelt. Er erklärte überzeugend, dass die Zweckvereinbarung von beiden Seiten gewollt worden sei. Der Landkreis habe sich davon versprochen, dass sein kreiseigenes Unternehmen, die Kreiswerke Delitzsch GmbH, auch für die Zukunft eine sichere Basis für die Herstellung von heizwertreicher Fraktion haben werde. Irgendwelcher Druck seitens des Regierungspräsidiums sei nicht ausgeübt worden.

Auch der Zeuge Bauerfeind bestätige dies dem Ausschuss. Es habe keinerlei Druck von der Staatsregierung oder vom Regierungspräsidenten Leipzig gegeben, eine öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung abzuschließen. Die öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung zwischen dem Landkreis Delitzsch und dem ZAW sei wirklich auf freiwilliger Basis zustände gekommen. Sie sei so zu sagen der öffentliche Überbau zu den privatrechtlichen Verträgen zwischen den Beauftragten Dritten, sprich der Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft für den Zweckverband und die Kreiswerke Delitzsch für den Landkreis Delitzsch gewesen.

Die Aussagen der drei Zeugen sind glaubhaft. Sie stammen von Personen, die die Vorgänge aus unterschiedlichen Positionen und Interessenlagen erlebt haben. Sie sind übereinstimmend zum gleichen Ergebnis gekommen. Die Vereinbarung lag im gegenseitigen Interesse der Vertragspartner und ist nicht auf Einfluss der Staatsregierung zurückzuführen. Die gesetzliche Regelung, eine öffentlich-rechtliche Zweckvereinbarung durch die Kommunalaufsicht genehmigen zu lassen statt eine abfallrechtliche Genehmigung vorzusehen, hat sich an Hand dieses Falls bestätigt.

In der Anhörung, der mit der Angelegenheit befassten Zeugen, ergaben sich keinerlei Hinweise darauf, dass die Kreiswerke Delitzsch GmbH rein von der Anlagenkapazität

nicht in der Lage gewesen wäre, die angestrebte thermische Verwertung der heizwertreichen Fraktionen aus der Abfallbehandlung, gemessen am Aufkommen/maximalen Aufkommen, im erforderlichen Umfang durchzuführen.

Dieser Auffassung widerspricht auch nicht die Auflösung der vertraglichen Beziehungen zwischen den Beteiligten der Zweckvereinbarung. Verträge werden auch im allgemeinen Rechtsverkehr geschlossen und wieder aufgelöst, wenn die Ziele der Vertragsschließenden nicht mehr übereinstimmen.

Der Untersuchungsausschuss hat die Fragen der „Überdimensionierung“ und des „staatlichen Zwangs“ exemplarisch am Beispiel Cröbern untersucht. Er hat keinerlei Hinweise darauf gefunden, dass die gesetzlichen Regelungen nicht eingehalten worden wären oder dass bei der Planung derartiger Anlagen staatliche oder kommunale Fehler passiert wären.

III. Komplex
Westsächsische Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) Cröbern – Import italienischer Abfälle

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte unter anderem die Aufgabe, zu überprüfen, ob es Mängel und Versäumnisse bei der Zulassung und Überwachung von Abfallimporten nach und durch Sachsen und den daraus resultierenden Gefahren für Menschen und Umwelt gegeben habe. Dies sollte am Beispiel der Überprüfung des Importes italienischer Abfälle zu der mechanisch-biologischen Abfallanlage MBA Cröbern untersucht werden.

Der 1. Untersuchungsausschuss hat nach der Anhörung zahlreicher Zeugen festgestellt, dass es keine Mängel und Versäumnisse bei der Zulassung und Überwachung von Abfallimporten nach und durch Sachsen und daraus resultierenden Gefahren für Mensch und Umwelt anhand des Beispiels der MBA Cröbern gegeben hat.

Der Bau einer Abfallentsorgungsanlage durch einen privaten Unternehmer ist ein Geschäftsvorgang, den es zu tausenden bisher gegeben hat: Ein Unternehmer hat eine Vorstellung von der Gründung eines Abfallentsorgungsunternehmens. Mit Hilfe von Planungen, behördlichen Erlaubnissen setzt er diese Idee um. Damit das Geschäft wirtschaftlich betrieben werden kann, ist er auf Kunden angewiesen. Es ist selbstverständlich, dass ein Unternehmer Kunden braucht. Und es ist auch selbstverständlich, dass er hierfür Akquise betreiben muss. Diese Akquise ist in der heutigen Zeit nicht nur auf das unmittelbare Umfeld beschränkt, sondern auch, wenn erforderlich, auf internationale Kunden ausgerichtet. Nichts anderes hat im Grundsatz die MBA Cröbern getan. Zu glauben, dass Abfälle der heutigen Industriegesellschaft auf Großvaters Komposthaufen entsorgt werden können, ist naiv. Aus diesem Grunde gibt es eine Reihe von gesetzlichen Vorgaben, die von den Behörden zu überprüfen sind. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass die staatlichen Behörden in Sachsen nicht die ihnen zugewiesenen Aufgaben zur Zufriedenheit erledigt hätten. Es gibt auch keinerlei Hinweise darauf, dass bei Kenntnis von Missständen staatliche Behörden, soweit erforderlich, nicht unverzüglich eingegriffen hätten.

<u>Im Einzelnen:</u>

Der Zeuge Holger Bauerfeind hat vor dem Untersuchungsausschuss überzeugend dargelegt, dass die Westsächsischen Entsorgungs- und Verwertungsgesellschaft mbH (WEV) auf Umweltmessen, unter anderem auch in Rimini, tätig geworden sei,

um Abfälle für die Entsorgung und/oder Behandlung in Cröbern zu akquirieren. Aus diesem Grunde habe die WEV eine eigenständige Akquisitionsabteilung.

Der Zeuge Günther Lohmann war im Zeitraum 2003 bis 31. Januar 2009 Geschäftsführer der WEV. Er erklärte glaubhaft, bezüglich der italienischen Abfälle seien sie von der italienischen Handelskammer angesprochen worden, ob aufgrund der Notfallsituation in Italien Abfälle zur Behandlung übernommen werden könnten. Ansprechpartner in Italien, über den dann auch die Verträge zustande gekommen seien, sei die Firma Ecolog mit Sitz in Rom gewesen, eine hundertprozentige Tochter der italienischen Staatseisenbahnen. Diese sei vom italienischen Notstandskommissariat dazu eingesetzt worden, im europäischen Bereich nach Behandlungskapazitäten für Abfälle zu suchen, die in Italien nicht zu bearbeiten gewesen seien.

Der Ex- und Import von Abfällen über Ländergrenzen hinweg ist rechtlich sehr genau geregelt. Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass die staatlichen Stellen ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen wären.

Um Abfall zu verbringen, sind Notifizierungen erforderlich. Der Zeuge Ingo Arlt ist seit 2008 in der Landesdirektion Sachsen tätig. Er ist dort zuständig als Referatsleiter für den Bereich Abfall, Altlasten, Bodenschutz und Grundwasser. Er erläuterte glaubhaft, das Referat gliedere sich in drei Sachgebiete mit 26 Mitarbeitern, davon seien acht Beschäftigte des Höheren Dienstes. Jedes Sachgebiet werde von einem Mitarbeiter des Höheren Dienstes geleitet. Er legte überzeugend dar, wie das Notifizierungsverfahren gesetzlich geregelt ist. Unter dem Begriff „Notifizierungsverfahren“ sei bei wörtlicher Übersetzung ein Anzeigeverfahren zu verstehen. Faktisch handele es sich um einen Antrag auf Genehmigung zur Verbringung von Abfällen zwischen Staaten. Es sei jeweils eine Einzelfallentscheidung, die anhand bestimmter Kriterien vorzunehmen sei. Es stehe fest, dass die Abfallverbringung genehmigt werden müsse. Der Notifizierende habe die dafür erforderlichen Unterlagen zusammenzustellen. Im Anhang 2 der seit dem 12. Juli 2007 gültigen Abfallverbringungsverordnung seien diese Unterlagen ganz exakt vorgegeben. Dieser Anhang werde von den jeweiligen Bearbeitern im Referat quasi als Checkliste genutzt. Besonders wichtige Unterlagen seien das Notifizierungsformular mit Angaben zu den Akteuren, also dem Notifizierenden, dem Empfänger, dem Erzeuger oder dem Entsorger, die Art und Menge des Abfalls sowie Anzahl und Zeitraum der Verbringung und das Entsorgungsverfahren. Weiterhin müssten vorgelegt werden: Das Begleitformular, die Sicherheitsleistung, eine Deklarationsanalyse oder eine Abfallcharakterisierung, die Transportroute, eine Liste der Transporteure sowie die Genehmigung der entsprechenden Entsorgungsanlage. Eine Besonderheit der Notifizierungen sei, dass es nicht nur eine Genehmigungsbehörde, sondern mindestens zwei, nämlich die Versandortbehörde und die Bestimmungsortbehörde sowie ggf. die Genehmigungsbehörde des jeweiligen Transitlandes gebe. Die Bescheide könnten mit Auflagen erteilt werden und würden nach maximal einem Kalenderjahr erlöschen. Bei Einschaltung einer Transitbehörde sei die Verbringung erst dann zulässig, wenn kumulativ die schriftliche Zustimmung der drei Behörden vorliege. Dem Notifizierungsverfahren als sogenannte Vorabkontrolle schließe sich dann das Begleitformularverfahren an, das der Landesdirektion ermöglichen solle, den Verbleib der nach Sachsen erbrachten Abfälle zu kontrollieren. Die eingehenden Begleitformulare würden in der Landesdirektion durch einen Abgleich mit den Angaben im Notifizierungsbescheid geprüft. Neben dieser geschilderten Überwachung am Schreibtisch würde in Sachsen auch eine Überwachung entlang des Abfallstromes stattfinden. Dafür seien in den Entsorgungsanlagen die Unteren Abfallbehörden entsprechend ihrer regionalen Zuständigkeit verantwortlich. Darüber hinaus würden das Bundesamt für Güterverkehr, die Zolldienststellen sowie die Poli-

zei auch während des Transports Kontrollen durchführen. Verstöße und Auffälligkeiten würden von diesen Behörden an die Landesdirektion als zuständige Vollzugsbehörde für die EG-Abfallverbringungsverordnung gemeldet. Die Landesdirektion prüfe anschließend, ob eine illegale Verbringung vorliege. Handele es sich um eine illegale Abfallverbringung, habe der Notifizierende auf Veranlassung der Versandortbehörde die Abfälle zurückzunehmen. Weiterhin sei bei einer Notifizierung, die mehrere Verbringungen abdecke, durch die Bestimmungsortbehörde, also in diesem Fall durch die Landesdirektion Sachsen, ein Anlieferungsstopp auszusprechen und der Widerruf der Notifizierung zu prüfen. Außerdem sei umgehend die Staatsanwaltschaft zu informieren, da der Verdacht auf einen Straftatbestand bestehen könne.

Zu den Voraussetzungen für die Verbringung von Abfall erklärte der Zeuge Günther Lohmann überzeugend, dass bei der Notifizierung die Anlage für die beantragte Abfallart zugelassen sein müsse. Der Abfall müsse also im Positivkatalog der Genehmigung vorhanden sein. Des Weiteren müsse nachgewiesen werden, dass die Kapazitäten für die Abfallart und die beabsichtigten Mengen zur Anlieferung tatsächlich auch vorhanden seien. Weiter müssten die technologischen Abläufe und die Verwertungsquoten aufgeführt werden. Auch müsse die wirtschaftliche Basis gegeben sein, dass also der entsprechende Geldaustausch stattfinden könne. Das bedeute also, dass der Gesamtauftrag in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht komplett abgewickelt werden könne.

Bei der Anlieferung von italienischen Abfällen aus Corridonia mit der Abfallschlüsselnummer 19 02 04 wurde festgestellt, dass die Abfälle von italienische Seite falsch deklariert worden waren. Diese Falschdeklarierungen wurden von der WEV bei der Überprüfung selber festgestellt.

Der Zeuge Günther Lohmann legte überzeugend dar, dass die WEV über eine sehr weit ausgebaute Abfallkontrolle verfüge und die vom Gesetzgeber und in der Genehmigung vorgegebenen Kontrollmaßnahmen sowie auch die Prüfung durch externe Prüfbüros vorgenommen habe.

Der Zeuge Dr. Paolo Sirleo von der Staatsanwaltschaft Reggio Calabria erklärte in seiner Zeugenvernehmung, dass die Entsorgung der Abfälle aus Corridonia in Sachsen nur möglich gewesen sei aufgrund von in Italien gefälschten Analysen und Charakterisierungen der Abfälle. Die vom Hersteller in Corridonia vergebene Abfallschlüsselnummer sei nicht zutreffend gewesen, da die Abfälle nicht behandelt worden seien und deshalb auch diese Schlüsselnummer nicht hätten erhalten dürfen. Die Fälschungen seien anhand der Eigenkontrollen festgestellt worden, die auf der Anlage in Cröbern stattgefunden hätten. Aufgrund der in Cröbern vorgenommenen Kontrollanalysen sei in der Anlage in Corridonia extra eine Probe für die Analyse zur Verfügung gestellt worden, deren DOC-Wert unter dem gesetzlich Zugelassenem gelegen habe, um diese Analysen zu umgehen. Damit seien die Analysezertifikate eindeutig mit falschen Werten, also unter falschen Voraussetzungen hergestellt worden. Das habe natürlich Auswirkungen auf die internationalen Notifizierungen gehabt, die entsprechenden Dokumente hätten nicht der Wahrheit entsprochen. Die Deponie in Cröbern habe die Genehmigung zur Aufnahme von Abfällen mit der Schlüsselnummer 19 02 04 gehabt. Corridonia hätte diese Abfälle auch herstellen können und dürfen, wenn die Anlage richtig funktioniert hätte. Daraus ergebe sich, dass die Abfalllieferungen formal richtig gewesen seien. Gegenüber deutschen Beamten seien keine Verantwortlichkeiten festgestellt worden, weil die Unterlagen in Ordnung zu seien schienen. Die durch diesen Sachverhalt entstandenen Unregel-

mäßigkeiten, dass die italienischen Unternehmer die Deutschen betrogen und hintergangen hätten, seien erst bei Kontrollen festgestellt worden.

Die Änderungen auf den Notifizierungsdokumenten geben keinerlei Anlass, den staatlichen Behörden Fehlverhalten vorzuwerfen.

Der Zeuge Ingo Arlt erläuterte anhand der Änderungen in den Feldern 9 und 16 der amtlichen Notifizierungsdokumente sehr klar und deutlich die Vorgehensweise in der Verwaltung. Seines Wissens nach sei es international gängige Verwaltungspraxis, im laufenden Notifizierungsverfahren, also auch noch nach Herausgabe der Empfangsbestätigung, behördliche Änderungen oder Ergänzungen auf den amtlichen Notifizierungsdokumenten vorzunehmen und entsprechend kenntlich zu machen. In Sachsen würde diese Kennzeichnung durch ein Dienstsiegelabdruck in dem entsprechenden Feld des Notifizierungsformulars vorgenommen. Es sei auf jeden Fall immer erkennbar, wenn die Notifizierungsbehörde Änderungen vorgenommen habe, denn das Formular werde immer im Original eingereicht und dann weitergeleitet.

Diese Aussage wurde durch den Zeugen Jens Vierling, Regierungsamtsinspektor in der Landesdirektion Dienststelle Dresden, bestätigt. Zu den angesprochenen Änderungen erklärte er, dass an den Änderungen nichts zu beanstanden gewesen sei. Auf jeden Fall könne man die Änderungen ordentlich nachvollziehen.

Die WEV in Cröbern hat Teile des Abfalls 19 05 01 aus Italien entgegen den Notifizierungen nach Naundorf zu der Sortierungs- und Vermarktungsgesellschaft (SVG) in Sachsen-Anhalt abgesteuert. Dies entsprach nicht den gesetzlichen Vorschriften. Die staatlichen Behörden in Sachsen haben den Vorgang ermittelt und die Staatsanwaltschaft hat entsprechend reagiert. Ein Fehlverhalten staatlicher Behörden ist daraus nicht herzuleiten.

Der Zeuge Holger Bauerfeind erläuterte dem Ausschuss, wie es zu dieser Absteuerung kam. Die Genehmigung für eine Schreddersiebkombination auf dem Plateau der Zentraldeponie Cröbern sei nur befristet gewesen. Eine Verlängerung der Genehmigung sei nicht genehmigt worden. Die Anlage einer Schreddersiebkombination sei zunächst von der SVG geliehen gewesen und habe wieder zurückgebracht werden müssen. Zunächst habe man innerbetrieblich verschiedene Möglichkeiten eruiert. Danach habe man externe Möglichkeiten gesucht. Daher hätten sie einen Teil des Siedlungsabfalls 19 05 01 aus Italien nach Naundorf geliefert. Dort habe bei der SVG die vorher ausgeliehene und nun wieder zurückgebrachte Anlage gestanden. Auch wenn im Notifizierungsdokument die WEV in Cröbern als Bestimmungsort angegeben sei, warum solle man eine eigene Anlage nicht exterritorial betreiben? Die §§ 9/13 des Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetzes würden eine solche Möglichkeit eröffnen.

Er müsse allerdings einräumen, dass Herr Lohmann und er als Geschäftsführer hier nicht aufgepasst hätten. Man mache eben Fehler. Aufgrund dieses Sachverhaltes habe die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet, das mittlerweile gemäß § 153 a StPO nach Zahlung einer Geldauflage am 19. Juli 2011 eingestellt worden sei.

Dieser Vorgang wurde durch den Zeugen Ingo Arlt bestätigt. Die Landesdirektion Dresden habe von der WEV im Zusammenhang mit einem anderen Verwaltungsverfahren ein 52 Seiten starkes Gutachten einer Kanzlei erhalten, in deren Abschnitt 3.1.1. die Fremdabsteuerung von Abfällen von der WEV zur SVG in Sachsen-Anhalt beschrieben worden sei. Dieses Gutachten sei der Landesdirektion von der WEV am

12. November 2008 übersandt worden. An diesem Tag sei somit die Information über die Fremdabsteuerung erstmals in den Geschäftsbereich der Landesdirektion Dresden gelangt. Weiterhin habe die Landesdirektion Dresden am 1. Dezember 2008 per Email durch das SMUL den konkreten Hinweis auf die Fremdabsteuerung bekommen. Bei der Prüfung des Sachverhalts seien zwei Aspekte relevant gewesen. Zum einen, dass die Fremdabsteuerung nicht durch die Notifizierungsbescheide gedeckt gewesen und nach Auffassung der Landesdirektion als illegal anzusehen gewesen sei und zum anderen, dass die WEV auf den Begleitformularen neben der Annahme der Abfälle auch ausdrücklich deren Verwertung bestätigt habe. Bereits mit Schreiben vom 19. Dezember 2008 sei die zuständige Staatsanwaltschaft über den Verdacht in Kenntnis gesetzt worden, dass es sich bei der Fremdabsteuerung der besagten Abfälle um einen Straftatbestand nach § 326 Abs. 2 StGB handeln könne. So ein extremer Fall wie der vorliegende der WEV sei für ihn nach seinem Kenntnisstand singulär. Ihm sei in der Form kein weiterer Fall bekannt geworden.

Die Behauptungen des Zeugen Frank Lehmann, ehemals Mitarbeiter bei der WEV, hinsichtlich der Reparatur der zwei RTO-Öfen und der Ablagerung unbehandelten Abfalls aus Italien konnten vom Ausschuss nicht bestätigt werden.

Der Zeuge Dr. Rößger, technischer Leiter der WEV, erklärte vor dem Ausschuss überzeugend, dass die MBA Cröbern 2007 und 2008 technisch und technologisch in der Lage gewesen sei, aufgrund des Standes der Anlagentechnik die italienischen Abfälle ordnungsgemäß dem Stand der Technik entsprechend zu verwerten. Allerdings führten die genannten logistischen und genehmigungsrechtlichen Randbedingungen zur Absteuerung bestimmter Teilmengen zur Behandlung durch einen Dritten (SVG s.o.).

Wie Herr Lehmann selber eingestanden habe, habe er, Herr Lehmann, nie auf dem Berg – so habe er die Deponie bezeichnet – gestanden, um seine Behauptung zu bestätigen, Abfälle seien unbehandelt auf die Deponie gebracht worden. Es habe sehr umfangreiche behördliche Kontrollen in einer Größenordnung gegeben, wie sie sicherlich in Deutschland nicht ganz üblich gewesen waren. Das gelte insbesondere für die Jahre 2008 und 2009. Die Kontrollen hätten sich auf alle Bereiche bezogen. Sie hätten sogar einmal 14 Tage zwei Mitarbeiter der Behörde bei sich gehabt.

Auch die Aussagen des Zeugen Andreas Windolph vom Bundeskriminalamt, in der Gruppe Finanz- und Wirtschaftskriminalität, er gehe bei seiner Bewertung zu 90 Prozent davon aus, dass 106.000 Tonnen Siedlungsabfälle aus Kampanien aus dem WEV-Geschäft illegal nach Sachsen-Anhalt auf der Deponie Freyburg-Zeuchfeld entsorgt worden seien, konnten durch den Ausschuss mangels Beweisen nicht bestätigt werden. Herr Windolph erklärte selbst, es seien teilweise noch schwebende Verfahren.

Im Übrigen ist festzuhalten, dass die WEV in Cröbern nicht nur berechtigt war und ist, Abfälle der Deponieklasse II entgegenzunehmen, sondern seit September 2007 darüber hinaus berechtigt ist, Abfälle der Deponieklasse III entgegenzunehmen.

Herr Dr. Joachim Wuttke ist zuständiger wissenschaftlicher Fachgebietsleiter im Umweltbundesamt. Er legte vor dem Ausschuss überzeugend dar, dass die Koordinierung zwischen diesen Behörden in Dresden, sprich in Sachsen, einigermaßen funktioniere. Da habe er einen relativ guten Eindruck von der Kooperation der unterschiedlichen Behörden. Konkrete Erkenntnisse darüber, ob das geltende europäische Abfallverbringungsrecht besonders in Sachsen mit krimineller Energie unter Ausnutzung gesetzlicher Lücken oder Mängel in der Notifizierungspraxis und der

Überwachung umgangen werde, würden ihm nicht vorliegen. Das gelte auch für die Frage nach der Leistungsfähigkeit der sächsischen Verwaltung nach der Verwaltungsreform im Hinblick auf eine wirksame Kontrolle von Abfallimporten und –exporten und der Verwertung und Deponierung.

Der Untersuchungsausschuss kam nach der Anhörung zahlreicher Zeugen zu folgendem Schluss:

Die sächsischen Behörden haben die ihnen zugewiesenen Aufgaben so erledigt, wie es die gesetzlichen Regelungen und Verwaltungsvorschriften vorsehen. Es gibt von Seiten des Untersuchungsausschusses keinerlei Anlass, deren Verhalten zu kritisieren.

IV. Komplex:
S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH (Biotec) in Pohritzsch; Genehmigungen, Prüfungen, Kontrollen

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte weiterhin die Aufgabe zu prüfen, ob das Immobilisierungsverfahren grundsätzlich geeignet ist, mit Schwermetallen belastete Abfälle in ausreichend langzeitstabilisierte und nicht gefährliche Abfälle umzuwandeln.

Nach Anhörung zahlreicher Zeugen stellte der 1. Untersuchungsausschuss fest, dass das Immobilisierungsverfahren gesetzlich erlaubt und geeignet ist, mit Schwermetallen belastete Abfälle in ausreichend langzeitstabilisierte und nicht gefährliche Abfälle umzuwandeln.

Der Zeuge Dr. Günter Kiesel war im April 1999 Leiter der Abteilung Abfall, Altlasten und Bodenschutz im Staatlichen Umweltfachamt Leipzig, der Fachbehörde für das damalige Regierungspräsidium Leipzig und die Landratsämter. Die Fachaufsicht übte das Regierungspräsidium Leipzig aus. Er erklärte, die Firma Biotec habe seit 1999 die immissionsschutzrechtliche Genehmigung zur Errichtung und zum Betrieb einer Abfallbehandlungsanlage, hier eine Abfallimmobilisierungsanlage, erhalten. Die Rechtsvorschriften hätten sich im Laufe der Zeit geändert und seien erhebliche verschärft worden. Seit 2005 habe der Gesetzgeber vorgeschrieben, das ph-stat-Verfahren für die Prüfung der Langzeitstabilität von Immobilisaten, die zur Verwertung z.B. als Deponieersatzbaustoff eingesetzt werden, anzuwenden.

Der Zeuge Prof. Dr. Herrmann Pöllmann ist Professor für Mineralogie und Geochemie an der Martin-Luther-Universität in Halle. Er erklärte dem Ausschuss schlüssig das Verfahren zur Immobilisierung von mit Schwermetall belasteten Abfällen. Er kam dazu zu dem Schluss, das von der Firma Biotec praktizierte SCP-Verfahren sei geeignet und wirksam für die Behandlung schwermetallhaltiger Abfälle. Das SCP-Verfahren der Firma Biotec sei vermutlich patentiert. Ob es günstiger sei als andere, wisse er nicht, es sei sicher nicht billig. Das Niveau sei vielleicht ähnlich. Er wies darauf hin, dass man natürlich versuchen könnte, die Kosten zur drücken. Wenn man zu stark an den Kostenschrauben drehe, könne man die Auslaugdaten nicht mehr einhalten. Er halte das SCP-Verfahren für ein sehr gutes Verfahren, das mit anderen durchaus mithalten könne. Dies gelte auch für die Langzeitstabilität.

Er wies darauf hin, dass er einige Gutachten für die Firma Biotec angefertigt habe. Deren Geschäftsführer Dr. Schmidt sei irgendwann 2007 oder 2008 an sein Institut

gekommen. Sie hätten jeweils Proben von der Firma erhalten und nicht selbst Proben gezogen. Die von Biotec verwendeten Rezepturen seien ihm nicht bekannt.

Diese Aussagen von der grundsätzlichen Geeignetheit der Immobilisierung durch das SCP-Verfahren durch die Firma Biotec und deren Langzeitstabilität werden von Prof. Dr. Peter Schreiter bestätigt. Prof. Dr. Schreiter ist Diplom-Mineraloge und emeritierter Professor für Mineralogie. Er erklärte, dass die Immobilisate als monolithischer Block in der Deponie lägen, das heiße wie eine Art Betonklotz. Sie würden von eindringenden Wässern nicht durchströmt. Sie seien quasi wasserundurchlässig – wie bei normalem Beton oder bei Tonnen. Nach seiner Ansicht sei das Verfahren der Herstellung dieses Immobilisats durchaus geeignet, in Wasser lösliche Schwermetalle zu fixieren. Einmal seien Bodenproben aus anderen Deponien genommen worden, in denen schon über Jahre Stabilisate gelagert worden seien. Man habe festgestellt, dass die Bindung der Schwermetalle nach wie vor stabil gewesen sei.

Der Zeuge Dr. Michael Werner ist Diplomkristallograph und Mitarbeiter der Firma MPA Labor für Materialprüfung und Analyse GmbH in Leipzig. Für die Firma Biotec führte er verschiedene Analysen durch. Sie bestätigten die Aussagen der vorangegangenen Zeugen. Die Proben der Firma Biotec seien überwiegend durch Mitarbeiter von Biotec ins Haus seiner Firma gebracht worden, um zu entscheiden, in welchem Abstand Proben von Bohrkernmaterialien entnommen werden sollten. Bei einer weiteren Probennahme sei er ebenfalls zugegen gewesen, und zwar am 23. August 2006 aus der Deponie Spröda. Eigentlich hätten sie keine Kenntnis gehabt über die Herkunft der Proben. Den eigentlichen Prozess, wie die Firma Biotec die Stabilisierung vornehme, kenne er nicht.

Der Zeuge Dr. Michael Winterstein ist verantwortlicher Mitarbeiter der Firma Dr. Wessling GmbH. Er bestätigte auf Grund von eigenen Untersuchungen die Geeignetheit des Immobilisierungsverfahrens.

Es lässt sich abschließend feststellen, dass alle Zeugen sehr klar vor dem Untersuchungsausschuss geäußert haben, dass das Immobilisierungsverfahren bzw. das SCP-Verfahren der Firma S.D.R. Biotec grundsätzlich geeignet war, Langzeitstabilisate herzustellen. Dass sich die wissenschaftliche Diskussion inzwischen in Teilbereichen anders entwickelt als in den Jahren vorher, widerspricht der Schlussfolgerung nicht. Der Gesetzgeber hat bisher seine Meinung zu diesem Verfahren nicht geändert, das Verfahren bleibt weiterhin erlaubt.

Der Untersuchungsausschuss hatte zu klären, ob die zuständigen Behörden weder bei der erstmaligen Zulassung noch bei späteren Anzeigen, Änderungsgenehmigungen oder der Überwachung des Anlagenbetriebs der S.D.R. Biotec Verfahrenstechnik GmbH in Pohritzsch bezüglich der Immobilisierung von Schadstoffen in Abfällen, die nach den jeweils anzuwenden Rechtsvorschriften oder dem Stand der Technik erforderlichen Prüfungen und Kontrollen nicht oder zu spät angewendet hätten, so dass Gefahren für die Gesundheit von Menschen und für die Umwelt entstanden seien.

Nach der Anhörung zahlreicher Zeugen stellte der 1. Untersuchungsausschuss fest, dass die zuständigen Behörden ihren gesetzlichen Verpflichtungen nachgekommen sind, so dass von einer mangelnden Überwachung nicht gesprochen werden kann.

Der Zeuge Dr. Günter Kiesel versicherte glaubhaft, bis zum Jahre 2008 habe es von Seiten seiner Behörde zahlreiche Überwachungen bei der Firma S.D.R. Biotec gegeben. Nach seinen Informationen seien Abfallbehandlung und –entsorgung ordnungs-

gemäß bzw. schadlos gewesen. Das ergebe sich sowohl aus der Überwachungstätigkeit als auch aus der fachlichen Befassung darüber hinaus. Am 1. August 2008 sei eine Verwaltungsreform in Kraft getreten, in deren Folge die Fach- und Vollzugsaufgaben für die Immobilisierungsanlage der Firma Biotec auf das Landratsamt Nordsachen übergegangen sei. Ihm habe nunmehr die Fachaufsicht oblegen.

Der Zeuge Ulrich Fiedler ist Dezernent und Erster Beigeordneter des Landkreises Nordsachsen. Er erklärte dem Ausschuss, dass am 1. August 2008 die Verwaltungsreform in Kraft getreten sei. Es seien eine Menge Aufgaben vom Regierungspräsidium auf den Landkreis übertragen worden. Weiterhin legt er dem Ausschuss überzeugend dar, der Geschäftsführer der Biotec Dr. Schmidt habe ihm nach dem Übergang der Zuständigkeit ins Gesicht gesagt: „Naja, Herr Fiedler, nehmen Sie es mir nicht übel, das ist Kristallografie. Davon haben Sie doch sowieso keine Ahnung.“. Außerdem habe Herr Dr. Schmidt dazu geneigt, zum Landrat zu rennen, wenn er mit seinem Anliegen bei ihnen nicht durchgedrungen sei. Auf ihn, den Zeugen, und seine Mitarbeiter sei dann aber in keiner Weise irgendwie Druck ausgeübt worden. Der Versuch, über Einflussnahme das Ziel zu erreichen, habe nicht funktioniert.

Der Zeuge Dr. Günter Kiesel erläuterte dem Ausschuss überzeugend, dass es nach dem Übergang der Aufgaben an das Landratsamt Nordsachsen zu zahlreichen Auffälligkeiten bei der Firma Biotec gekommen sei. Daran angeschlossen hätten sich zahlreiche Überwachungen bei der Firma S.D.R. Biotec ergeben. Diese seien jeweils zwischen den staatlichen und den kommunalen Behörden abgestimmt gewesen. Trotz mehrfacher Aufforderung sei die Firma Biotec nicht in der Lage gewesen, den staatlichen und kommunalen Behörden vollständig korrekte Unterlagen vorzulegen.

Der Zeuge Ulrich Fiedler erklärte, dass sie im Zeitraum 3. September 2008 bis 29. Juni 2012 25 Überwachungen durchgeführt hätten, obwohl nur alle zwei Jahre eine Überwachung vorgesehen sei. Insgesamt hätten sie gegenüber Biotec 139 einzelne Maßnahmen, Anordnungen, Bescheide und Auswertungen usw. durchführen müssen. Sie hätten dann nach und nach Personal zusätzlich eingestellt.

Diese Aussagen wurden überzeugend bestätigt durch den Zeugen Bernhard Voll. Er war bis zum 30. Juni 2010 Leiter des Umweltamtes beim Landratsamt Nordsachsen.

Aufgrund der fehlenden Nachweise für die ordnungsgemäße Entsorgung von Abfällen habe das Umweltamt des Landratsamtes Nordsachsen am 22. Januar 2010 eine Untersagungsverfügung erlassen. Da die Firma Biotec dies nicht widerspruchslos hingenommen habe, habe das Landratsamt ein Gutachten in Auftrag gegeben, welches die Position des Landratsamtes bestätigt habe. Am 25. März 2011 habe die Biotec schriftlich erklärt, die Abfallimmobilisierungsanlage für die Behandlung gefährlicher Abfälle nach dem 31. März 2011 nicht mehr zu nutzen.

Aus der Sicht des Ausschusses haben die Zeugen klar dargelegt, dass die staatlichen und kommunalen Behörden alle erforderlichen Schritte getan haben, um die umfangreichen gesetzlichen Regelungen zum Schutz der Bevölkerung durchzusetzen. Der Ausschuss hat keinerlei Zweifel, dass die vorgetragenen Aussagen nicht der Wahrheit entsprechen.

Die gleiche Genauigkeit bei der Durchsetzung des Rechtes durch das Landratsamt erfolgte bei den Vorgängen um die Deponie Spröda und deren Sanierung.

V. Komplex:
Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte die Aufgabe, zu klären, warum es zu Sonderermittlungen bei der S.D.R. Biotec in Pohritzsch gekommen ist, wie die staatlichen und kommunalen Behörden reagiert haben und ob es zur Gefährdung von Menschen und Umwelt gekommen ist.

Der Ausschuss hat nach Anhörung zahlreicher Zeugen festgestellt, dass die staatlichen und kommunalen Behörden auf die Beschwerden der Anwohner der Anlage in Pohritzsch mit entsprechenden Maßnahmen, die im Gesetz vorgeschrieben sind, umfassend reagiert haben. Die von den staatlichen und kommunalen Behörden ergriffenen Maßnahmen haben dazu geführt, dass bei der Firma Biotec Verfahrensabläufe geändert wurden. Dies hat zu einer erheblich geringeren Belastung der Bevölkerung und der Umwelt geführt.

Gegenüber der Firma Biotec wurden von staatlicher und kommunaler Ebene 139 einzelne Maßnahmen, Anordnungen, Bescheide und Auswertungen ergriffen. Im Endeffekt führte die ständige Kontrolle durch die staatlichen und kommunalen Behörden dazu, dass am 22. Januar 2010 eine Untersagungsverfügung gegenüber der Firma Biotec erlassen wurde. Da die Firma Biotec diese nicht widerspruchslos hingenommen hatte, hat die Firma Biotec u.a. auch aufgrund eines vom Landratsamt in Auftrag gegebenen Gutachtens am 25. März 2011 endlich schriftlich erklärt, die Abfallimmobilisierungsanlage für die Behandlung gefährlicher Abfälle nach dem 31. März 2011 nicht mehr zu nutzen.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß erklärte, dass er seit April 2007 das Referat „Anlagenbezogener Immissionsschutz Störfallvorsorge“ im Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft leite. In dieser Funktion hätten sie auch die Fachaufsicht über die Landesdirektion Sachsen – vor der Verwaltungsreform 2008 Regierungspräsidien – auszuüben. Zu dieser Aufgabe gehöre es, dafür zu sorgen, dass das Bundesimmissionsschutzgesetz und die darauf fußenden Vorschriften in Sachsen rechtsfehlerfrei umgesetzt würden. Die Anlagengenehmigungsverfahren würden von den zuständigen nachgeordneten Behörden eigenständig und ohne Selbsteintrittsrecht des Ministeriums ausgeführt. Das heiße, sie könnten von sich aus das Verfahren nicht in die Hand nehmen und den Anlagenbetreiber Auflagen machen. Das sei und bleibe Aufgabe der zuständigen Behörden vor Ort.

Der Zeuge Dr. Norbert Schieß erklärte dem Ausschuss glaubhaft, dass er mit dem Fall Biotec erstmals durch mehrere Bürgerbeschwerden im Herbst 2007 konfrontiert worden sei. Sie hätten daraufhin das Regierungspräsidium Leipzig als zuständige Stelle um einen Sachstandsbericht gebeten. Darin sei am 27. September 2007 mitgeteilt worden, dass bei diversen Kontrollen keine Beanstandungen festgestellt worden seien.

Im Februar 2008 seien Beschwerden der Deutschen Umwelthilfe über Staubbelastung beim Regierungspräsidium Leipzig eingegangen. Eine daraufhin am 11. Februar 2008 durchgeführte Überwachung habe keine Verstöße ergeben. Am 18. März 2008 habe diese Beschwerde der Deutschen Umwelthilfe mit zahlreichen Fotos auch ihnen vorgelegen. Ihm, dem Zeugen Dr. Schieß, seien zu diesem Zeitpunkt erstmals Zweifel gekommen, ob hier nicht doch zu gewissen Betriebszeiten erhöhte Immissionen aufgetreten seien. Sie hätten deshalb das Regierungspräsidium Leipzig am 31. März 2008 gebeten, eine erneute unangekündigte Kontrolle der Anlage durchzuführen. Wie in der Vergangenheit seien keine Staubablagerungen festgestellt worden.

Nach Bewertung des Regierungspräsidiums sei die Anlage weiterhin ordnungsgemäß betrieben worden. Im April 2008 sei veranlasst worden, dass im Umfeld der Anlage Immissionsmessungen durchgeführt würden. Dies sei der Deutschen Umwelthilfe mit Schreiben vom 29. April 2008 mitgeteilt worden. Die staatliche Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft haben einen gewissen Vorlauf benötigt, um umfassendere Messungen im September 2008 durchzuführen. Das Landratsamt Nordsachsen sei nach der Verwaltungsreform ab dem 1. August 2008 zuständige Genehmigungsbehörde und habe daraufhin noch im Dezember 2008 eine Anlagenüberwachung durchgeführt und festgestellt, dass unzulässiger Weise heiße Schlacken im Freien entladen und gelagert würden. Das sei sofort unterbunden worden.

Am 25. Februar 2009 seien dann von der staatlichen Betriebsgesellschaft für Umwelt und Landwirtschaft Bodenproben genommen und analysiert worden. Die Ergebnisse seien von den Fachleuten im Landesamt wie folgt bewertet worden:

„Aus bodenschutzfachlicher Sicht können aus den vorliegenden Bodenuntersuchungen zusammenfassend folgende Schlüsse gezogen werden: Die ermittelten Schadstoffkonzentrationen im Oberboden geben keine Hinweise auf das Vorliegen einer Gefahr aufgrund einer schädlichen Bodenveränderung im Hinblick auf den Wirkungspfad Boden-Mensch. Die Gefahren eines Übergangs der Schadstoffe vom Boden in Nahrungspflanzen kann für die angrenzende Obstplantage aufgrund des stoff- und pflanzenspezifischen Transferverhaltens grundsätzlich als gering bezeichnet, aber nicht völlig ausgeräumt werden, insbesondere, da die Untersuchungsprogramme zunächst den Wirkungspfad Boden-Mensch im Blick hatten. Im Nahbereich der oben genannten Anlage befinden sich erhebliche Schadstoffanreicherungen im Oberboden, die Anlass zu der Besorgnis geben, dass bei weiterhin ungebremsten Einträgen hier künftige Gefahrenschwellen überschritten werden können.“.

Entsprechend der jeweiligen Nutzung hätten keine Gesundheitsgefahren bestanden.

Aufgrund eines vom Betreiber vorzulegenden Gutachtens über vorhandene diffuse Immissionen habe das Landratsamt dann dem Betreiber am 20. April 2009 diejenigen Maßnahmen aufgegeben, die zu einer merklichen Minderung der diffusen Immission hätten führen sollen. Die Messergebnisse der Folgemonate hätten gezeigt, dass die ergriffenen Maßnahmen erfolgreich gewesen seien. Die Immissionswerte seien auf ein normales Maß zurückgegangen. Aus Immissionsschutzrechtlicher Sicht sei damit der Anlagebetrieb nicht mehr zu beanstanden gewesen.

Abschließend erklärte der Zeuge Dr. Norbert Schieß glaubhaft, dass die Anlagen in Sachsen im zweijährigen Rhythmus umfassend überwacht würden. Es gebe ein Überwachungserlass vom Ministerium. Nach dem hätten die Behörden vor Ort eigenständig zu handeln. Dieser Erlass sei ausreichend. Er enthalte auch eine Bestimmung, dass anlassbezogen, wenn Beschwerden da seien, auch häufiger überwacht werden könne. Die Anlage der Biotec sei, so glaube er, im Jahre drei bis vier Mal überwacht worden.

Die sächsischen Umweltbehörden hätten rasch und konsequent gehandelt. Durch eigene Messungen hätten sie vor Ort ermittelt und daraufhin die erforderlichen Anordnungen unverzüglich erlassen. Die Messungen seien frühzeitig ergriffen worden, noch bevor die Deutsche Umwelthilfe eigene Untersuchungen durchgeführt habe. So lasse sich sagen: Die Bodenuntersuchungen des Landes hätten gezeigt, dass entsprechend der jeweiligen Nutzung keine Gefahr für Mensch und Umwelt eingetreten sei.

Diese Schlussfolgerung von Herrn Dr. Schieß steht auch nicht seine eigene Aktennotiz aus dem März 2009 entgegen. Er hatte damals geschrieben, „Anscheinend hat das Regierungspräsidium Leipzig bei den von ihnen veranlassten Kontrollen im Jahr 2008 regelmäßig geschlafen.“. Zum einen lässt sich nur schwer nachvollziehen bzw. beweisen, ob das Regierungspräsidium tatsächlich etwas nachlässig gearbeitet hat. Zum anderen erscheint es durchaus möglich, dass der Betreiber der Firma Biotec angesichts der bevorstehenden Kommunalreform die anstehenden Veränderungen in den staatlichen und kommunalen Zuständigkeiten ausgenutzt hat, um entgegen den rechtlichen Vorgaben zu handeln. Seine Aussage gegenüber dem Zeugen Ulrich Fiedler, Dezernent und Erster Beigeordneter des Landkreises Nordsachsen, er (gemeint ist Herr Fiedler) habe von Kristallografie sowieso keine Ahnung, lässt diese Vermutung zumindest als möglich erscheinen. Die Aussagen von Dr. Norbert Schieß wurden durch die Zeugenaussagen von Dr. Ingo Müller, Referent im Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie und im Referat Boden und Altlasten, verantwortlich für den so genannten stofflichen Bodenschutz, bestätigt.

Auch die Zeugin Dr. Andrea Kaltz, Referentin im Referat 52 „Anlagenbezogener Immissionsschutz, Lärm“ des Sächsischen Landesamtes für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie, bestätigte die Aussagen von Herrn Dr. Schieß.

Der Zeuge Peter Gamer, Leiter des Referates „Anlagenbezogener Immissionsschutz“ im Sächsischen Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie bestätigte ebenfalls die von Herrn Dr. Schieß gemachten Aussagen.

Auch der Zeuge Thomas Fischer, Angestellter der Deutschen Umwelthilfe, bestätigte im Grundsatz ebenfalls diese Aussagen. Die Aussage des Zeugen Fischer, erst die Deutsche Umwelthilfe habe auf den Missstand bei Biotec aufmerksam gemacht, konnte anhand der Aussagen von Herrn Dr. Schieß nicht bestätigt werden (siehe oben die Zeugenaussage von Herrn Dr. Schieß zur erstmaligen Meldung durch die Deutsche Umwelthilfe im Jahr 2008).

Der Zeuge Dr. Müller erklärte vor dem Ausschuss glaubhaft, die von der Deutschen Umwelthilfe gezogenen Proben hätten nicht den Vorgaben der Bodenschutzverordnung entsprochen und seien nicht belegbar gewesen. Im Unterschied zu den Proben der Deutschen Umwelthilfe würden die staatlichen und kommunalen Untersuchungen exakt nach den Vorgaben der Bodenschutzverordnung gemacht. Daher seien die Prüfwerte und Maßnahmen eindeutig nicht vergleichbar.

Zudem zeigt der von den Zeugen Voll und Kiesel dargestellte Informationsaustausch sowie auch die Bodenbeprobung durch das LfULG in Amtshilfe für das Landratsamt, dass auch nach der Verwaltungsreform die Zusammenarbeit zwischen den Umweltbehörden der verschiedenen Ebenen funktioniert hat. Der Zeuge Dr. Müller hat dies in seiner Aussage sehr überzeugend dargelegt.

Abschließend lässt sich sagen, dass die staatlichen und kommunalen Behörden aufgrund von Bürgerbeschwerden umfassend und umsichtig reagiert haben. Sie führten Immissions- und Bodenuntersuchungen durch. Allein im Zeitraum vom 3. September 2008 bis 29. Juni 2012 waren dies allein 25 Überwachungen, obwohl nur alle zwei Jahre eine Überwachung vorgesehen ist. Gegenüber der Firma Biotec wurden 139 einzelne Maßnahmen, Anordnungen, Bescheide und Auswertungen ergriffen. Im Endeffekt führte die ständige Kontrolle der staatlichen und kommunalen Behörden dazu, dass am 22. Januar 2010 eine Untersagungsverfügung erlassen wurde. Da die Firma Biotec diese nicht widerspruchslos hingenommen hatte, hat die Firma Biotec aber schließlich u.a. auch aufgrund eines vom Landratsamt in Auftrag gegebenen

Gutachtens am 25. März 2011 schriftlich erklärt, die Abfallimmobilisierungsanlage für die Behandlung gefährlicher Abfälle nach dem 31. März 2011 nicht mehr zu nutzen.

Ein Fehlverhalten seitens der staatlichen und kommunalen Behörden konnte seitens des 1. Untersuchungsausschusses nicht festgestellt werden.

VI. Komplex
ETU GmbH Altbernsdorf

Der 1. Untersuchungsausschuss hatte die Aufgabe, zu klären, ob die zuständigen Behörden vom Sächsischen Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft, das ehemals selbstständige staatliche Umweltfachamt über das Regierungspräsidium bzw. die Landesdirektion Dresden bis zu den jeweils zuständigen Landratsämtern nicht die rechtlich erforderlichen Prüfungen bei der Genehmigung und Überwachung der Bodensanierungsanlage oder Immobilisierungsanlage der ETU GmbH Altbernsdorf vorgenommen oder veranlasst haben oder die diesbezüglichen rechtlichen Vorgaben nicht ausreichend waren, um Gefahren für Mensch und Umwelt sicher auszuschließen.

Der Ausschuss hat nach Anhörung zahlreicher Zeugen festgestellt, dass die staatlichen und kommunalen Behörden ihren gesetzlichen Verpflichtungen nachgekommen sind. Sie haben ihrerseits alles von den Gesetzen und sonstigen Vorschriften Erforderliche veranlasst und vorgenommen, um Gefahren für Mensch und Umwelt sicher auszuschließen.

Der Zeuge Gunter Lange ist Bürgermeister der Stadt Bernstadt auf dem Eigen. Er erklärte vor dem Ausschuss überzeugend, dass auf der Ebene der Gemeinde die entsprechend erforderlichen Pläne jeweils rechtlich verbindlich im Rat beschlossen worden seien. Dazu gehöre selbstverständlich auch die Beteiligung der Bürger. Im Jahre 1993 sei unter Verantwortung der damaligen Gemeinde Altbernsdorf ein Vorhaben- und Erschließungsplan erarbeitet worden. Dieser Plan sei auch durch das Regierungspräsidium genehmigt worden. Mit der Eingemeindung der Gemeinde Altbernsdorf in die Stadt Bernstadt auf dem Eigen seien noch weitere Gemeinden hinzugekommen. Der Stadtrat von Bernstadt habe sich entschlossen, im Jahre 1995 einen gemeinsamen Flächennutzungsplan für die Stadt Bernstadt auf dem Eigen mit den dazugehörigen Ortsteilen erarbeiten zu lassen. Mit Bescheid des Regierungspräsidiums vom 18. Mai 1999 sei der Flächennutzungsplan genehmigt worden. Seit dem habe er Bestand und sei für die Arbeit der Stadt bindend bei planerischen Belangen. Für diesen Flächennutzungsplan sei das Gebiet „ETU Altbernsdorf“ wieder als Gewerbegebiet/Industrie ausgewiesen gewesen. Bis zum Jahr 2008 sei es eigentlich mehr oder weniger um Kapazitätserweiterungen der ETU gegangen, also Erhöhung der Tonnagenzahlen. Ab 2008 habe es eine neue Ausrichtung des Betriebes gegeben; es hätten dann auch Abfallstoffe angenommen werden sollen, die bis dahin von der Genehmigung ausgenommen gewesen seien. Wenn sie als Stadt Bernstadt um eine Stellungnahme zu planerischen Belangen gebeten worden seien, sei darüber im Amtsblatt informiert worden. Die Ratsbeschlüsse würden bei ihnen auch nach wie vor öffentlich ausgehängt. Auch der Stadtrat habe dazu immer eine Stellungnahme abgegeben und einen Beschluss fassen müssen. Auch die Gemeinde Schönau-Berzdorf sei informiert worden. Verhandlungen zur ETU seien grundsätzlich in öffentlicher Ratssitzung behandelt worden.

Weiterhin führte der Bürgermeister glaubhaft aus, Herr Weigelt, damals Miteigentümer und Mitgeschäftsführer der ETU, sei im Jahre 2007/2008 auch Mitglied des Rates der Stadt Bernstadt gewesen. An der Beratung habe er nicht teilgenommen. Diese sei öffentlich, er habe daher im Raum bleiben können. An der Abstimmung habe er sich auch nicht beteiligt. Die umliegenden Anwohner hätten der Erweiterung der ETU sehr kritisch gegenüber gestanden. Letztendlich sei die Genehmigung erteilt worden.

Der Zeuge Dr. Hänsel war zum damaligen Zeitpunkt Referent im damaligen Regierungspräsidium Dresden. Er war dort für die Genehmigung der Abfallanlagen, die im Regierungsbezirk Dresden in Betrieb gewesen waren, zuständig, unter anderem auch für die ETU GmbH in Altbernsdorf. Er erklärte glaubhaft, dass er nicht mehr wisse, wann die erste Genehmigung erteilt worden sei. 2007 sei von der ETU ein Antrag gestellt worden zur Errichtung und zum Betrieb eines Abfallzwischenlagers. Neben der Lagerung habe in der Anlage auch eine Behandlung der Abfälle durchgeführt werden sollen. Die Genehmigung dazu sei 2008 kurz vor der Verwaltungsreform erteilt worden. Der Antrag sei 2007 im Sommer eingereicht und von ihm auf Vollständigkeit bearbeitet wurden. Er habe insbesondere den fachlichen und rechtlichen Inhalt geprüft, ob dieser den Vorschriften des Immissionsschutzrechtes entsprochen habe. Die Unterlagen seien mehrmals vervollständigt worden. Nach Vervollständigung sei dann eine positive Entscheidung getroffen worden, indem die abfallrechtliche Anlage genehmigt worden sei. Die Öffentlichkeit sei beteiligt worden. Ab dem 1. August 2008 sei das Landratsamt Görlitz zuständig gewesen. Er erläuterte den Mitgliedern des Ausschusses ausführlich, wie das Verfahren einer Antragsgenehmigung in diesem Bereich zu verlaufen habe und wie es im speziellen Fall der ETU auch tatsächlich entsprechend den gesetzlichen Regelungen durchgeführt worden sei.

Aus der Sicht des Ausschusses gibt es keinerlei Beanstandungen hinsichtlich des Genehmigungsverfahrens für die ETU GmbH Altbernsdorf durch staatliche und kommunale Behörden. Die gesetzlichen Regelungen wurden von den zuständigen Stellen eingehalten.

Hinsichtlich der Immobilisierung erklärte der Zeuge Dr. Heiner Hänsel glaubhaft, dass die so genannte Immobilisierung Bestandteil der Genehmigung gewesen sei. Er erklärte, die Immobilisierung von Abfällen sei eigentlich nichts Neues. Die Immobilisierung dürfe vom Betreiber nicht durchgeführt werden, wenn die einzuhaltenden Grenzwerte nicht erreicht würden.

Prof. Klöß sagte im September 2012 bei „MDR Exakt“: „Hier liegt ein sehr dicker Antrag vor und in diesem sehr dicken Antrag gibt es keine Chemie. Es gibt nichts, was belegt, was eigentlich konkret gemacht wird. Und damit ist dann auch nicht plausibel zu beweisen, dass die Stoffe, die als gefährliche Stoffe hineinkommen, auch als ungefährliche herauskommen. Das ist nicht ersichtlich. Also so ein Antrag sollte in dieser Form nicht genehmigt werden.“.

Der Zeuge Dr. Heiner Hänsel erklärte dazu, es sei zwar richtig, dass in den Antragsunterlagen keine Beschreibung der chemischen Prozesse des Immobilisierungsprozesses vorhanden gewesen sei. Man könne das aber aus Erfahrung und aus fachlicher Erkenntnis im Umgang mit den Stoffen überblicken. Er habe Prof. Klöß so verstanden, dass dieser bemängelt habe, dass keine chemische Gleichung enthalten sei. Das müsse aber nicht sein. Man könne nicht zu allem eine chemische Gleichung schreiben, wenn das Verfahren, nämlich die Technologie beschrieben sei und wenn man abschätzen könne, was beim Zusammenmischen von zwei Stoffen passieren

könne. Das seien normale Fachkenntnisse, die man haben müsse, um so ein Verfahren bewerten zu können. Sie hätten also schon gewusst, welche Auswirkungen von der Immobilisierung ausgehen könnten.

Die Zeugin Verena Starke ist Amtsleiterin des Umweltamtes des Landkreises Görlitz. Sie erklärte, die immissionsschutzrechtliche Genehmigung für die Entsorgungsanlage ETU heiße wie folgt: „Genehmigung für die Errichtung und den Betrieb einer Anlage zur zeitweiligen Lagerung sowie zur Behandlung durch Vermengung und Vermischen sowie durch Konditionieren, Immobilisierung von gefährlichen und nicht gefährlichen Abfällen.“. Sie sei am 12. Juni 2008 vom Regierungspräsidium Dresden als der zuständigen Stelle erteilt worden. Hinsichtlich der Immobilisierung erklärte sie dem Ausschuss glaubhaft, dass bei dem genehmigten Stabilisierungsprozessen es so laufe, dass die ETU ein Rezept habe vorlegen müssen, das vorab im Labor erfolgreich geprüft worden sei. Das Prozedere sei vom Gesetzgeber vorgeschrieben und werde von der ETU in der Behandlungshalle durchgeführt. Die Genehmigung habe ein Vermengen, Vermischen, Konditionieren und ein Immobilisieren enthalten. Bei einem nicht angekündigten Vor-Ort-Termin hätten sie einmal eine Probe gezogen, die sich als nicht stabilisiert herausgestellt habe. Die ETU habe ihre Behandlungen in den letzten Jahren gegen Null gefahren. Es habe daher keinen Anlass mehr gegeben, verstärkt in dieser Richtung zu kontrollieren. Die Abklärung des Vorganges laufe aber noch, weil der von ihnen beanstandete Abfall als stabilisiert auf die Deponie „RAVON“ verbracht worden sei. Die zuständige Landesdirektion habe sie darüber informiert, dass die Klärung noch nicht abgeschlossen sei. Es werde geprüft, ob ausgekoffert werden müsse oder nicht. Sie hätten in diesem Fall eine Anordnung erlassen und den Entsorgungsstopp ausgesprochen.

Die Zeugin Heike Wieland arbeitete seit dem 1. Mai 2007 bei der ETU GmbH als Geschäftsführerin. Sie erklärte, dass Ende 2010 oder Ende 2011, die Jahreszahl wisse sie wirklich nicht genau, sei das Immobilisierungsverfahren bei der ETU eingestellt worden.

Der Zeuge Rüdiger Rimpler war vom 1. Mai 2007 bis 30. April 2012 als Betriebsleiter bei der ETU beschäftigt gewesen. Vom Beruf ist er Chemiker. Er erklärte, dass die ETU ein zertifizierter Entsorgungsfachbetrieb sei.

Die Zeugin Heike Wieland erklärte dazu, dass die ETU mit einem Zertifikat für die Bodensanierungsanlage für die Immobilisierung und Zwischenlagerung von Abfällen versehen sei.

Aus den Zeugenaussagen ergibt sich, dass die staatlichen und kommunalen Behörden hinsichtlich der Immobilisierung die entsprechenden Prüfungen durchgeführt haben, um Gefahren für Bürger und Umwelt zu verhindern. Diese Schlussfolgerung ergibt sich schon alleine daraus, dass die zuständige Landesdirektion noch mit der Prüfung beschäftigt ist, ob die Immobilisate, die auf der Deponie RAVON verbaut worden waren, ausgekoffert werden müssen oder nicht.

Hinsichtlich der Thüringer Magnesiumfässer aus Sondershausen hat der Ausschuss festgestellt, dass das Umweltamt des Landkreises Görlitz sowie die staatlichen zuständigen Stellen alles unternommen haben, um eine gesetzeskonforme Entsorgung der Magnesiumfässer zu ermöglichen. Die Vorgänge um die Magnesiumfässer schilderten sowohl die Zeugin Heike Wieland als auch Herr Rüdiger Rimpler sowie die Amtsleiterin des Umweltamtes des Landkreises Görlitz, Frau Verena Starke, sehr ausführlich. Im Ergebnis lässt sich festhalten, dass das Umweltamt des Landkreises Görlitz eine Reihe von Maßnahmen ergriffen hat, um die Entsorgung der Fässer zu

ermöglichen. Aus der Sicht des Zeugen Thomas Reißner sei die Annahme der Magnesiumfässer durch Herrn Rimpler ein Fehler gewesen. Deshalb sei Herr Rimpler auf Vorschlag von Frau Wieland entlassen worden.

Frau Starke erläuterte dem Ausschuss überzeugend, in welcher Art und Weise der Transport gefährlicher Abfälle von A nach B nach der Abfallentsorgungsnachweisverordnung zu erfolgen habe. Sowohl der Abfallerzeuger als auch der Abfallentsorger hätten die jeweiligen zuständigen Behörden einzuschalten und sich die Erlaubnis für die Abfallentsorgung einzuholen. Grundlegend dazu sei, dass die Abfälle richtig deklariert werden müssten.

Dem Ausschuss legte Frau Starke überzeugend dar, dass es zu mehreren gerichtlichen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Entsorgung der Magnesiumfässer gekommen sei. Aus diesem Grunde habe das Amt Anstrengungen unternommen, Frau Wieland die Geschäftsführertätigkeit wegen Unzuverlässigkeit zu untersagen. Sie seien der Auffassung gewesen, die ETU habe in der Pflicht gestanden, Maßnahmen zu ergreifen, den Tatbestand der Lagerung der Abfälle zu verkürzen. Hinzugekommen sei natürlich der Sachverhalt des illegalen Abtransportes der Abfälle am 1./2. August 2012 mit der anschließenden Beschwerde beim OVG am 28. August und der Information an sie. Im Zusammenhang mit den Kontrollen durch das RP erklärte der Zeuge Rüdiger Rimpler, Kontrollen durch die Behörde habe es überdimensional häufig gegeben. Andere Entsorgungsunternehmen seien sicherlich nicht in der Dichte kontrolliert worden. Im Ergebnis habe es dann ein Protokoll der Behörde gegeben.

Aus der Sicht des Ausschusses gibt es keine Beanstandungen hinsichtlich des Verhaltens der staatlichen und kommunalen Behörden. Die jeweils zuständigen Behörden haben die rechtlich erforderlichen Prüfungen bei der Genehmigung und Überwachung der Bodensanierungsanlage oder Immobilisierungsanlage der ETU GmbH Altbernsdorf vorgenommen oder veranlasst, um Gefahren für Mensch und Umwelt sicher auszuschließen.